Winterſtudien
und
Sommerſtreifereien
in
Canada.

Winterſtudien
und
Sommerſtreifereien
in
Canada.

Ein Tagebuch
von
Mrs. Jameſon.

Aus dem Engliſchen überſetzt
von
A. W.

Leid und Kunſt und Scherz.
Rahel.

Erſter Band.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Winterſtudien
und
Sommerſtreifereien
in
Canada.

Ein Tagebuch
von
Mrs. Jameson.

Aus dem Engliſchen überſetzt
von
A. M.

[illegible]

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Vorwort des Überſetzers.

Schon ſeit mehreren Jahren nehmen die Werke der Mrs. Jameſon eine bedeutende Stelle in der engliſchen Literatur ein. Alles, was dieſe Autorin bis jetzt geſchrieben, iſt von einem edeln Geiſte beſeelt, von dem Streben zu nützen und zu erfreuen. Beſonders ſcheint ſie ſich die Aufgabe geſtellt zu haben: für und auf Frauen zu wirken, und überall, wo ſie ihre Mitſchweſtern verkannt und unterdrückt, in falſcher Stellung oder unter Vorurtheilen leiden ſieht, fühlt ſie ſich beruſen, ihnen das Wort zu reden. Die erſten Producte ihrer Feder waren Kinderſchriften. Später ſchrieb ſie: »female Sovereigns,« eine Zuſammenſtellung der Geſchichte aller Herrſcherinnen, nebſt deren Wirken und Charakter-

ſchilderungen, ein Werk, welches ſich beſonders für die weibliche Jugend zu eignen ſcheint. In »the Romance of Biography« macht ſie mit denjenigen Frauen bekannt, welche Dichter zu ihren Dichtungen begeiſtert haben. — Ihren eigentlichen Ruhm begründete ſie aber durch das »Diary of an ennuyée«, ein Tagebuch in Italien, und durch eine Analyſe der weiblichen Charaktere im Shakſpeare, welche ſie mit Vignetten verzierte, denn Mrs. Jameſon zeichnet wie eine Künſtlerin, und ihr großes Talent für Malerei und Muſik, ſo wie ihr langer Aufent- in Italien, berechtigen ſie, ihr Kunſturtheil öffentlich auszuſprechen, und dieſes Urtheil wird durch den gebildetſten Geſchmack, durch das feinſte Gefühl geleitet.

Die ſo reiche Ausſtattung an Kenntniſſen und Talenten unſerer Autorin giebt genügenden Aufſchluß über die Vielſeitigkeit des vorliegenden Werkes.

Sehr erfreulich iſt es, daß im jetzigen Augenblicke, wo die canadiſchen Länder ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch nehmen, ein Werk über dieſe und deren Angelegenheiten uns von ſolch einer Feder geboten wird; es iſt ohne allen politiſchen Zweck, völlig unparteiiſch, unmittelbar vor der letzten Revolution geſchrieben, und

die Aufſchlüſſe, welche es uns mittheilt, tragen das Gepräge der Wahrheit.

Im Jahre 1837 unternahm Mrs. Jameſon die Reiſe nach Amerika, um ſich mit ihrem Gemahl zu vereinigen, welcher Vice-Kanzler in Ober-Canada iſt und in Toronto wohnt. Durch dieſe Stellung hatte ſie Gelegenheit, die Conſtitution und Verwaltungsart dieſes jungen Landes kennen zu lernen, und in deſſen Politik und Parteigeiſt einen tiefern Blick zu thun, als es anderen Reiſenden wohl vergönnt iſt. Sie ſcheint es ſich zum Beruf gemacht zu haben, Schwächen und Mißbräuche zu enthüllen, und daher kommt es, daß ſie in ihrem Vaterlande eine große Partei gegen ihr Werk und viel Widerſpruch gefunden hat. In Deutſchland aber wird man wohl deſſen Verdienſt anerkennen. Die Vielſeitigkeit deſſelben bietet jedem Leſer ein Intereſſe; es iſt ein ſchöner geiſtreicher Pot-Pouri, aus allen Gärten, die das Genie durchſtreift und bebaut, zuſammengetragen. Natur, Charakter, Literatur findet man mit Poeſie und warmen Herzen aufgefaßt und mit ſcharfem Verſtande beurtheilt. Beſonders dankbar müſſen wir Deutſchen für ihre Liebe zu unſerer Sprache und Literatur ſein, und für die Anerkennung, die ſie uns bei jeder Gele-

genheit angedeihen läßt, indem ſie ſich der vielbekannten Vorurtheile ihrer Nation ganz entledigt zu haben ſcheint.

Das ganze Werk iſt der Spiegel des edlen, großartigen Charakters der Frau, die es ſchrieb, was ſelbſt Diejenigen anerkennen müſſen, welche ihre Anſichten nicht immer theilen.

Vorrede.

Indem ich es wage, dem Publikum die Fragmente eines Tagebuches vorzulegen, welches eigentlich für eine Freundin geſchrieben war, kann ich nicht umhin, wegen der Aufnahme zu erbangen, welche dieſes Werk finden wird, vorzüglich in jetziger Zeit, wo das Land, auf welches es ſich theilweiſe bezieht, ein Gegenſtand ſo vieler Meinungsverſchiedenheiten und ſo vieler feindſeliger Angriffe iſt. Dieſes kleine Buch, welches das Reſultat eines gedankenreichen Müſſiggangs und vieler müſſiger Gedanken iſt, erwuchs nach und nach aus einem zufälligen Verſprechen; es war nie beſtimmt, in ſeiner jetzigen rohen und fragmentariſchen Geſtalt ſich zu zeigen, und ich bin mir zu ſehr deſſen Mängel bewußt, um nicht zu fühlen, daß ich einige Erklärung hierüber dem Publikum ſchulde, welches bis jetzt meine

Verſuche in der Literatur mit ſo viel Nachſicht und Güte aufgenommen hat.

Während meines Aufenthalts in Canada wurde ich in Gegenden und Regionen verſetzt, die bis jetzt von keinem Reiſenden noch beſchrieben waren (denn die nördlichen Ufer des Huron=Sees ſind beinahe ganz neues Terrain) und gerieth in Beziehungen mit den indianiſchen Stämmen, zu welchen bis jetzt wenige Europäiſche Frauen, die an ein verfeinertes und civiliſirtes Leben gewohnt waren, ſich gewagt haben und von denen keine noch etwas berichtet hat. Meine Abſicht war, das Reſultat des Geſchehenen, ſo wie das der Reflexionen und Vergleiche, welche ſo viele neue Erfahrungen erregen mußten, in einer ganz andern Form mitzutheilen. Doch zufolge eines Dazwiſchentretens verſchiedener Umſtände und einer wichtigen Beſchäftigung befand ich mich in der Alternative, entweder das Buch ſo zu geben, wie es hier vorliegt, oder es ganz zu unterdrücken. Ich hatte weder die Zeit, noch die Aufmerkſamkeit, welche zu einer Umgeſtaltung nöthig geweſen wäre.

Indem ich dieſe Noten für die Preſſe bereitete,

habe ich viel, was ſich auf meine eigene Perſon bezog, hinweggelaſſen, doch blieb noch viel von dieſem unbedeutenden Stoff, viel zu viel, was mich dem Mißverſtehen und ſelbſt einem ſtrengen Tadel ausſetzen kann. Doch auch hier, wie bisher, verlaſſe ich mich auf das nachſichtige Urtheil edler Frauen, indem ich hiermit anzudeuten wünſche, daß dieſes kleine Buch, ſo wie es vorliegt, vorzüglich an mein eigenes Geſchlecht gerichtet iſt.

Sehr gern hätte ich den unverſchämten Sauerteig des Egoismus, welcher ſich natürlicherweiſe in die Tagebuchsform einſchleichen muß, ganz weggelaſſen; allein als ich den Verſuch machte, verlor das ganze Werk ſeinen urſprünglichen Charakter, es verlor den Anſtrich der Realität, ja ſelbſt von ſeiner weſentlichen Wahrheit, und was es an Anmuth der Behaglichkeit und der lebendigen Beſchreibung beſaß, wurde flach, ſchwerfällig und didaktiſch. Man fand, daß, wenn der Ton des perſönlichen Auffaſſens, von dem die ganze Reihe der Beobachtungen und Handlungen ausging, wegfiel, ſo ſei es, als werde der Faden aus einer Perlenſchnur herausge-

zogen — die Kette der angereihten Erfahrungen und Ideen zerfiel und wurde zu einer unzuſammenhängenden Maſſe. Ich war alſo genöthigt, den loſen Faden des Empfindens beizubehalten, um Thatſachen und Bemerkungen locker daran zu reihen; obgleich ich ſtets lebhaft fühle, welcher Gefahr ich mich ausſetze, ſo habe ich doch nach reiflicher Ueberlegung entſchieden, natürlich darauf vorbereitet, das zu ertragen, was ich herauszufordern vielleicht den Anſchein habe, obgleich in Wahrheit das Herausfordern eben ſo weit von mir entfernt iſt, als die allzu große Sicherheit.

Dieſe Worte wurden in Ober-Canada geſchrieben, doch wird man erſehen, daß ſie wenig Bezug auf die politiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe jenes unglücklichen, ſchlecht verwalteten, doch ſehr ſchönen Landes haben. Nachher machte ich eine Tour nach Unter-Canada, gerade ehe die letzte Empörung ausbrach. Sir John Colbourne, deſſen Geiſt mir von gutem altritterlichen Schlage zu ſein ſchien und deſſen Namen ich nur mit Achtung und Ehrfurcht in dieſen Provinzen nennen hörte, war damals beſchäf-

tigt, ſich gegen die Bedrängniſſe zu rüſten, denen er ſpäter mit ſo gutem Erfolge begegnete. Ich hatte natürlicherweiſe viel Gelegenheit, die Stimmung der beiden Parteien zu beobachten, doch nicht genug, um ein Wort über dieſen Gegenſtand zu wagen. Ober-Canada ſchien mir im Geiſte loyal, doch grollend und nachtragend im Gefühl erlittener Unbilden, um beide unter dem gänzlichen Mangel an Intereſſe, von Seiten des engliſchen Gouvernements für den Zuſtand und die Bedürfniſſe des Landes, ſo wie für Gefühle und Fähigkeiten des Volkes leidend. Ich will nicht damit ſagen, daß dieſer Mangel an Intereſſe jetzt in demſelben Grade exiſtirt als früher; es iſt demſelben ein ſchmerzliches und plötzliches Erwachen bereitet worden, doch hat er nur zu lange beſtanden. Bezüglich auf Klima, Boden und natürliche Producte jeder Art ſchien mir die obere Provinz der niedern überlegen und wohl geeignet, eine unerſchöpfliche Quelle von Brennmaterial und Korn für das Mutterland zu ſein. Der Mangel eines Seehafens, der Mangel der Sicherheit des Eigenthums, die allgemeine ſchlechte

Verwaltung der Ländereien, welche dem Gouvernement gehören — dieſes ſcheinen mir die hervortretenden Urſachen des phyſiſchen Drucks zu ſein, den dieſes reiche Land erleidet, während Armuth, mangelhafte Erziehung des Volks und ein großer Mangel an Gemeingeiſt bei denen, welche nicht zu dem Volke gehören, den moraliſchen Druck, der überall hervorleuchtet, genugſam zu begründen ſcheinen. Man nehme nun noch ein Syſtem von Mißgriffen und ſchlechter Adminiſtration hinzu, die man keinem Individuum, keiner einzelnen Maßregel zuſchreiben kann, ſondern der ganzen Tendenz des Colonial-Gouvernements; der ewige Wechſel von Officianten und Maßregeln; das Schwanken in den Principien, welches alles öffentliche Vertrauen zerſtört, und ein Grad von Unwiſſenheit in Bezug auf das Land ſelbſt, welche denen unbegreiflich iſt, die es geſehen. — Wenn man dieſe drei Urſachen zuſammenfaßt: Mangel an Kenntniß, an Urtheil und an Intereſſe von Seiten der Regierung, wie kann man noch da über den anomalen Zuſtand der Regierten ſich verwundern und über den eines Landes, welches die

reichſten Hülfsquellen in ſich trägt, doch arm an Geldmitteln, Bevölkerung und Energie iſt! Doch ich fühle, ich gehe über meine Schranken hinaus. Wir wollen hoffen, daß die Regierung unſerer jungen Königin nicht, wie die der Maria Thereſia, mit dem Verluſt einer ihrer ſchönſten Provinzen beginnt, und daß ſie ſpäter auf die Landcharte ihres Gebietes wird blicken können, ohne jenes zürnende Erröthen und jene Thränen, mit welchen Maria Thereſia bis zum letzten Augenblick die Charte ihres verſtümmelten Reiches anſah und ihr verlornes Schleſien betrauerte.

Ich habe mich im Allgemeinen von Politik und Perſönlichkeiten fern gehalten; von der erſtern, weil ſolche Discuſſionen der Richtung meines Geiſtes fremd ſind und meine Fähigkeiten überſteigen, und von den letzteren aus Grundſatz, und ich bitte, nicht zu überſehen, daß, wenn ich irgendwo mich in perſönliche Details eingelaſſen habe, es nur mit der ausdrücklichen Genehmigung derjenigen geſchah, welche am meiſten dabei betheiligt ſind; — dieſes beziehe ich vorzüglich auf den Bericht über Oberſt

Talbot und die Familie von Soult St. Marie.

Was das Uebrige betrifft, ſo füge ich nur noch hinzu, daß ich über keinen Gegenſtand eine Meinung dictiren will, noch es mir herausnehme, über irgend etwas als eine Autorität zu ſprechen; mein größter Ehrgeiz reicht nicht weiter, als Stoff für die Nachforſchung und für das Nachdenken aufzuwerfen. Wenn dieſes kleine Buch Irrthümer enthält, ſo werden dieſelben gerügt und berichtigt werden, und das ſoll mich freuen. Wenn es nur eine Wahrheit enthält, und dieſe nicht größer als ein Senfkorn iſt, ſo wird es nicht umſonſt in die Welt getreten ſein, noch wird in dieſem Falle die Strenge der Kritik mich veranlaſſen, zu bereuen, daß ich es publicirte, ſelbſt in der jetzigen unverarbeiteten und, wie ich fürchte, unbefriedigenden Form.

Inhalt
des
erſten Theils.

Winterſtudien.

	Seite
Toronto	3
Eine Winterreiſe	9
Winterbeſuche	13
Schlittenfahrten	21
Beſuch von Indianern	23
Winterleiden	25
Reſerve-Ländereien der Geiſtlichkeit	27
Das Trauerſpiel Correggio	37
Deutſche Schauſpielerinnen	43
Der Niagara im Winter	55
Bäume in Canada	81
Geſellſchaft in Toronto	83
Politik und Parteien	85
Feuersbrunſt in Toronto	91
Eine wahre Geſchichte	97
Goethe's Taſſo, Iphigenia und Clavigo	101
Ein Soldat de fortune	109
Muſik und Muſiker	115
Conſtitution von Ober-Canada	125
Vertagung des House of Assembly	129
Beſchlüſſe des geſetzgebenden Raths 1837	133

Ueber den weiblichen Charakter 143
Goethe und Eckermann 149
Goethe's letzte Liebe 161
Goethe's Tiſchgeſpräche 165
Seine Anſichten über die Stellung der Frauen 173
Criminalfälle in Toronto 217
Grillparzers Sappho und Medea 241
Ontario-See 245
Das Dorf Credit 249
Erindale 253

.... 143
.... 149
.... 161
.... 165
.... 173
.... 217
.... 241
.... 245
.... 249
.... 253

Winterſtudien in Canada.

Sind denn die Bäume auch ſo troſtlos, ſo verzweiflungsvoll in ihrem Winter, wie das Herz in ſeiner Verlaſſenheit?

D
un
ei
be
P
ge
Ja
ſte
Ja
Ei
Kle
Ha
ſche

man
gen
alltä
Sta
gefr
Thu
von
und
Fuß

Den 20ſten September.

Toronto — dieſes iſt jetzt der wohlklingende Name unſerer großen Hauptſtadt — war vor dreißig Jahren eine Wildniß, der Zufluchtsort des Bären und des Wildes, mit einem kleinen, häßlichen, unbedeutenden feſten Platze, welcher nicht häßlicher und nicht unbedeutender geweſen ſein kann, als der jetzige es noch iſt. Vor zehn Jahren war Toronto ein Dorf, mit einem einzigen Backſteinhauſe und vier bis fünfhundert Bewohnern; vor fünf Jahren war es eine Stadt, welche ungefähr fünftauſend Einwohner zählte, und damals trug es den Namen von Klein-York; jetzt iſt es Toronto mit einem zunehmenden Handel und einer Bevölkerung von zehntauſend Menſchen. Dieſes ſchreibe ich aus einem Buche ab.

Was Toronto im Sommer iſt, kann ich nicht ſagen; man verſichert, es ſei ein hübſcher Ort; in dieſem Augenblick erſcheint es mir, der Fremden, ganz beſonders alltäglich und melancholiſch. Eine kleine ſchlecht gebaute Stadt, auf flachem Land, an dem äußerſten Ende einer gefrornen Bai, mit einer ſehr häßlichen Kirche ohne Thurm oder Thürmchen; einige Gouvernementsgebäude von hochrothen Backſteinen, alles im geſchmackloſeſten und gemeinſten Styl, den man ſich denken kann; drei Fuß Schnee rings umher, und der graue, einförmige

winterliche See und das tiefe Dunkel eines Fichtenwaldes, welcher die Ausſicht begrenzt, ſo kommt Toronto mir jetzt vor. Ich habe nicht viel erwartet, doch darauf war ich nicht vorbereitet. Vielleicht würde auch keine Vorbereitung gefruchtet, oder meine jetzige Empfindung gemildert haben. Ich will nicht ungerecht ſein, falls ich meine Anſicht zu ändern vermag. Wenn ich in mein eigenes Herz blicke, ſo finde ich, daß es die Trauer iſt um das, was ich verlaſſen und verloren, um das Ferne, nicht um das Gegenwärtige — welches über Alles, was mich umgiebt, eine Kälte verbreitet, die kälter iſt, als die eines Wintertages — ein Dunkel, welches tiefer iſt, als das der Winternacht.

Dieſes iſt alles ſehr traurig, und es iſt vielleicht ſchwach von mir; ich kenne aber keine beſſere Art, um zu der Wahrheit zu gelangen, als die Eindrücke der Gegenſtände und Charaktere auf meinen Geiſt zu beobachten und treu zu berichten, — oder vielmehr den Eindruck, den dieſelben von meinem Geiſte empfangen, der von den Wolken beſchattet, welche über ſeinen Horizont ziehen, jede Färbung ihrer wechſelnden Laune annimmt, — bis ſie in Licht übergehen, und durch Beobachtung und Vergleichung berichtigt oder wenigſtens modifizirt werden. Auch kenne ich keinen beſſern Weg als dieſen, um dem Geiſte eines Andern die Wahrheit zuzuführen, und nichts als Wahrheit, wenn auch nicht ganz vollkommene. So werde ich denn weiter ſchreiben. Bis

jetzt hat man mich noch nicht angeklagt, daß ich die Dinge dieſer Welt durch eine dunkle Brille anſehe, ſondern eher der entgegengeſetzten Tendenz. Wo habe ich aber meine Brille von couleur de rose gelaſſen? — den heitern Glauben, welcher mich bei viel ſchlimmern Begebenheiten aufrecht hielt, als deren irgend hier zu erwarten ſtehen. Die Ungeduld, die Wißbegierde, das ſchnelle Erfaſſen geſelliger Neigungen, die Bereitwilligkeit, zu gefallen und Gefallen zu finden, welche Eigenſchaften vielleicht aus meinem irländiſchen Blut entſpringen, dem ich ſo viel Troſt verdankte, wenn ich deſſen am meiſten bedurfte, ſo vielen Genuß, wenn ich am wenigſten darauf hoffte! — Wie? Alles vergeſſen — verloren? Und doch bin ich noch kein Eiszapfen, keine Auſter; ich wünſchte, ich wäre eines dieſer beiden! Nein! das Schlimmſte von Allem iſt die traurige Erinnerung an Freunde, die mich liebten, dieſes herzenskranke Sehnen nach der Heimath, nach dem Vaterlande, nach bekannten Gegenſtänden und lieben heimathlichen Geſichtern. Ich bin wie ein entwurzelter Baum, der in ſeinem Innern erſtirbt, doch zuweilen bin ich wieder mit der ſeltſamen Kraft begabt, mich ſelbſt über meine eigene erbärmliche Schwachheit luſtig zu machen.

Als ich mich geſtern Abend in Thränen niederlegte, nachdem ich mein Gebet für diejenigen geſprochen, welche ſo weit jenſeits des ſchrecklichen atlantiſchen Oceans ſind, durchzuckte mich eine komiſche Erinnerung an jene Ma-

dame de Boufflers, welche „avec tout de serieux et de sentiment“ erklärte, daß ſie einwilligen wollte, als Geſandtin nach England zu gehen, doch nur unter der Bedingung, daß ſie „vingt cinq ou vingt six de ses amis intimes“ und ſechszig oder achtzig Perſonen, welche „absolument necessaires à son bonheur“ mit ſich nehmen könnte. Die Vorſtellung einer ſo anmuthigen Impertinenz machte mich lächeln — doch! bin ich ihr denn ſo ganz unähnlich in dieſem Anfalle von Unvernunft? Es giebt ja überall Beſchäftigung für eine rationelle und geſunde Intelligenz, überall giebt es Gutes zu thun, Pflichten zu erfüllen, überall iſt die Seele ihre eigene Welt, ihr eigenes Vaterland, wenigſtens ihre eigene Heimath, oder ſollte es doch ſein. Wie viele ſchöne Worte könnte ich über dieſen Gegenſtand ſagen oder anführen, in Proſa oder in Reimen, aber umſonſt beſchwöre ich die Philoſophie herauf, ſie will nicht kommen, wenn ich ſie rufe; doch an ihrer Stelle kommen traurige, betrübende Erinnerungen, erſtarrende Gefühle, die mir alle ſagen, daß ich ein Fremdling bin unter Fremden, unglücklich von Innen und nach Außen, — und daß der Thermometer auf 12° unter dem Gefrierpunkt ſteht!

Es kommt auch viel auf den erſten Eindruck an, und ich habe mich jetzt noch nicht von dem Schmerz und der unangenehmen Empfindung meines erſten Ankommens hier erholt. Meine Freunde in New-York verſchwendeten viel Beredſamkeit, um mich von einer

Winterreiſe nach Canada abzuhalten. Ich hörte ihnen zu, und war ihnen ſehr für ihre Beſorgniſſe dankbar, doch ich geſtehe, ich glaubte der Schilderung nicht, die ſie mir von den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten machten, in welche ich gerathen ſollte. Sie ſagten, ich habe die ſchlechteſte Jahreszeit zu einer Reiſe durch den Neu-Yorker Staat gewählt (der Himmel weiß, daß ich ſie nicht gewählt habe). Die gewöhnlichen Erleichterungen des Reiſens wären jetzt aufgehoben; einige Wochen früher wären Flüſſe und Kanäle noch offen geweſen; einige Wochen ſpäter würden die Landſtraßen durch den Schnee geebnet und könnten im Schlitten befahren werden. — Jetzt ſei die Schifffahrt eingefroren und die Wege wären ſo verdorben, daß ſie kaum zu paſſiren ſeien. Dann war nur ein Nachtboot auf dem Hudſon, um, wie eine gedruckte Anzeige verkündete, nach Albany vorzudringen, oder ſo weit, als das Eis es erlaubte. Alles dieſes und noch mehr wurde mir vorgeſtellt — und mit ſo viel in die Augen ſpringender Vernunft und wahrem Gefühle, und in Worten und Tönen, denen ſo ſchwer zu widerſtehen war! — Doch obgleich ich die gute Abſicht und Theilnahme zu ſchätzen wußte, brachten dieſe Worte doch keinen andern Entſchluß hervor. Ich konnte mir keinen Begriff von Schwierigkeiten machen, welche nicht durch gute Worte, Gegenwart des Geiſtes und Geld in der Taſche konnten beſeitigt werden. Ich hatte das halbe Continent von Europa bereiſ't, oft allein, und

war nie in Verhältniſſe gekommen, wo beſagte Hülfs-mittel nicht geholfen hätten. In meiner Unwiſſenheit konnte ich mir von nichts Anderm eine Vorſtellung machen; doch würde ich nicht leicht Jemandem rathen, eine ähnliche Reiſe zu unternehmen, am allerwenigſten einer Frau.

Als wir den Hudſon in der Nacht hinaufſchifften, verlor ich natürlicher Weiſe den Anblick jener ſchönen Landſchaft, welche, wie man mir verſicherte, ſelbſt der Winter nicht aller ihrer Schönheit entkleiden kann — die er vielmehr nur in eine andere Art von Schönheit hüllt. Mit dem erſten Röthen des Morgens ſchlüpfte ich aus der überheizten Cajüte, welche mit verdrießlichen Frauen und ſchreienden Kindern überfüllt war, und fand meinen Weg auf das Verdeck. Ich war erſtaunt über das Schauſpiel, das ſo neu und ſchön ſich für mich aufthat. Die Kats-Kill-Berge, welche wir in der Nacht hinter uns gelaſſen hatten, waren noch immer ſichtbar, doch eben vor unſerm Blick verſchwindend, in ein nebelartiges purpurrothes Licht gekleidet, während unſer tüchtiges Dampfſchiff — das Vordertheil mit einer ſcharfen eiſernen Schneide bewaffnet — ſich ſeinen Weg durch eine vier Zoll ſtarke Eisrinde bahnte, welche hinter uns wie eine flüſſige Maſſe wieder zuſammenzufließen ſchien, ſo daß die Spur des Schiffes einige Ruthen hinter dem Steuerruder nicht mehr zu ſehen war. Jedoch folgten uns auf dem Pfade, der auf dieſe Weiſe geöffnet

war und ſich nur ſcheinbar ſchloß, in einiger Entfernung ein ſchöner Schoner und zwei kleine Dampfſchiffe nach. Ich ging auf dem Verdecke auf und ab, erfriſcht durch die ſchönſte kalte Luft und durch die Aufregung, welche die verſchiedenen maleriſchen Effekte, der in Eis gefeſſelte Fluß und die gefrornen Ufer hervorbrachten, bis wir Hudſon erreichten. Weiter als dieſe Stadt war es nicht ſicher für das Boot, vorzudringen, und wir waren noch immer dreißig Meilen von Albany entfernt. Nachdem wir Hudſon verlaſſen hatten, wurde alles eine ſchwere langweilige Arbeit, außer auf der Eiſenbahn zwiſchen Albany und Utika, es war die qualvollſte und ermüdendſte Reiſe, deren ich mich erinnere. Die Wege waren in ſolch einem Zuſtande, daß wir einmal ſechs Stunden zubrachten, um elf engliſche Meilen zurückzulegen. Zu einer Strecke, welche ſonſt eine Tagereiſe von einer Stadt oder einem guten Gaſthof zum andern war, brauchte man jetzt einen Tag und eine Nacht, oder auch zwei volle Tage.

Ich erinnere mich noch einer dunkeln Nacht, als Hagel und Regen herabſtrömte und unſere Extrapoſt langſam von unglücklichen Thieren durch den tiefen Koth, der mir »der Sumpf der Verzweiflung« ſchien, gezogen wurde; einige Bagage fiel von dem Verdeck des Wagens, welches bei den amerikaniſchen Poſten weder einen ſichern Platz für einen Menſchen noch für einen Koffer bietet. Der Kutſcher ſtieg ab, um ſie aus dem Schmutz

herauszufiſchen. Als dieſes einigen Aufenthalt verurſachte, ſteckte ein Herr, welcher mir gegenüber ſaß, den Kopf zum Fenſter hinaus, um nach der Veranlaſſung ſich zu erkundigen, und ihm antwortete der Kutſcher mit erzürnter Stimme: »Ich ſage, Ihr Herren ſitzt nicht ſo plappernd da, ſondern leiht Eure Hand, um dieſe Dinge an Bord zu bringen!!« Zu meinem großen Erſtaunen ſchien der Herr nicht über die Unverſchämtheit dieſes Aufrufs verwundert, ſondern ſprang ſogleich hinaus und lieh ſeinen Beiſtand. So iſt nun die Art des Volkes; der Kutſcher beabſichtigte keine Grobheit, auch wurde es nicht als eine ſolche aufgenommen, und meine Reiſegefährten konnten nicht umhin, über mein Erſtaunen zu lachen.

Nach ſechs Tagen und drei Nächten ſolchen Reiſens, während welcher keine Geſellſchaft, kein Intereſſe mich begleitete, fing ich an, vor Ermüdung zuſammenzuſinken. Das Beſte, was mich erweckte, war unſere Ankunft an der Fähre des Niagaraſtromes in Queenſtone, ungefähr ſieben Meilen unter dem Waſſerfall. Es war eine dunkele Nacht, und während unſer kleines Boot in dem ſchäumenden Waſſer herumgeſtoßen und durch ein Licht nach dem entgegengeſetzten Ufer geführt wurde, konnten wir deutlich das tiefe Rauſchen des Kataraktes hören, welches die Atmoſphäre um uns erfüllte und, wie es mir ſchien, dieſelbe erſchütterte. Dieſer mächtige Katarakt, der Traum und die Viſion meiner Kindheit und Jugend,

mir ſo nahe, — und ihn nicht zu ſehen! dem Gehör und dem Gefühle bemerkbar, wie Hiobs Viſion, immer gegenwärtig, doch unſichtbar! Sie können glauben, daß ich aus meiner Lethargie von Müdigkeit ganz und gar erwachte, um dieſer geheimnißvollen Stimme zu lauſchen, welche mein Blut ſtill ſtehen und erſtarren machte. In Queenſtone übernachteten wir, und am nächſten Morgen begaben wir uns nach der Stadt Niagara, welche am Ufer des Ontario See's liegt. Nun hatte, wie man ausgeſagt, die Schifffahrt auf dem See aufgehört, und wir ſahen nichts Beſſerem entgegen, als einer Reiſe von hundert Meilen um das obere Ende des See's herum, auf den ſcheußlichſten Wegen, anſtatt einer leichten Schifffahrt, einige dreißig Meilen von einem Ufer zum andern. Das Schickſal aber hatte einige von denjenigen Launen, welche man, wenn dieſelben in Büchern vorkommen, für unwahrſcheinlich und unnatürlich erklärt; es hatte die Sache anders beſchloſſen! Ein Dampfboot, welches ſeine letzte Fahrt machte, hatte zufälliger Weiſe am Hafen angelegt, und war eben im Begriff abzufahren. Die Ruder waren ſchon in Bewegung, als ich und meine Bagage hurtig an Bord genommen, beinahe hereingeſchleudert wurde. Kaum da angekommen, legte ich mich in die Cajüte nieder, ganz von Müdigkeit überwältigt, und ſank ſogleich in einen tiefen, traumloſen Schlaf.

Wie lange ich geſchlafen hatte, wußte ich nicht. Man weckte mich plötzlich, um mir zu ſagen, daß ich in To-

ronto ſei, und obgleich kaum im Stande, zu ſtehen, eilte ich doch auf das Verdeck. Die Werfte war ganz menſchenleer, da die Ankunft eines Dampfbootes zufällig und unerwartet war, und als ich aus dem Boote kam, verſank ich bis an die Knöchel in Schmutz und Eis. Der Tag war ſehr kalt und feucht; die Wolken hingen tief herab, mit Schnee beladen, welcher eben zu fallen begann. Halb erblindet durch den Hagel, welcher mir ins Geſicht getrieben wurde, legte ich ungefähr eine Viertelſtunde in dem Stadtviertel zurück, welches ein ſehr gewöhnliches Anſehen hatte, auch nicht ſtark bevölkert ſchien, und für mich noch eine unbekannte Wildniß war. Ich kam durch einförmige, kothige Straßen, welche wohl nie belebt, jetzt aber, wegen des drohenden Schneegeſtöbers, ganz verödet waren. Ich hörte keine Stimme, keine Fußtritte von Menſchen und Kindern; ich begegnete keinem bekannten Geſichte, keinem bewillkommnenden Blicke; ich war ſo traurigen Herzens, als eine Frau, nur ſein kann — und dieſes waren die Eindrücke und Gefühle, mit denen ich das Haus betrat, welches ich meine Heimath nennen ſollte.

Es dürfte nöthig ſein, dieſen traurigen, unfreundlichen Eindrücken Zeit zu gönnen, aus meinem Herzen und meiner Seele zu verlöſchen, ehe ich das beurtheile, was ich um mich herum ſehe. Das Haus, welches uns eine temporäre Wohnung bietet, während ein anderes gebaut wird, iſt ſchlecht gegen die Kälte geſchützt und mangelt

ganz und gar aller Conforts. Es hat den Vortheil einer Ausſicht auf die Hauptſtraßen, welche in die Stadt führen, und eines Blickes auf die Bai, — doch jetzt waren alle Gegenſtände von einer Farbe. Das Land iſt nicht vom Waſſer zu unterſcheiden; ich ſehe nichts als Schnee an meinen Fenſtern und nicht allein von Außen, ſondern auch von Innen. Ich höre keinen Laut als das Klingeln des Schlittengeläutes und das gelegentliche Brüllen einer halbausgehungerten Kuh, welche, bis an die Knie im Schnee ſteckend, vor der Thür eines armſeligen gegenüberliegenden Häuschens um eine kleine Gabe Heu fleht.

Den 27ſten December.

Was die Geſellſchaft betrifft, ſo kann ich nichts darüber ſagen, da ich noch nichts von derſelben geſehen habe. Alle Beamten haben Viſite gemacht, und alle Damen höflich und nach alter Form Karten abgegeben; demzufolge ſetzte ich mich geſtern, wohl eingepackt in Pelzwerk und Büffelkleider, in einen Schlitten, um die Beſuche gehöriger Weiſe zu erwiedern. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich wohl etwas von der Geographie der Stadt, aber nichts von den Menſchen. Diejenigen, welche ich ſah, ſchienen förmlich und etwas verlegen, doch können ſie trotzdem ſehr vortreffliche Leute ſein. Ich kehrte innerlich und äußerlich erfroren zurück, denn keine mei-

ner Pelzbedeckungen vermochte etwas gegen den Froſt und gegen den eiſigen Luftzug auszurichten, durch welchen wir auf den beeiſ'ten Straßen fuhren oder vielmehr flogen.

Das Anſehen der Stadt war zwar viel heiterer, als am Tage meiner Ankunft, doch noch immer melancholiſch genug. Ich fand wenig Leben und wenig Bewegung; wenig Menſchen in den Straßen, einige gute Kaufläden, einige Häuſer von Backſtein, aber den größten Theil von Holz. Der große Unterſchied des Anſehens der Stadt und Bai während der Sommerzeit, die blaue Farbe des Waſſers, das glänzende Grün der Ufer, die Menge der Schiffe und das geſchäftige Menſchengedränge auf den Dämmen wurden mir oft beſchrieben, ohne jedoch ein beſtimmtes und heiteres Bild vor meine Seele zu führen. Gerade die Neuheit des Anblicks vor mir ſchien, indem ſie einen ſo ſtarken Eindruck auf mich machte, jede Vorſtellungskraft zu hemmen.

Die Wahl dieſes Ortes zur Hauptſtadt der obern Provinz wurde durch den ſchönen Hafen entſchieden, der einzige, welcher zwiſchen der Curlington Bai und Cobourg liegt, eine Entfernung von ungefähr 150 engl. Meilen. Der General Simcoe, erſter Gouverneur nach der Trennung der Provinzen, und ein Mann von großer Thätigkeit und Energie, faßte die Idee, eine Hauptſtadt hier zu gründen. Zu jener Zeit befand ſich das Hauptquartier des Gouvernements zu Niagara, welches Newark

hieß und am entgegengeſetzten Ufer lag; doch es war den Grenzen zu nahe und dadurch unſicher. Doch iſt Toronto auch nicht ſicherer gelegen. Durch ſeine tiefe Lage und durch den Mangel einer, die Nachbarſchaft beherrſchenden Höhe iſt es beinahe nicht zu vertheidigen. Im Fall eines Krieges mit Amerika könnten einige Boote von der entgegengeſetzten Küſte, von New-York aus, das Fort und die Stadt leicht in Aſche legen, und wirklich war auch dieſes während des letzten Krieges 1813 beider Schickſal. Doch dieſelben Urſachen, welche veranlaßten, daß dieſer Ort für uns nicht zu vertheidigen war, machten, daß derſelbe auch nicht vom Feinde gehalten werden konnte, und er wurde ſogleich geräumt. Eine andere Einwendung iſt die Ungeſundheit ſeiner Lage. Toronto liegt in einem tiefen Sumpf, welcher noch nicht ganz ausgetrocknet iſt, und große Strecken ungelichteten Landes ſind noch rings herum. Doch die Schönheit und Sicherheit des großen Hafens und die Centrallage, ungefähr halben Wegs zwiſchen dem Huron-See und der Grenzlinie von Unter-Canada, haben ihren Rang als Hauptſtadt der Provinz beſtimmt, und ſie zum Sitz des geſetzgebenden Körpers geſchaffen.

Als der Ingenieur Bouchette durch den General Simcoe ausgeſandt wurde, um den Platz zu unterſuchen, fand er im Jahre 1793 bloß Sumpf und Wildniß; Birken, Schierling und Tamarisken-Bäume wuchſen bis ans Ufer und ſelbſt bis in den See hinein. Man hat

mir geſagt, daß Toronto die indianiſche Benennung des ganzen Diſtrikts »aus dem Waſſer wachſende Bäume« bedeute. Der Obriſt Bouchette ſagt, daß zu jener Zeit die einzige menſchliche Spur hundert Meilen im Umkreiſe in einem einzigen Wigwam beſtanden hätte, welches am Ufer ſtand und von einigen wenigen Miſſaſſaqua-Indianern bewohnt wurde. Drei Jahre nachher, als der Herzog de la Rochefaucoult hier war, beſtand die kleine Metropolis in einem Fort und zwölf erbärmlichen Blockhäuſern, deren Einwohner, wie der Herzog ſich ausdrückte, in keinem guten Rufe ſtanden. Die Stadt war aber ſchon bezeichnet, die Straßen, alle mit dem Ufer der Bai parallel laufend, zwei engliſche Meilen lang und von andern Straßen im rechten Winkel durchſchnitten. Es iſt Schade, daß man damals nicht dem Beiſpiel der Amerikaner folgte, und die Hauptſtraßen in gehöriger Breite abſteckte; einige hundert Fuß mehr oder weniger würden einen geringen Unterſchied gemacht haben, da wo der wilde Wald, der keinen Eigenthümer hatte, ſich, ſo viel man wußte, vom Huron-See bis zum Nordpol erſtreckte, jetzt würde es nicht ſo leicht ſein, den Fehler wieder gut zu machen.

Kingsſtreet, die Hauptſtraße, iſt eng und wird noch enger ausſehen, wenn die Häuſer höher, beſſer und regelmäßiger gebaut ſind. Ich ſehe, beim Abſtecken des faſhionablen oder weſtlichen Theils der Stadt hat man dieſen Mißgriff vermieden. Einen großen Raum zwi-

ſchen den Bauplätzen und dem Ontario-See hat man vernünftiger Weiſe zu einem Fahrwege oder einer Esplanade frei erhalten, doch ich bezweifle, daß derſelbe groß genug dazu iſt. Eines der ſonderbarſten und unerklärlichſten Phänomene, welches man bei dieſen ungeheuer großen Landſeen findet, iſt das allmälige Zunehmen des Waſſers, ſo daß ſelbſt in dieſen wenigen Jahren, wie man mir berichtet, ein großer Theil der hohen Ufer weggeſpült wurde und ein Fahrweg am Fuße derſelben ganz mit Waſſer bedeckt iſt. Wenn das ſo fortgeht, ſo muß ein feſtes Ufer, oder ein Quai als Schutzwehr gegen die überhandnehmenden Waſſer gebaut werden, oder die Esplanade wird bald verſchwinden.

Dieſes ſind die Erfahrungen, welche ich während meiner langen Fahrt ſammelte; es war in jeder Hinſicht kalt und ich kehrte, ohne auf irgend eine Art erbaut zu ſein, zurück.

Neujahrstag — kälter als je. Dieſen Morgen ſtand der Thermometer auf 18° unter 0, und Dr. R.... erzählte mir, daß einige chemiſche Zuſammenſetzungen in ſeinem Laboratorium in dieſer Nacht eingefroren wären und die Gläſer zerſprengt hätten, in welchen ſie enthalten waren.

Sie haben hier die Sitte, welche in Frankreich, Deutſchland und in den Vereinigten Staaten, ich glaube

überall, außer in England, herrſcht, am erſten Tage des Jahres Gratulationsviſiten zu machen. Dieſer Gebrauch, welcher dem Anſcheine nach nicht mit den Sitten des Volkes übereinſtimmt, iſt von den franzöſiſchen Einwohnern des untern Canada entlehnt worden.

Ich erhielt heute Morgen den Beſuch von dreißig Herren (glücklicher Weiſe für mich beſchränkt ſich dieſe Verpflichtung nur auf Herren), von denen ich zwei Drittel nie geſehen, noch von ihnen gehört hatte, auch war Niemand zugegen, der ſie mir hätte vorſtellen können. Einige von dieſen, nachdem ſie eingelaſſen worden, verbeugten ſich, ſetzten ſich und ſtanden nach zwei Minuten wieder auf, ſich aus der Stube hinaus verbeugend, ohne eine Silbe geſprochen zu haben. Alle waren zu eilig und, wie es ſchien, zu erfroren, um zu converſiren. Diejenigen, welche ſprechen konnten, klagten ſehr verſtändiger Weiſe über die zwecklose Pflicht, die ihnen auferlegt ſei, und über die Gefahr, welcher ſie ſich durch den häufigen Uebergang aus den überheizten Stuben in die ſchneidende kalte Luft ausſetzten, und prophezeieten ſich und Andern böſe Hälſe, Gichtſchmerzen, Fieber und andere Uebel. Ich konnte nur glauben und beklagen. Dieſe fremden Geſichter erſchienen und verſchwanden hintereinander ſo ſchnell, daß mir beinahe ſchwindlich wurde, doch waren unter der Menge ein oder zwei junge Leute, welche ich nach fünf Minuten langer Unterhaltung gleich als den Andern überlegen und als originelle, denkende Menſchen erkannte.

In der Londoner Geſellſchaft bin ich vielen Männern begegnet, deren eigentliche Geiſtesbeſchaffenheit ſchwer zu entdecken war; entweder waren dieſelben durch die Geſellſchaft geglättet und polirt worden, oder die Erziehung hatte ihren Verſtand mit Stuckaturarbeit belegt, mit hiſtoriſchen und poetiſchen Figuren, — welche ſehr ſchön anzuſehen waren, — doch lag die große Backſteinarbeit darunter, oder wohl gar verfaulte Bretter und Lehm. Da es nun in dieſem neuen Lande ſo wenig conventionelle Gebräuche giebt, ſo iſt es hier viel leichter, Backſtein, Granit und Marmor zu unterſcheiden.

Den 12ten Januar.

Wir haben noch einen bedeutenden Schneefall gehabt, und das Wetter iſt nun milder. Man ſagt, daß das Wetter hier nie länger als drei Tage ſich gleich bleibt, und Alle ſtimmen darin überein, daß die Luftveränderungen zu jeder Jahreszeit ſchnell und heftig eintreten; doch die Aerzte verſichern mir, daß das Klima von Canada im Allgemeinen eins der geſündeſten in der Welt iſt, obgleich in der unmittelbaren Umgebung von Toronto für jetzt noch einige Lokalumſtände eine Ausnahme von dieſer Regel machen. Der Winter in der obern Provinz iſt viel weniger ſtreng und anhaltend, als in Nieder-Canada.

Den 14. Januar.

Es ſcheint, als ob dieſe winterliche Jahreszeit, welche mir ſo traurig vorkommt, für die Bewohner von Canada die Zeit der Feſte iſt, und wenn ich nicht krank und eine Fremde wäre, und wenn ich Freunde mit mir hätte, ſo würde ich wirklich mit genießen. Der Winter iſt die Zeit für Beſuche und Schlittenfahrten, für allen Verkehr der Geſchäfte und der Freundſchaft, für die Bälle in der Stadt und auf Meiereien, für Cour machen, Heirathen, für fromme Verſammlungen und für alle Arten von Zuſammenkünften. Im Sommer machen im glücklichſten Falle die Hitze und die Muskitos das Reiſen unangenehm; im Frühjahr ſind die Wege nicht zu paſſiren; im Herbſt hat man zu viel Beſchäftigung mit dem Ackerbau, doch im Winter ſind die Wälder wegſam, die Straßen bieten eine glatte Oberfläche von blendendem Schnee, die Anſiedler der Wälder fahren in die Stadt, um ſich mit Vorräthen, Kleidungsſtücken und mit friſchem Fleiſche zu verſehen, welchen letztern Luxusartikel ſie im Sommer ſelten erhalten können. Ich ſtand heute an meinem Fenſter und beobachtete die vorübergleitenden Schlitten, welche von allen Größen und Geſtalten ſind. Einige von den Wagenſchlitten ſind gut gebaut und hübſch. Die Marktſchlitten beſtehen oft aus zwei oder drei Brettern, welche in Geſtalt einer hölzernen Schachtel zuſammengenagelt und auf Kufen geſetzt ſind. Ein wenig Stroh und eine Büffelhaut,

oder eine wollene Decke dienen als Sitz; Fäſſer voll Mehl, Körbe voll Eier füllen den leeren Raum aus. Noch andere ſind karrenartig und andere, welche »Cutters« genannt werden, ſtehen auf hohen Kufen wie Schlittenphaëtons. Dieſe werden von den jungen Herren und den Offizieren der Garniſon gelenkt und erfordern keine unbedeutende Geſchicklichkeit im Fahren; jedoch werfen ſie, wie man mir verſichert, nicht öfter als ein Mal alle Viertelſtunde im Schnee um, woraus kein Unglück, ſondern viel Vergnügen entſteht. Mein Entzücken ſind aber die Waldſchlitten. Ein großer Bretterboden wird auf Kufen geſetzt, mit einigen in die Höhe ſtehenden Stangen verſehen, deren äußerſte Enden mittelſt Stricke zuſammengehalten werden; darauf werden Blöcke von Eichen-, Tannen- und Ahornholz bis zu einer Höhe von ſechs bis ſieben Fuß aufgehäuft. Oben darauf liegen einige Stück Wild, ſteif gefroren, mit ihrem ungeheuren Geweihe, das auf eine maleriſche Weiſe hervorragt, und auf dieſen ſitzt wieder ein Mann, in eine wollene Decke gehüllt, mit der Pelzmütze über die Ohren gezogen, und ſein Schlafrock von ſcharlachrother Wolle bildet eine ſchöne Farbenzuſammenſtellung. Mit einer Stange leitet er ſeine geduldigen Ochſen, deren dampfender Athem in die kalte Luft emporwirbelt; kurz, die ganze Maſchine bildet einen eben ſo pittoresken Anblick als die Weintraubenwagen in Italien, obgleich der Vergleich gewiß ſehr verſchiedenartig iſt.

Den 16ten Januar.

Dieſen Morgen, ehe ich noch angekleidet war, wurde mir ein ſonderbarer Beſuch angekündigt. Ich hatte meinem Freunde, dem Herrn Hepburne, den Wunſch ausgeſprochen, einige Eingeborne des Landes zu ſehen. Er hatte die Güte, ſich meiner Bitte zu erinnern, und demzufolge brachte der Obriſt Givins, der Hauptagent der Indianer, einige derſelben, um uns zu beſuchen. Diejenigen, welchen der Anblick dieſer Leute nichts Seltenes und durchaus nichts Intereſſantes iſt, waren ſehr erſtaunt über eine Neugierde, welche, wie Sie zugeben müſſen, ſehr natürlich und weiblich war.

Die Geſellſchaft beſtand aus dreien, — einem Anführer, welcher „White deer“, weißer Hirſch, hieß, und zweien ſeiner Freunde. Dieſer Anführer war in eine wollene Decke gekleidet, er trug Beinkleider und eine aus Wolle verfertigte Kappe mit einer Spitze, von welcher eine lange ſchwarze Adlerfeder herabhing. Dicke Mocazinsſchuhe von ungegerbtem Leder vollendeten ſeinen Anzug; er hatte ungefähr funfzig Schnüre von blauem Wampum um ſeinen Hals. Die andern zwei waren eben ſo gekleidet, mit Ausnahme des Wampum und der Federn. Ehe ich hinunterging, legte ich eine Kette von Wampum an, was ihnen zu gefallen ſchien. Als Stühle geboten wurden, ſetzten ſie ſich ſogleich nieder (obwohl Obriſt Givins ſagte, ſie würden ſich lieber auf den Boden niedergelaſſen haben) und beantworteten mit ernſter,

ruhiger Würde die Artigkeiten und Fragen, welche man an ſie richtete. Ihr Betragen war ſchweigſam und zurückhaltend, ihr Ausdruck melancholiſch; die Phyſiognomie des Anführers war bei weitem die intelligenteſte. Sie erzählten mir, daß ſie Chippewas aus der Nachbarſchaft des Huron-See's wären, daß die Jagdzeit unglücklich geweſen ſei, daß ihr Stamm ſehr durch Hunger und Kälte leide und daß ſie gekommen ſeien, um von ihrem großen Vater, dem Gouverneur, einen Vorrath von Nahrungsmitteln und wollenen Decken für ihre Weiber und Kinder zu erbitten. Sie waren mit ihren Schneeſchuhen hundertundachtzig Meilen weit über den See hergekommen, und in den letzten achtundvierzig Stunden hatte keiner von ihnen Nahrung zu ſich genommen. Sogleich wurde ein Frühſtück von kaltem Fleiſch, Brot und Bier für ſie beſtellt, und obgleich ſie wohl noch in ihrem Leben keine europäiſche Tiſcheinrichtung geſehen hatten und noch überdies halb verhungert waren, ſetzten ſie ſich ruhig ohne Verlegenheit nieder und langten nach dem, was ſie wünſchten, mit dem größten Anſtand, außer daß nach einem oder zwei Verſuchen ſie ihre eigenen Meſſer und die Finger ſtatt der Beſtecke gebrauchten. Nachdem ſie genug gegeſſen und getrunken, wurden ſie ins Gouvernementshaus geführt, um von dem Gouverneur Geſchenke an Decken, Flinten und Vorräthen zu empfangen, und beim Abſchied hielt mir Jeder die Hand entgegen, und der Anführer betete mit dem größten Ernſt

zu dem großen Geiſt um Segen für mich und mein Haus. Im Ganzen war der Eindruck, den ſie mir zurückließen, obgleich durch ſeine Neuheit amüſant und aufregend, doch ſehr melancholiſch. Die Art von verzweifelnder Reſignation in ihren ſchwarzbraunen Geſichtern, ihre ſchmutzige, fettige Kleidung und ihre unglückliche Geſchichte erfüllten mich mit dem größten Mitleid, und ich kann hinzuſetzen, ich fühlte mich in meiner Erwartung getäuſcht, und alle meine frühern Eindrücke von den unabhängigen Kindern der Wälder ſind fürs Erſte geſtört. Dieſe waren die Erſten, welche ich von jener unglücklichen Menſchenrace geſehen habe, mit der ich noch hoffe beſſer bekannt zu werden, ehe ich dieſes Land verlaſſe. Ungeachtet alles deſſen, was ich gehört und geleſen, habe ich doch noch einen ſehr vagen Begriff von dem indianiſchen Charakter, und die verſchiedenen Anſichten, welche die Reiſenden, ingleichen die Romanſchreiber, davon gegeben, vermehren die Schwierigkeit, einen richtigen Begriff über dieſe Völker zu bilden, und vorzüglich über die Stellung ihrer Frauen. Obriſt Givins, welcher dreißig Jahre ſeines Lebens unter den weſtindiſchen Stämmen zugebracht hat, bis er an Gewohnheiten und Sprache beinahe zu ihnen gehörte, iſt kein unparteiiſcher Richter; er war bei dieſer Gelegenheit ihr Dolmetſcher und ſagt, daß eine eben ſo große Verſchiedenheit in Sprache und Gebräuchen der verſchiedenen Stämme herrſche, zum Beiſpiel zwiſchen den Chip-

pewa's und Mohawks, als zwiſchen irgend zwei europäiſchen Nationen.

Den 16ten Januar.

Irgend ein Philoſoph hat geſagt oder geſchrieben, »daß unſere guten und ſchlechten Eigenſchaften, unſere Tugenden und unſere Laſter mehr von dem Einfluß des Klimas abhingen, als der Stolz der civiliſirten Menſchheit gern eingeſteht.« Und dieß iſt eine Wahrheit, oder vielmehr es hat einen Anſchein von Wahrheit, dem ich, was mich betrifft, nicht widerſprechen kann, — doch dem ich nicht gern Glauben ſchenke. Wie auch das Klima ſei, in welchem der Menſch geboren und erzogen iſt, kann er ſich nicht immer durch ſeine moraliſche Kraft über deſſen degradirenden, erſtarrenden oder aufregenden Einfluß erheben? und ſollte das nicht um ſo leichter ſein, wenn er im reifern Alter, mit ſchon gebildeten Gewohnheiten, zufälliger Weiſe dieſen Einflüſſen ausgeſetzt iſt? Handeln wir in ſolch einem Falle mit mehr Weisheit, wenn wir uns den Gewohnheiten und Gefühlen der äußern Umgebungen anſchmiegen, oder wenn wir denſelben widerſtehen und ſie beſiegen, mehr in der Abſicht, unſere Individualität treu zu behaupten, als in der Hoffnung, die phyſiſchen und geſelligen Einflüſſe um uns herum zu leiten und zu ändern?

Wie ich dieſe Frage mir ſelbſt vor Zeiten würde

beantwortet haben, als ich noch Geſundheit, Energie und die vertrauende Seele meiner Jugend beſaß, das weiß ich — jetzt aber iſt es zu ſpät. Ich könnte beinahe wünſchen, ein Siebenſchläfer zu ſein oder eine Bärin, um den übrigen Theil dieſes kalten, kalten Winters zu verſchlafen, und nur mit den erſten grünen Blättern zu erwachen, mit dem erſten warmen Hauch des nahenden Sommers. Ich friere den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch; und wie dem armen Harry Gill ſchlagen mir immer die Zähne zuſammen, dann erglühe ich wieder von Zeit zu Zeit im trocknen, heißen Fieber. Das iſt, was meine Dienerin, ein gutes Mädchen aus Oxfordſhire, »the hager« die Peſt nennt, eigentlich iſt es aber das kalte oder ſchleichende Fieber. Durch die eigenthümliche Lage von Toronto iſt dieſe Krankheit hier im Frühling ſehr vorherrſchend. Da ich ein Fremder, und noch nicht acclimatiſirt bin, hat es mich ſchon vor der gewöhnlichen Jahreszeit ergriffen. Die Chinarinde iſt im Allgemeinen ein unfehlbares Mittel dagegen.

Die Kälte iſt jetzt ſo groß, daß die Tinte im Tintenfaß einfriert, während ich ſchreibe, und meine Finger um die Feder herum ſteif werden. Ein Glas Waſſer, welches neben meinem Bette ſteht, und nur einige Fuß weit vom Heerde entfernt iſt (auf welchem Blöcke von Eichen- und Ahornholz aufgehäuft ſind und die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden), iſt am Morgen eine feſte Maſſe Eis. Gott helfe den armen Ein-

wanderern, die noch nicht auf die Kälte der Jahres-zeit vorbereitet ſind! — Doch iſt dieſes noch nichts im Vergleich zum Klima der niedern Provinzen, wo, wie wir hören, der Thermometer auf 30° unter dem Gefrierpunkt ſtand. Ich verliere die Sehnſucht nach Hauſe zu ſchreiben, eine Reflexion oder ein Gefühl aufzunotiren; — der Gedanke ſteht ſtill in meinem Kopfe, wie die Tinte in meiner Feder. Das darf nicht ſein! ich muß mich zu einer Beſchäftigung herausrütteln, und wenn ich dieſelbe nicht von Außen finden kann, ſo muß ich ſie mir aus meinem Innern erſchaffen. Wir haben noch vier Wintermonate, und Muße genug etwas vorzunehmen. Was? weiß ich nicht, doch muß dieſe Zeit verwendet und nicht ganz verloren werden!

Das House of Assembly hält jetzt Sitzung, und die Angelegenheit, welche berathen wird, iſt die Appropriation der geiſtlichen Reſerve-Güter, eine Streitfrage, welche ſehr wichtig für das künftige Wohl der Colonie und für jeden denkenden Geiſt ſehr intereſſant iſt. Viele Meinungsverſchiedenheiten und viele Erbitterung herrſchen über dieſen Gegenſtand, der ſo oft ſchon in Berathung gezogen wurde, und noch immer nicht entſchieden iſt.

Als Ober-Canada ſich von der untern Provinz 1791 trennte, wurde ein Siebentheil der Ländereien zur Er-

haltung der Geiſtlichkeit unter dem Namen »Clergy Reserves« abgetheilt. Die Kirche von England machte, da ſie die vom Geſetz eingeführte Kirche war, Anſprüche auf die gänzliche Uebereignung dieſer Ländereien. Die Römiſch-Katholiſchen reichten unter den alten Bedingungen, durch welche bei der Eroberung der Colonie für die Erhaltung ihrer Kirche geſorgt war, ihre Anſprüche auch ein, eben ſo die Presbyterianer in Rückſicht auf ihren Einfluß und die Methodiſten wegen ihrer Mehrzahl. Zugleich ſandten die Einwohner durch ihre Behörden eine Petition an das Gouvernement, damit das Ganze der Clergy Reserves für Erziehungszwecke beſtimmt werden möge, wozu die bisherigen Verwilligungen, welche noch obendrein ſchlecht verwaltet ſind, durchaus nicht hinreichten; doch davon ſpäter. Wenn dieſe Angelegenheit bei der damaligen Sitzung wäre von den Radicalen 1832 entſchieden worden, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzte Beſtimmung hinſichtlich dieſer Ländereien prävalirt hätte, welche jetzt aus zwei Millionen Acres (aus den vierzehn Millionen Acres, welche cultivirt ſind oder noch cultivirt werden) beſtehen und ſich vermehren, je nach dem mehr Land von den unermeßlichen, unendlichen Waldbiſtrikten gewonnen wird. Das Gouvernement des Mutterlandes ſandte der Regierung hier eine Ceſſion der Kronländereien und eine Empfehlung, die Sache zu entſcheiden. Wir haben jetzt ein House of Assembly, welches von der Verſammlung im Jahre

1832 ſehr verſchieden iſt, das Uebergewicht iſt auf der andern Seite; ich habe jetzt erfahren, daß in Bezug auf dieſen Gegenſtand drei verſchiedene Parteien ſtattfinden. Erſtens die, welche das Ganze dieſer Ländereien nur der Erhaltung der Kirche von England zuſprechen möchte. Dieſes iſt eine kleine aber ſehr eifrige Partei, welche nicht ſowohl auf ihre eigene Anſprüche, als auf die Unrechtmäßigkeit und Unzuläſſigkeit der andern Anſprüche ſich bezieht. Da die Kirche von England, wie der Erzbiſchof behauptete, die einzige wahre Kirche ſo wie auch die geſetzlich beſtehende iſt, ſo würde die Aufrechthaltung irgend einer andern Religion, oder einer andern Form der Religion auf Staatskoſten ein offenbarer Aufruhr gegen die heilige Schrift und gegen das Geſetz ſein.

Eine zweite Partei thut dar, daß die Kirche von England nur aus einer kleinen Anzahl von Coloniſten beſtehe, daß kein Glaubensbekenntniß außer dem der Quäker einen Menſchen von der Geſetzgebung eines Staates ausſchließen könne, alſo müſſe jede Religion, welche vom Staate geduldet würde, vom Staate auch erhalten werden. Sie ſchreien gegen die Trennung der Religion von dem Erziehungsweſen und beſtehen darauf, daß die Reſerve-Ländereien, nach der Anzahl der Mitglieder einer jeden Kirche, vertheilt werden ſollen, zwiſchen den Episcopalen, Presbyterianern, Römiſch-Katholiken, den Wasleyer Methodiſten und den Wiedertäu-

fern. Dieſe Partei iſt zahlreich, aber nicht einſtimmig. Sie ſtimmen zwar alle in der Feindſeligkeit gegen die alleinigen Anſprüche der Episcopal-Kirche überein, aber, wie es ſcheint, auch in weiter nichts; und einige zahlreiche und ehrbare Secten werden von ihnen ganz ausgeſchloſſen.

Eine dritte Partei, und bei weitem die zahlreichſte, verlangt, daß die Erhaltung der Geiſtlichkeit, wie in den vereinigten Staaten, den willkührlichen Beiträgen der Gemeinden überlaſſen, und der ganze Ertrag der Ländereien zu der Erziehung des Volkes verwendet werde.

Ich habe nicht lange genug im Lande gelebt, um dieſe Streitfrage practiſch zu beurtheilen, und auf die eigenthümlichen Bedürfniſſe und Umſtände des Volkes zu beziehen, doch in der Theorie ſtimme ich jetzt mit keiner Partei überein, ſondern begnüge mich allein mit Aufmerkſamkeit zu lauſchen, was ich um mich herum höre. Was die Petition betrifft, welche dem Gouvernement des Mutterlandes zugeſchickt wurde, ſo war dieſelbe eine wahre Quelle für das Ridicul, indem ein Parlament, von welchem viele Mitglieder nicht leſen und viele nicht orthographiſch ſchreiben konnten, eifrig für die Erziehung ſprach. Ich habe in der That einige Probeſtücke von Schrift und Orthographie ſolcher ehrbarer Mitglieder geſehen (von einflußreichen und wohlhabenden Männern), über die es unmöglich war, nicht zu lachen. Doch fühlte ich keine Neigung, um dem Ridicule beizuſtimmen,

welches man ſo freigebig auf dieſe Schreiber warf. Es ſchien mir durchaus nicht lächerlich, daß Menſchen, welche ſelbſt nicht den Vortheil einer guten Erziehung genoſſen hatten, doch beſorgt waren, dieſelbe ihren Brüdern angedeihen zu laſſen. Herr H.... erzählte mir neulich, daß in den abgelegenen Städten unter zwanzig bis dreißig Perſonen nicht Eine leſen und ſchreiben könne, oder die Mittel beſitze, ſolche Kenntniſſe zu erlangen. Als ich das dem Herrn B... wiederholte, welcher ein geborner Canadier und ſehr mit dem Lande bekannt iſt, und als ich ein ungläubiges Geſicht dazu machte, rief er lachend aus: »Nicht einen unter zwanzig bis dreißig, Madame? nicht einen unter ſiebenzig!«

Die Frage als eine bloße Parteiangelegenheit konnte mich nicht intereſſiren, doch die ſeltſamen, rohen, unwiſſenden, oberflächlichen Meinungen, welche ich in den Converſationen hörte und in den Debatten und Provinzial-Zeitungen las, erregten mein Erſtaunen. Es fiel mir ein, daß, wenn ich die Vorrede von Victor Couſins Bericht, von welchem ich eine Copie habe, in einer wohlfeilen Geſtalt könnte drucken laſſen, und einige ſtatiſtiſche Berechnungen und einige Stellen aus Dupins Bericht über die Erziehung von den Kindern der ärmern Claſſen hinzufügte, viel Gutes damit gethan würde; — man könnte dem Volke dadurch zu einigen allgemeinen Grundſätzen verhelfen, um ſeine Meinungen hiernach zu bilden — während dieſelben mir jetzt alle irrig ſcheinen. Nichts,

was in Europa über dieſen wichtigen Gegenſtand iſt veröffentlicht worden, war bis zu ihnen gedrungen, und die Kürze und Klarheit dieſer kleinen Vorrede, welche die Wichtigkeit eines Syſtems der Nationalerziehung auseinanderſetzt, und einige allgemeine Wahrheiten ohne Beimiſchung irgend einer politiſchen und ſectiriſchen Nebenabſicht, würde, wie ich dachte und hoffte, demſelben eine günſtige Aufnahme verſchaffen. Doch nein! Kaltes Waſſer wurde von allen Seiten auf mich gegoſſen —, mein Einfluß auf irgend eine Weiſe war ſo ſichtlich unangenehm, daß ich mit manchem Seufzer meinen Plan aufgab, und ich fürchte, ich werde es immer bereuen. Es iſt wahr, ich bin noch ein Fremdling, hülflos an Mitteln und meinen Weg durch ein geſelliges Syſtem, von welchem ich wenig mehr als nichts weiß, — nur dunkel herausfühlend. Ich hätte vielleicht mehr Uebel ſtiften können als Gutes, wer weiß? und die Wahrheit wird doch am Ende ſiegen, aber die Wahrheit ſcheint ſo viel Schwierigkeit zu finden, um den Atlantiſchen Ocean zu überſchiffen, daß man denken möchte, ſie ſei die arme Katze in der Fabel, welche fürchtet, ſich die Füße naß zu machen.

Ein Unfall von Krankheit und Fieber, welcher vier Tage gedauert, iſt wieder vorüber, ich bin dadurch aber untauglicher, ſchwächer und niedergeſchlagener als je.

Herr Campbell, Schreiber der Aſſiſen, hat mir höflicher Weiſe angeboten, mich in ſeinem Schlitten zum Niagara zu fahren. Der gute Herr Campbell! Ich habe den Mann noch nie in meinem Leben geſehen, doch im Uebermaß meiner Dankbarkeit bin ich bereit, ihm alles Gute zuzutrauen. Mein Herz erſtarb in mir, und ſehnte ſich nach irgend einer Veränderung, nach irgend einer! Ich glaube aus derſelben Art von Inſtincte, welcher das verwundete Thier in den Wald treibt, um die Kräuter aufzuſuchen, welche es heilen ſollen. Denn hier iſt Dr. R., welcher mir verſichert, daß ein Wechſel der Luft das Einzige ſei, was mir gut thun könnte. So iſt es denn beſtimmt, daß am nächſten Dienſtag früh um acht Uhr ich bereit ſein werde, Hrn. Campbells Schlitten zu beſteigen. Fünf Tage! noch fünf mal vierundzwanzig Stunden Froſt und Schnee von Außen, und die monotone Einſamkeit im Innern — und meine Fähigkeiten, meine Finger und meine Tinte ſind eingefroren. »So langſam und nutzlos rollen die Augenblicke dahin.«

Langſam? — Ja; aber warum nutzlos? das wäre gewiß meine eigene Schuld.

Den 21ſten Januar.

Seit geſtern und heute iſt eine Abnahme in der großen Kälte eingetreten. Der Thermometer iſt über den Gefrierpunkt.

Ich fange an mich zu ſchämen, daß ich nur von müſſigen und nutzloſen Tagen erzähle, und begreife, was jene unglücklichen Geſchöpfe leiden müſſen, welche immer ohne Intereſſe und ohne Beſchäftigung dahin leben. Was iſt das für ein Leben?

Für mich iſt es etwas Neues, denn ich bin nie bis zum Tod ennuyirt geweſen, außer in der Einbildung. Es iſt gleich der altmodiſchen Tortur, welche von jener liebenswerthen Perſon, der Königin Eliſabeth, eingeführt wurde. Eine gewiſſe ſchwere Laſt wird auf die Bruſt des Verbrechers gelegt, und alle Tage nach und nach vermehrt, bis das Leben mit dem Herzen zerdrückt iſt. Nun gut! — Geduld und Reſignation ſind ja noch immer zur Hand. — Aber die Geduld jenes jungen Cherubim mit roſigen Lippen ſcheint die Züge der ſtrengen Nothwendigkeit angenommen zu haben, und ſtatt einen Engelsgeſang zu ſingen, raſſelt er mit Ketten an meinem Ohr, und die Reſignation kommt in einer Geſtalt, welche mich an Ottiliens Definition erinnert: »Reſignaion, meine Liebe, iſt nur die Verzweiflung, welche die Leute nicht ſchlägt.« Da bleibt aber noch die Pflicht, welche noch mehr iſt, als die Liebe, »der Stern, welcher jedem wandernden Boten leuchtet, auf den Sturm herabblickt, und nie erſchüttert wird.«

Die Pflicht iſt das aufrechthaltende Geſetz, durch welches der Schwächſte ſtark wird, und ohne die jede Kraft unſtät iſt wie das Waſſer. Kein Charakter, und

wenn er auch noch ſo harmoniſch gebildet und noch ſo reich begabt iſt, kann vollendet ſein ohne dieſes inwohnende Princip; es iſt der Mörtel, welcher das ganze moraliſche Gebäude zuſammenhält, und ohne welchen alle Macht, Güte, Intelligenz, Wahrheit, Glück, ja ſelbſt Liebe keinen Beſtand haben können; ohne dieſen ſinkt der ganze Bau unſerer Exiſtenz zuſammen, und verſetzt uns in die Mitte einer Ruine, wo wir über unſern eigenen troſtloſen Zuſtand erſtaunen.

Den 21ſten bis 22ſten Januar.

Als ich meine deutſchen Bücher dieſen Morgen ordnete, fiel ich auf Correggio von Oehlenſchläger, und auf die Schuld von Müllner, und ich las beide mit vieler Aufmerkſamkeit. Das erſte gefiel mir beſſer, das letztere fiel mir weniger auf, als vor einem Jahre, wo ich beide zum erſten Mal las.

Man kann an Nichts mehr zweifeln, ſeitdem »Jon« ſo viel Beifall erndtete. Doch würden Sie es für möglich halten, daß Correggio in England aufgeführt und mit einem Beifall empfangen würde, der dem, welchen dieſes Trauerſpiel in Deutſchland fand, nur im Geringſten gleich käme. In England könnte es in der That ein paſſendes Publikum finden, obgleich nur ein kleines, würde es aber daſſelbe Mitgefühl erwecken? — würde es ſelbſt mit der gewöhnlichen Geduld von einem

ſo gemiſchten Publikum ertragen werden, wie das war, welches ſein erſtes Erſcheinen in Deutſchland begrüßte?

Hier iſt ein Trauerſpiel, deſſen vorherrſchendes Intereſſe nicht niederer Ehrgeiz iſt oder Stolz der Könige, weder Liebe, noch Furcht, noch Mord, noch die Nebenbuhlerſchaft von Prinzen, noch der Fall von Dynaſtien, noch irgend eine der gewöhnlichen Formen tragiſcher Begebenheiten, — ſondern die Kunſt, die hohe Kunſt — und deren Macht, in der Seele des Einzelnen entfaltet, und deren Einfluß auf die Geiſter der Andern. Dieſe Idee iſt im Charakter des Correggio verkörpert, jedoch iſt er kein fingirter Charakter, ſondern vollkommen individualiſirt.

Alle jene Züge ſeines Lebens und ſeine beſondern Gewohnheiten und Anlagen, welche durch Tradition zu uns herübergekommen, ſind ſehr ſorgſam beibehalten, und das Reſultat davon iſt ein bewunderungswürdiges Portrait des Künſtlers und des Mannes. Seine Freundlichkeit, ſeine Zärtlichkeit, ſeine Beſcheidenheit, ſein ſanfter, liebender, beſcheidener Charakter werden alle mit außerordentlicher Zartheit berührt. Der Ausbruch des edlen Selbſtvertrauens, mit welchem er ausruft, nachdem er Raphaels heilige Cäcilie angeſtaunt hat: Anch'io sono Pittore iſt ſehr ſchön angebracht. Francia wurde durch den Anblick des ſeltenen Bildes heim in ſein Bett und in den Tod geſandt, ſo heißt es wenigſtens. Aber Correggio war nicht der Mann, der über eines andern Vortrefflichkeit ſterben konnte, obgleich er ſehr oft ſeine

eigene bezweifelte. Die Anekdote von Correggio, als er von der Raubgier und Rachſucht eines Räubers gerettet wurde dadurch, daß er ſich auf eines ſeiner Gemälde berief, und die Geſchichte, daß er ſeinen Apotheker mit einem ſeiner ſchönſten Bilder bezahlt habe, ſind auch wirkliche Begebniſſe aus dem Leben des Malers, welche mit dem pittoreskeſten Effect eingeführt ſind.

Diejenigen, welche durch die Wälder des katholiſchen Deutſchlands und durch Italien gereiſet ſind, haben gewiß oft eine Madonna oder Magdalene in einem groben Rahmen an dem knotigen Stamme irgend einer Eiche befeſtigt geſehen, welche den Pfad beſchattet. Grünes Gras wächſt rings umher, ein frommer Kranz von wilden Blumen iſt über das rohe Heiligenbild aufgehängt, und davor iſt ein kleiner Raum, ausgehöhlt von den Knien der Reiſenden, welche von ihrer Reiſe ſich ſeitwärts gewendet haben, um im kühlen Schatten auszuruhen und ein Ave Maria oder ein Ora pro nobis zu beten. Ich erinnere mich ſehr wohl, einſt auf einem wilden Waldwege bei Vollbrücken in Oberöſtreich, eine ſolche Madonna geſehen zu haben. Zwei kleine halbnackte Kinder und ein rieſiger, ſchwarzbärtiger Holzmacher knieeten davor, und aus der Ferne tönten die Geſänge einiger Bauern, welche bei der Erndte beſchäftigt waren, herüber. Die Magdalene von Carreggio, dieſelbe, welche ſich jetzt in der Dresdner Gallerie befindet, und in unzähligen Abdrücken und Copien durch die ganze

Welt verbreitet iſt, wird ohne irgend eine allzugroße Anſtrengung der Wahrſcheinlichkeit an ſolch' einem Orte dargeſtellt. Auch werden wir nicht über die Identität dieſes Bildes in Zweifel gelaſſen, denn es iſt in drei oder vier ſehr ſchönen Zeilen beſchrieben. Sehr ſchön iſt, wie Correggio, als er dem alten Eremiten ſein Werk überreicht, daſſelbe erklärt:

»Ein ſündhaft Mädchen, das mit Reu' und Angſt
Wie ein geſcheuchtes Reh zum Dickicht floh,
Um der Nachſtellung ferner zu entgehen;
Doch iſt es ſchön von einem Weibe, mein' ich,
Einmal gefallen, wieder ſich zu heben;
Es giebt ſehr wen'ge Männer, die das können.«

Und Sylveſter ſtellt die ſchöne Geſtalt, in Worten gemalt, vor uns:

— Welch' ſchönes Gemälde:
Der dunkle Schattenwald, die blonden Haare,
Die weiße Haut, das himmelblau' Gewand,
Die Jugendsfülle und der Todtenkopf,
Das Weiberhafte und das große Buch;
Ihr habt mit vieler Kunſt die Gegenſätze
In ſchöner Harmonie hier aufgelöſ't.

Die Art, in welcher Correggio ſeinen Kummer ausdrückte, als er ſich von ſeinem Bilde trennt, iſt eben ſo natürlich, als ſchön:

Die Dichter haben's gut; ſie können immer
Die Kinder alle in der Nähe haben.
Der Maler iſt ein armer Vater, der
Sie in die weite Welt ausſenden muß.
Da müſſen ſie nachher ſich ſelbſt verſorgen.

Um Correggio herum gruppirt, in jeder Art von Harmonie und Contraſt, finden wir eine Verſchiedenheit von Figuren, welche genugſam markirt ſind, jede in ſich ſelbſt vollendet, und alle behülflich, den Haupt=Effekt durchzuführen, die Apotheoſe nämlich des Künſtlerhelden.

Auch hat Oehlenſchläger dieſe Tragödie nicht zum Vehikel bloßer Deklamation beſtimmt, oder um irgend ein beſonderes Syſtem der Kunſt oder irgend eine Art von Grundſätzen aufzuſtellen. In Michel Angelo und Giulio Romano finden wir zwei Künſtlerſeelen, welche eben ſo ſehr von einander verſchieden ſind, als von Antonio Correggio ſelbſt. Der hochmüthige, ſtrenge, arrogante, aber edelmüthige, großartige Michel Angelo kann nur mit Schwierigkeit dahin gebracht werden, eine Art und Weiſe, die ſo von der ſeinen verſchieden iſt, zu ſchützen oder nur eines Blickes zu würdigen, und donnert ſeine Regeln wie ein olympiſcher Jupiter herab. Der heitere, vertrauende, freigebige Giulio Romano iſt weniger ausſchließlich, wenn auch weniger ſtreng großartig in ſeinem Geſchmack. Die reiche Anmuth des Correggio, die Vereinigung des rein Natürlichen mit dem rein Idealen bei ſeiner Auffaſſung des Schönen zeichnet ihn wieder vor den beiden andern großen Meiſtern aus. Der Einfluß, den die Kunſt auf verſchiedenartig conſtituirte Gemüther ausübt, iſt in der zärtlichen Gattin des Correggio dargethan, das Lieblings=Modell zu ſeinen Madonnen; ſo wie im alten Eremiten Sylveſtro;

in der hochgebornen, ſchönen, enthuſiaſtiſchen Cöleſtine, welche den Lorbeerkranz auf die Stirn des ſchlafenden Malers drückte; in dem Bauermädchen Lauretta, welche den vor Durſt Verſchmachtenden zu trinken reicht, im reuigen Räuber; und dem ſorgloſen jungen Nobile, der die Kunſt ſeiner Eitelkeit und ſeinen Leidenſchaften dienſtbar hält, ſo wie in dem gemeinen Schurken des Stückes, Battiſta, welcher der Einzige iſt, der ganz unempfindlich gegen den Einfluß der Kunſt bleibt. — Alle dieſe bilden eine ſo ſchöne Gruppe, welche ſo meiſterhaft durchgeführt wird, als man es je in der dramatiſchen Literatur finden kann. Dann giebt es ſo reizende Anklänge des Gefühls, ſo ſchöne Stellen und Beſchreibungen, ſo wie Aphorismen über die Kunſt, welche die Phantaſie ergreifen und ſich an das Gedächtniß anklammern! während die Hindeutungen auf gewiſſe wohlbekannte Bilder, indem dieſelben durch einige ausdrucksvolle und charakteriſtiſche Worte vor unſer geiſtiges Auge geſtellt werden, für den Kunſtliebenden ſehr anziehend ſind.

Die Veranlaſſung, welche als Urſache von Correggio's Tod dargeſtellt wird, beruht auf einer Tradition *),

*) Die des Vaſari, welcher beſtätigt, daß er in großer Armuth ſtarb; daß, als er in Parma eine Bezahlung von ſechzig Kronen erhalten, man dieſelbe ihm diebiſcher Weiſe in Kupfer auszahlte, und er die Stadt Correggio mit der Laſt auf dem Rücken verließ im Eifer, ſeiner Familie aus der Noth zu helfen, und zufolge dieſer An-

welche ſpätere Nachforſchungen für ſehr problematiſch ausgewieſen haben. Es bleibt aber unwiderlegt, daß er arm lebte und arm ſtarb, — daß ſeine Geſundheit ſchwach und zart war, und ſein Leben zurückgezogen und tadellos; und die Kataſtrophe war ſo lange im Umlauf und wurde geglaubt, daß der Dichter wohlgethan hat, ſich an die allgemeine Tradition zu halten. Im Augenblick, wo Correggio ſtirbt, kommt ein Bote vom Herzog von Mantua an mit reichen Anerbietungen ſeiner Gönnerſchaft. Er kommt zu ſpät, die Kunſt und die Welt ſind Erben des großen Genies; ſeine arme Familie folgt ihm gebrochenen Herzens zum Grabe.

Die Schuld von Müllner bringt keine ſolcher überwältigenden Wirkungen auf die Einbildungskraft hervor, wenn man ſie zum zweiten Mal lieſ't; wir werden zu ſehr von dem Intereſſe der Geſchichte angezogen, doch in einer Hinſicht hat es mich noch mehr ergriffen, als das erſte Mal. Hugo ſagt:

Mich dünket, nie
Sollten Nord und Süd ſich küſſen!

Und durch dieſes ganze ſchöne Stück hindurch wird der Geiſt des Nordens mit dem Geiſte des Südens in

---

ſtrengung ſtarb. Lanzi und andere ſeiner Biographen glauben dieſe Geſchichte nicht, und haben deren Unwahrſcheinlichkeiten aufgeſtochen. Was auch die Veranlaſſung ſeines Todes ſei, ſo laſſen die Ausdrücke des Annibal Carracci auf Vernachläſſigung und Armuth ſchließen

ſchönem aber fürchterlichem Contraſte dargeſtellt. Die Leidenſchaften, welche das Grundwerk des Stückes ausmachen, werden in den Paläſten und unter den Orangenhainen des glühenden Südens vorbereitet. Die Kataſtrophe entwickelt ſich inmitten der Wüſten und Fichtenwälder des Nordens, und im blonden, ſtillgemüthlichen, aber heroiſchen ſcandinaviſchen Mädchen Jerta, und in der dunkeln, leidenſchaftlichen Elvira haben wir den perſonificirten Begriff des Nordens und des Südens.

Iſt es Ihnen nie eingefallen, daß Coleridge dieſer Tragödie gedacht haben muß, als er ſeine „Reue“ ſchrieb?

Wie kann eine leichte Berührung des äußerſten Ringes uns durch die ganze Kette von Erinnerungen und Ideen-Verknüpfungen hindurch führen! Ein Wort, ein Name hat mich von Toronto nach Wien verſetzt; was für ein Flug! was für ein Contraſt! er verſetzt ſelbſt die Phantaſie außer Athem. Habe ich ihnen je Madame Arneth genannt? Als die Schuld in Wien gegeben wurde, ſpielte ſie die ſcandinaviſche Jerta, und ich habe den Effekt ihrer Darſtellung in ſeiner charakteriſtiſchen Reinheit und Ruhe und milder intellectueller Schönheit mit dem »Mondſchein auf einem Schneeballenkranz« vergleichen hören, — ein Vergleich, welcher mir einen lebhaften Eindruck der Wahrheit gab; Madame Arneth war ſelbſt der blonden ernſten Jerta nicht unähnlich.

Die Streitfrage iſt ſchon oft aufgeſtellt und oft be-

ſtritten worden; ich bin aber geneigt, die Meinung zu behaupten, welche ich ſchon irgendwo ausgeſprochen habe, daß in dem Berufe einer Schauſpielerin nichts liegt, was mit der Achtung, die den Frauen zukommt, unvereinbar wäre, oder mit der Ausbildung jeder weiblichen Tugend, wie mit der Ausübung jeder Pflicht des Privatlebens. Ich habe mit Leuten darüber geſprochen, welche anders denken und doch fortfahren, das Theater als ein Vergnügen zu beſuchen, und als eine Quelle geiſtigen Genuſſes und der Ausbildung, und dieſes halte ich für einen Abfall von Grundſätzen — welcher an und für ſich ſelbſt unrecht iſt und auch obendrein die Veranlaſſung zum Unrecht. Die Liebe zu dramatiſchen Vorſtellungen, zur Nachahmung liegt in den Elementen der menſchlichen Natur. Wir finden dieſelbe in Kindern, in den Wilden, in allen Zeitaltern, bei allen Nationen. Wir können es nicht ändern, es iſt nun einmal ſo. Daß die Stellung einer Schauſpielerin zuweilen eine falſche iſt, — ja vielleicht ſelbſt eine gefahrvolle für ein weibliches Weſen, das iſt nicht die Schuld des Berufes, ſondern die Wirkung der öffentlichen Meinung über dieſen Beruf. Wenn die Mode oder das conventionelle Geſetz oder die öffentliche Meinung etwas für unſchicklich erklärt — was ſie nicht als unrecht beweiſen kann — wenn ſie beſchimpft, was ſie zugiebt, befördert, was ſie verdammt, und ſich dann doch darüber entzückt! Iſt es da ein Wunder, wenn aus jenen unſinnigen, barba-

riſchen Inconſequenzen eine ganze Schaar von Mißbräuchen und Mißgriffen entſteht? Was die Anſicht betrifft, daß das Bühnenſpiel als Profeſſion nicht mit weiblicher Tugend und Sittlichkeit zuſammen beſtehen könne, ſo iſt dieſelbe nicht allein eine Beleidigung für die achtungswerthen Frauen, welche die Bühne geziert haben und noch zieren, ſondern auch für das ganze Menſchengeſchlecht; ich erröthe darüber aus Empörung. Diejenigen, welche nicht nachdenken, und deren giebt es ſehr viele in der Welt, deuten auf die vielen Beiſpiele, welche für die entgegengeſetzte Meinung angeführt werden können; ſie haben mich dadurch oft im Augenblick des Streitens in Verlegenheit geſetzt, aber nie nach genauer Beobachtung und Unterſuchung. Und mit Berückſichtigung anderer Fehler, welche mir vom moraliſchen Geſichtspunkt aus betrachtet nicht geringer erſcheinen, ſehe ich nicht ein, warum ſolche Beiſpiele nothwendiger Weiſe mit der Profeſſion des Bühnenſpiels in Verbindung ſtehen ſollten. Eitelkeit, Eiferſucht, Selbſtſucht, Intriguengeiſt, die krankhafte Wirkung übergroßer Aufregung, ſind nicht nur auf Schauſpielerinnen beſchränkt. Wenn die Frauen, welche ſich in dieſer Stelluug befinden, der Vorſicht und der Würde bedürfen, um die Verſuchung abzuweiſen, und der Selbſtbeherrſchung, um derſelben zu widerſtehen, und einige Kenntniſſe ihres körperlichen Zuſtandes und der Verbindlichkeiten, welche ihre Profeſſion ihnen auferlegt, um ihre Geſundheit, die phy-

ſiſche ſowohl als die moraliſche zu ſchonen, ſo bedürfen ſie doch nur das, was alle Frauen haben ſollten, deſſen jede Frau bedarf, in was für einer Lage ſie ſich auch befinden möge. Doch wir wollen zu Madame Arneth zurückkehren.

Vor drei Jahren lebten in Wien drei berühmte Schauſpielerinnen; alle drei ſchön, jung und begabt. Sophie Müller wurde mir zuerſt von Schlegel genannt; er ſprach mit Entzücken und Bewunderung von ihr, als von der glücklichſten Darſtellerin einiger ſhakſpeariſchen Charaktere, welche man je in Deutſchland geſehen, und es ſcheint, als habe ſie einen unauslöſchlichen Eindruck auf diejenigen zurückgelaſſen, welche ſie die Chrimhilde in den »Niebelungen« ſpielen ſahen. Sie war von Bewunderern umringt, doch habe ich nie gehört, daß irgend einer von dieſen ſich des kleinſten Vorzuges hätte rühmen können, durch den ſie ihn von den andern ausgezeichnet habe. Streng gegen ſich ſelbſt, ihrer Kunſt ergeben, welche ſie ſehr emſig ſtudirte, concentrirte ſich ihr Ehrgeiz ganz in derſelben. Zu gleicher Zeit erfüllte ſie alle Pflichten einer Tochter gegen einen alten Vater, und die einer Mutter gegen eine Familie von jüngern Brüdern und Schweſtern, und ihr Haus war ein Muſter der Ordnung und der Sitte. Sie ſtarb 1830.

Nicht lange vorher ſtarb Anna Krüger*, eben ſo tadellos in ihrem Betragen und ihrem Rufe als Frau, doch in anderer Hinſicht ſich ſelbſt und ihr eigenes Intereſſe

vernachläſſigend. Sie war im hohen Grade frei von Selbſtſucht und Eiferſucht, wohlthätig, gutmüthig und von aller Welt geliebt. Ihre Darſtellung der muthigen und heroiſchen Charaktere, in Luſt- und Trauerſpielen wurde mir immer als ſehr ſchön gerühmt. Schillers Jungfrau von Orleans war ihre Hauptrolle.

Die dritte war Antoinette Adamberger, jetzige Madame Arneth, und ich bin ſo glücklich und auch ſtolz darauf, ſie unter meine Freundinnen rechnen zu können. Ihr früherer Name kann Ihnen nicht unbekannt ſein, denn ſie hat durch ganz Deutſchland eine theuere, wenn auch traurige Berühmtheit erhalten, und iſt unzertrennlich mit der Literatur ihres Vaterlandes verknüpft, als Braut von Theodor Körner, der Dichterheld des Befreiungskrieges. Erſt nachdem wir einige Zeit mit einander vertraut waren, erwähnte ſie Körners gegen mich. Eines Abends, als wir allein zuſammen ſaßen, erzählte ſie mir mit tiefem Gefühl und mit Herders Einfachheit die Einzelnheiten ihres erſten Begegnens mit ihm und die Umſtände ihres Verhältniſſes. Ich hätte Ihnen ſagen ſollen, daß ſie zu jener Zeit eine Lieblingsſchauſpielerin auf dem Hoftheater war, und ſich mehr in den Rollen auszeichnete, welche Zartheit, Anmuth und Würde verlangten, als in denen, wo Kraft und Leidenſchaft erforderlich waren. Thekla im Wallenſtein, und Jerta in der Schuld wurden für ihre Meiſterrollen erklärt.

Von ihrem Urtheil als Künſtlerin konnte ich mir

einen Begriff machen durch die Analyſe (zu welcher ich ſie veranlaßte) von der Beatrice in Schillers Braut von Meſſina, einer Rolle, in welcher ſie, wie man ſagt, ſich ſelbſt übertraf, und welche an Zartheit und Grazie mit der Perdita zu vergleichen iſt. Die paſſive Schönheit und Kraft von Schillers Auffaſſung zu analyſiren, dazu gehörte ein richtiger und guter Geſchmack, und um dieſelbe mit ſo viel Glück und Wirkung darzuſtellen, bedurfte es einer jugendlichen, zarten Geſtalt. Doch konnte Madame Arneth vielleicht in ihren Jugendjahren, als ſie die Beatrice ſo göttlich ſpielte, den Charakter derſelben nicht ſo gut analyſiren als ſpäter, wo ihr gereiftes Urtheil und ihr gebildeter Geſchmack ſie befähigte, über ihre eigene Auffaſſung nachzudenken. Dieſes iſt aber eine Abſchweifung von meinem Gegenſtande, denn es ſind die moraliſchen Eigenſchaften, nicht die intellectuellen Kräfte der Schauſpielerinnen, welche ich vertheidige.

Theodor Körner kam 1813 nach Wien und brachte den grünen Domino mit, welcher expreß für Anna Krüger und Antoinette Adamberger geſchrieben war. Dieſe zwei jungen Frauen, obgleich von ſo ganz verſchiedenen Charakteren, waren ſich in zärtlicher Freundſchaft zugethan, und jede empfand die aufrichtigſte Bewunderung für das Talent der Andern. Man hat mir geſagt, daß es entzückend geweſen wäre, ſie beide in demſelben Stücke ſpielen zu ſehen, da das vollkommene Einverſtändniß,

welches zwiſchen ihnen obwaltete, eine Harmonie und Realität hervorbrachte, welche das Publikum fühlte, ohne ſie deutlich zu merken. In der Zeit von Körners Ankunſt war Antoinette krank in Folge des ſtrengen Winters, und die Probe des grünen Domino wurde von Zeit zu Zeit aufgeſchoben, von Woche zu Woche, bis Körner ganz ungeduldig wurde. Damals war er noch nicht bei Antoinette eingeführt, und man vermuthete, daß die Schönheit der Anna Krüger ihn gefeſſelt habe. Endlich wurde die Geneſung der erſten Schauſpielerin angekündigt; der Tag der langverſchobenen Probe kam, und die Mitſpielenden waren in dem grünen Zimmer verſammelt.

Nun hatte es ſich aber zugetragen, daß in der Zeit der letzten Kaiſerin *) die Aufführung von Maria Stuart von Schiller war verboten worden, weil Ihre Kaiſerliche Majeſtät ſehr ſcandaliſirt waren über die unanſtändigen Streitſcenen zwiſchen der Königin Eliſabeth und der Königin Maria und vorzüglich über die Kataſtrophe der Letztern; ſie hielt das Stück für ſehr gefährlich und ehrenrührig für alle gekrönten Häupter, vorzüglich für die weiblichen. Nach ihrem Tode hoffte man dieſes Verbot aufgehoben zu ſehen, und die Schauſpieler reichten eine Petition zu dieſem Zwecke ein. Der Kaiſer verweigerte es jedoch beſtimmt unter dem Vorwande,

*) Maria Thereſe Caroline von Neapel, welche 1807 ſtarb.

daß er der Kaiſerin verſprochen habe, niemals dieſe Vorſtellung zu erlauben. Dieſe abſchlägige Antwort war eben angelangt; das ganze dramatiſche Corps war in einer Art von Aufruhr und überdies in verſchiedene Meinungen getheilt. Körner vorzüglich war in einem förmlichen Fieber von Indignation und ſprach laut und in nicht ſehr gemeſſenen Ausdrücken gegen das Edict, welches das Publikum eines Meiſterſtückes von Schiller beraubte, bloß aus Anhänglichkeit an die Capricen einer alten Frau, welche jetzt begraben u. ſ. w. Die größte Zahl der Gegenwärtigen ſtimmten mit ihm überein. Der Streit hatte den höchſten Punkt erreicht, als Antoinette eintrat, noch ſchwach von ihrer letzten Krankheit, und in Pelz-Mänteln eingehüllt. Ihre Gefährten verſammelten ſich um ſie herum mit Glückwünſchen und Liebesbezeigungen, und beſtanden darauf, daß der Gegenſtand des Streites der »Toni« vorgetragen werden ſollte; Körner ſtand während dem in ſtolzem Schweigen; er war noch nicht vorgeſtellt worden. Als die Sache vorgetragen und die Meinung der Majorität ihr heftig dargelegt war, erwiederte ſie in ihrer freundlichen Weiſe: »Ich will mir nicht anmaßen, den Schaden zu beurtheilen, den dadurch das Publikum erleidet, noch was ſich für und gegen die Sache ſelbſt ſagen läßt; es iſt eine einfache Frage zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Wahrheit und Falſchheit. Was mich betrifft, ſo kann ich nur ſagen, daß wenn ich einer geliebten Perſon, oder

irgend Jemandem ein Verſprechen gegeben hätte, ſo würde ich es halten, ſo lange als ich lebte, und der Tod dieſer Perſon würde das Verſprechen nicht weniger bindend, ja wohl noch bindender für mich machen, und wo möglich noch heiliger.«

Dieſes einfache Hinweiſen auf Grundſätze und Treue machte Alle verſtummen. Körner ſagte nichts mehr, aber ſeine Aufmerkſamkeit war gefeſſelt, und, wie er ſpäter ſelbſt erzählte, von dieſem Augenblick liebte er ſie. Seine Gefühle waren ihr ſchon zugethan, ehe er noch in ihre Augen geſehen hatte, und es iſt kein Wunder, daß dieſe Augen, als ſie ſich ihm enthüllten, ſeine Eroberung vollendeten.

Nach einigen Wochen waren ſie verlobt, und einige Monate ſpäter brachen die Freiheitskriege aus, und Körner ſchloß ſich den Freiwilligen an. Sein Schickſal iſt bekannt. Jung und ſchön, ein Dichter und ein Held, liebend und in der vollen Sicherheit geliebt zu ſein, des Lebens ſchönſte Ideale und reinſte Neigungen friſch in Herz und Kopf, ſo ſtarb er; — ein Miniaturbild Toni's wurde in ſeinem Buſen gefunden, neben einem kleinen Taſchenbuch, in welchem er »das Schwertlied« aufgezeichnet hatte; das erſtere war von der Kugel zerſchmettert worden, welche ſein Herz gefunden hatte, das zweite war mit ſeinem Blute befleckt; ich habe es geſehen und in meiner Hand gehalten! Auch werden Sie es nicht glauben, daß drei oder vier Monate nachher, als Antoinette

genöthigt war, ihre Berufspflichten wieder zu erfüllen, die erſte Rolle, die ihr befohlen wurde zu ſpielen, die der Thekla war *). Umſonſt bat ſie, daß man ihrem Herzen, welches noch über den Verluſt blutete, dieſen Schmerz und dieſe Kränkung erſparen möge. Je größer ihr Widerwille, deſto größer mußte ja die Wirkung ſein, welche auf die Neugierde und das Mitgefühl des Publikums hervorgebracht werden ſollte. — Dieſes war, wie ich vermuthe, die kalte Berechnung der Direktion. Sie wurde nicht dispenſirt, und nach der Scene, in welcher der ſchwediſche Obriſt an Thekla den Tod ihres Geliebten erzählt, wurde die arme Antoinette beinahe leblos von ihrer Tante von der Bühne weggetragen, und kam nur wieder zu ſich, um ſich Ausbrüchen der Verzweiflung und der Indignation zu überlaſſen, welche ihre Vernunft bedrohten.

Madame Arneth iſt außerordentlich ruhig und einfach in ihrem Weſen, und es ſind mehr als zwanzig Jahre her, ſeit ſie ſo verletzt und gemartert wurde; als ſie aber dieſen Theil ihrer Geſchichte berührte, ward ſie nach und nach ſo von der innern Bewegung erſchüttert, daß ſie an allen Gliedern zitterte und ihre Hand vor die Augen hielt, aus welchen die Thränen ſtrömten, trotz ihrer Anſtrengung, dieſelben zurückzuhalten. Und dieſem, werden

*) Man wird ſich erinnern, daß der Tod von Theodor Körner dem des Max Piccolomini gleich war.

Sie ſagen, konnte eine Schauſpielerin ausgeſetzt werden! Ja, und ich erinnere mich noch eines Beiſpiels, welches eben ſo grauſam und empörend war, und wo eine junge und bewunderte Schauſpielerin eben ſo im Todeskampf des Widerwillens vor das Publikum getrieben wurde. Doch fahre ich fort zu behaupten, daß ſolches Preisgeben nicht allein auf die Profeſſion der Bühne beſchränkt iſt; jede Frau iſt demſelben unterworfen, in ihrer conventionellen Stellung. Eine Frau kann wider ihren Willen zum Altar geführt, in einem frechen Blatte an den Pranger geſtellt werden; eine engliſche Matrone kann aus ihrem Privatleben vor einem Gerichtshof geſchleppt werden, hülflos und ſchuldlos, voll Schaam und Verzweiflung dem öffentlichen Widerwillen oder Wohlwollen ausgeſetzt. Wenn ſolch eine Scene möglicher Weiſe vorfallen kann, ſo iſt die e i n e Bühne nicht ſchlimmer als eine andere.

Antoinette hatte erduldet, was eine Frau von ruhigem aber ſtolzem Charakter nie vergeſſen und vergeben kann. Sie hatte ſich vorgenommen, die Bühne zu verlaſſen, und es gab nur eine Art, auf welche ſie dieſes mit Ehren thun konnte. Vier Jahre nach Körners Tode heirathete ſie Herrn Arneth, einen der Directoren des kaiſerlichen Muſeums, ein gelehrter und liebenswürdiger Mann, der viel älter war als ſie *), und mit dem ſie glücklich lebte.

*) Madame Arneth iſt jetzt Vorleſerin der verwittweten

Ehe ich Wien verließ, überreichte ſie mir ein Buch, welches Körner ihr gegeben hatte. Es enthält ſeine Handſchrift und die Trauerſpiele, welche er für ſie geſchrieben: »Die Toni«, »der grüne Domino« und noch andere. Ich rief unbedachtſamer Weiſe aus: »O, wie können Sie ſich davon trennen?« und ſie erwiederte mit ſanftem Ernſt: »Als ich einen würdigen Mann heirathete, der mich liebte und mir vertrauete, da nahm ich mir vor, daß das Herz nicht mehr ſchwanken ſollte zwiſchen vergangenen Erinnerungen und gegenwärtigen Pflichten; da legte ich dieſes und alle Gegenſtände, welche mit jener erſten Periode meines Lebens in Verbindung ſtanden, ganz bei Seite, und habe ſie ſeitdem nicht wieder angeſehen. Nehmen Sie es hin und glauben Sie mir, daß es ſelbſt jetzt beſſer iſt, wenn es in Ihren Händen ruht, als in den meinigen.« Und die meinen ſoll es nie verlaſſen.

Kaiſerin, und hat die Leitung einer Schule unter ſich, welche von der Kaiſerin für Soldatenkinder iſt gegründet worden. In Oeſtreich dürfen in jeder Compagnie nur zwei Soldaten verheirathet ſein, und die weiblichen Kinder dieſer Ehen ſind gewiſſermaßen von Kindheit auf für Armuth und Schande beſtimmt. In der Schule unter Madame Arneths Direction fand ich 1835 fünf und vierzig wohl erzogene und geſunde Kinder. Gewiß iſt das Gute, welches ſolch ein Inſtitut gründet, ſehr lobenswerth, was ſollen wir aber über das Syſtem ſagen, welches ein ſolches Inſtitut nöthig macht?

Madame Arneth beſchrieb mir einſt das ſchöne Spiel der Schröder in der Medea, als ſie dieſelbe mit ihren eigenen Kindern aufführte. Sie behandelte dieſe jedoch mit wilder Rauheit, und als man ihr das vorſtellte, ſagte ſie: die Kinder wären ihr eigen, und ſie könne damit machen, was ihr beliebe. »Das war gewiß ihre Sache,« ſagte Madame Arneth, »doch hätte ich um die ganze Welt mich nicht meinen Kindern in ſolch einer Rolle gezeigt.«

Iſt das nicht eine Frau, welche alle Liebe, Achtung und Ehrerbietung verdient? und iſt das nicht die Anſicht von Pflicht, welche der Leitſtern für jeden »ſchwankenden Nachen« iſt oder ſein ſollte?

So habe ich denn zwei lange Tage hinweggeleſen und hinweggeſchrieben. Der Vorabend meiner Excurſion iſt endlich herangekommen. Ich ſehe mit kindiſcher Ungeduld und Vergnügen dem morgenden Tage entgegen. Das Wetter iſt ſehr drohend, doch ich werde den Niagara in ſeiner ganzen Winterpracht ſehen, ein Anblick, welcher Wenigen gewährt iſt. O, in dieſem Augenblick beneide ich Euch nicht um das blaue Mittelländiſche Meer, noch um den Sonnenhimmel und die Orangenhaine Eurer ſüdlichen Inſeln.

Merrily dash me o'er valley and hill,
All but the sleighbell is sleeping and still;
O bless the dear sleighbell! there's nought can compare,
To its loud merry tones as they break on the ear.

Our horses are staunch, and they dash o'er the snow;
Our bells ring out gaily the faster we go;
The night breezes sing with an answering swell
To the melody rude of the merry sleigh-bell.

Canadiſches Lied.

Um halb acht Uhr hielt Herr Campbell vor meiner Thür, in einem ſehr hübſchen bequemen Schlitten, in Geſtalt einer kleinen Barutſche mit aufgeſchlagenem Verdeck. Ich wurde ganz in Pelzen begraben; eine Decke von den gütigſten Händen für mich aus der feinſten Wolle geſtrickt, reich an Farben und eben ſo leicht und elaſtiſch als warm, wurde um meine Glieder geſchlagen, Büffel- und Bärenfelle wurden darauf gehäuft, und jeder Hauch der äußern Luft auf alle mögliche Art und Weiſe ausgeſchloſſen. Herr Campbell lenkte ſelbſt ſeine Schimmel, und ſo geſchützt und ausgeſtattet flogen wir hinweg, im eigentlichen Sinne des Wortes, durch den Wind auf der ſpiegelglatten Bahn dahingetrieben.

Ich glaube, ohne dieſe Reiſe würde ich mir die erhabene Troſtloſigkeit eines nördlichen Winters nie haben vorſtellen können, und ſie hat mir einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Erſtens ſchien die ganze Atmoſphäre in Schnee verwandelt, welcher in dicken, feſten, ſternartigen Flocken herabfiel, bis die Büffelbekleidung und die Pelze

um uns herum wie Schwanendaunen ausſahen, und das Geſchirr der Pferde demſelben zarten Stoff glich. Die ganze Erde war eine weiße Fläche. Der Weg, auf welchem die Spur des Schlittens gerade nur angegeben war, lief meilenweit in gerader Linie; auf beiden Seiten erhoben ſich düſtere melancholiſche Tannenwälder, ſchwermüthig ſchlummernd in der nebligen Luft. Zwiſchen uns und dem äußerſten Rande des Waldes waren häufig Strecken von gelichtetem oder halbgelichtetem Boden, welcher von den verkohlten Stummeln und verſengten Stämmen einſt ſchöner Bäume, die aus der Schneetrift herausragten, wie geſleckt war. Dieſer ſich oft in einer canadiſchen Landſchaft wiederholende Anblick hat etwas ſehr Melancholiſches. Oft ſtießen wir zur linken Seite auf weite, offene Plätze, welche uns den Anblick des Ontarioſees verſchafften, ſo wie auch zuweilen einige Ortſchaften, welche am Rande deſſelben liegen. In dieſem Theile verhindert die Maſſe des Waſſers und deſſen ſtete Bewegung das Frieren deſſelben, und die dunkeln Wellen rollten dahin, indem ſie ſchwer an das eiſige Ufer anſchlugen und traurige, dumpfe Töne erzeugten. Einige Ruthen weit vom Lande entfernt miſchten ſich die kalten, grauen Gewäſſer mit der kalten, grauen, ſchneebeladenen Luft, und ſchienen mit derſelben nur eins zu ſein. — Das einzige lebende Weſen, welches ich in einem Raume von zwanzig Meilen ſah, war ein prächtiger Adler mit kahlem Haupte, welcher, nachdem er einige

Mal in einem Kreiſe vor uns herumgeſegelt, ſich auf den höchſten Zweig einer Tanne niederließ, und indem er ſeine großen, weiten Flügel langſam zuſammenfaltete, auf uns niederſchaute, als wir unter ihm hinwegglitten.

Das erſte Dorf, durch welches wir paſſirten, war Springfield, an dem Fluß Credit gelegen, ein Fluß, welcher im Sommer von großer Wichtigkeit, doch im Winter mit Eis und Schnee bedeckt, für das Auge nicht zu unterſcheiden iſt. Zwanzig Meilen weiter hielten wir in Oakville an, um uns und die Pferde zu erfriſchen.

Oakville liegt nahe am See, an der Mündung eines kleinen Fluſſes, welcher sixteen-mile creek heißt. Es verdankt ſeine Exiſtenz einem Herrn, Namens Chisholm, und verſpricht wegen ſeiner Lage und noch anderer Localumſtände, ein Platz von Bedeutung zu werden. Im Sommer iſt es ein beſuchter Hafen, und führt einen großen Handel mit »Plunder«, wie ſie ſehr characteriſtiſch alles Brennholz bezeichnen. Aus der Schiffswerfte, erzählte man mir, ſind ſchon ein Dampfſchiff und ein Dutzend Schooners hervorgegangen.

Im Sommer iſt das Land ringsumher reich und ſchön, mit einer großen Anzahl von Meiereien, welche alle in ſehr gutem Zuſtande des Ackerbaues ſind. Canada im Winter und im Sommer muß wie zwei verſchiedene Regionen ſein. Die Bucht iſt jetzt eingefroren und Handel und Schiffbau eingeſtellt. Oakville hat das Anſehn eines ohne Plan erbauten Dörfchens. Es ent-

hält einige Blockhäuſer, ein Backſteinhaus (der Gewürzladen, oder allgemeine Kaufladen iſt immer in einem canadiſchen Dorfe das ſtattlichſte Gebäude), eine kleine Methodiſtenkirche, welche grün und weiß angeſtrichen iſt, doch bis jetzt noch keinen da wohnenden Prieſter hat, und ein Gaſthof, welcher den Namen trägt: »Oakville House Hotel«. Wo ein Kaufladen, eine Schenke und eine Kirche iſt, da werden ſich bald Wohnungen rings herum erheben. Oakville enthält mehr als dreihundert Einwohner, welche jetzt unter ſich ſubſcribiren, um einen Schullehrer und einen eigenen Geiſtlichen zu haben.

Ich ſtand plaudernd in der Thorfahrt, und mich umſchauend, bis ich mich genöthigt ſah, Zuflucht im Hauſe zu ſuchen, ehe meine Naſe ganz von dem eiſigen Luftzuge zu Grunde gerichtet wurde. Das kleine Zimmer war leer und gleich einem Backofen geheizt. An den Wänden klebten einige ſchlechte Kupferſtiche, welche aus alten amerikaniſchen Magazinen herausgeſchnitten waren; — da war die Herzogin von Berry in ihrem Hochzeitskleide, und als Gegenſtück Modes de Paris — la Robe de tulle garnie de fleurs — coiffure nouvelle, inventée par Mons. Plaisir. Die Zuſammenſtellung war gar zu lächerlich. Ich ſah mich nach irgend einer Unterhaltung oder Beſchäftigung um, und erſchauete endlich ein offenes Buch, welches umgeſchlagen auf dem Tiſche lag. Ich ſtürzte mich darauf, wie auf eine Beute, und was denken Sie wohl, das es war?

devinez, Madame! Je vous le donne en trois, je vous le donne en quatre! Es war — Don Juan! Und während ich aus dem Fenſter heraus auf eine Gegend blickte, welche Alles, was man ſich von der Troſtloſigkeit eines wilden Lebens vorſtellen kann, realiſirte, und mit gerade genug Alltäglichkeit des civiliſirten Lebens vermiſcht war, um es zu verderben, beluſtigte ich mich, indem ich von der Lady Adeline Amandeville und ihrer koſtbaren Coterie las:

Society is smoothed to that excess
That manners hardly differ more than dress.
Our ridicules are kept in the background,
Ridiculous enough, but also dull;
Professions too, are no more to be found
Professional, and there is nought to cull
Of Folly's fruit; for tho' your fools abound
They're barren, and not worth the pains to pull.
Society is now one polished horde,
Form'd of two mighty tribes — the *bores* and *bored*.

Eine Auseinanderſetzung, welche uns beinah mit einer noch wilderen Localität als die, welche mich umgab, ausſöhnen könnte.

Während ich las, kam der Poſtwagen, welcher zwiſchen Hamilton und Toronto fährt, vor der Thür an; dieſen muß ich Ihnen beſchreiben, damit Sie doch wiſſen, was eine ſolche canadiſche fahrende Poſt iſt, und damit Sie meine unüberwindliche Verwunderung und Lachluſt theilen können. Es war ein ſchweres hölzernes Gebäude, an Größe und Form einer altmodiſchen Lord-

Mayors-Kutſche ähnlich, welche ungefähr einen Fuß über der Erde auf Kufen ruhte. Das Ganze war mit greller rother Farbe angeſtrichen, und Eiszapfen hingen vom Verdeck herab. Die monſtruöſe Maſchine ſpie aus ſeiner geöffneten Thür acht männliche Geſchöpfe heraus, alle in Bärenhäute, Wildſchuren und Ueberröcke gehüllt, die Pelzkragen bis über die Naſen gezogen, und ausſehend wie eine Proceſſion von Bären, welche aus einem Menageriekaſten heraustaumelten. Als ſie ihre Verkleidung abgelegt hatten, fand es ſich jedoch, daß es Herren waren, deren Mehrzahl ſich nach Toronto begab, um ihre Pflichten im House of assembly zu erfüllen. Einer unter dieſen, ein Mann von auffallender Höhe und Dicke, und mit beſonders gebildeten Zügen, wurde mir als Herr Kerr vorgeſtellt, und als Beſitzer großer Ländereien in der Nachbarſchaft, die er theils ſelbſt erworben, theils von ſeinem Schwiegervater Brandt geerbt hatte, welcher der berühmte Anführer der ſogenannten ſechs Nationen war. Kerr hat ſelbſt indianiſches Blut in ſeinen Adern. Sein Sohn, der junge Kerr, ein ſchöner Knabe von ſechs Jahren, iſt der jetzt anerkannte Anführer der ſechs Nationen, durch die Rechte ſeiner Mutter, da die erbliche Anführerſchaft immer durch die Frau übertragen wird, obgleich ſie dieſelbe überſpringt.

Madame Kerr, Brandts älteſte Tochter, iſt eine Squaw von ungemiſchtem indianiſchen Blut, und wurde mir als ein ſehr ausgezeichnetes Weſen beſchrieben. Sie

iſt ſo klug, für gewöhnlich die indianiſche Kleidung zu tragen, nur mit einiger Veränderung, in welcher ſie wie eine Fürſtin ausſieht, und auch wie eine ſolche ſich bewegt, anmuthig und ungenirt, während in der modiſchen europäiſchen Tracht gerade der entgegengeſetzte Effect hervorgebracht wird.

Viel Schaden iſt in dieſer Umgegend durch Raubthiere angerichtet worden; und das Wild, vom Hunger und von den Wölfen aus ſeinen Wäldern getrieben, wurde in ungewöhnlicher Menge nahe bei den Anſiedelungen getödtet. Einer der Indianer, welche ich in Toronto geſehen hatte, ſchoß bei ſeiner Rückkehr auf dieſem Wege mit ſeiner neuen Flinte acht Stück Wild in einem Tage, und verkaufte dieſelben in Hamilton für drei Thaler das Stück. Das war kein ſchlechter Jagdtag. Das Wildpret in Canada iſt gut und reichlich, doch ſehr mager, ſehr unähnlich dem engliſchen Wildpret. Der Preis iſt gewöhnlich per Pfund vier bis ſechs Cents (zwei oder drei Pence).

Nach einigen Erfriſchungen brachen wir wieder auf. Das nächſte Dorf, welches wir paſſirten, hieß ſonderbar genug Wellington Square; es iſt erſt kürzlich angelegt worden, und enthält ungefähr zwanzig hölzerne Häuſer. — Dann kam Port Nelſon, Hrn. Kerrs Wohnort. Anſtatt das obere Ende des Ontarioſees zu umgehen, durchſchnitten wir die ſehr berühmte Landzunge, welche die Burlington-Bai von dem Ontarioſee ſcheibet.

Dieſes waren zwei getrennte Seen, bis ein Canal durch den ſchmalen Iſthmus geführt wurde. Die Burlington-Bai, welche ungefähr vierzig Quadrat-Meilen enthält, iſt jetzt ein einziges Stück Eis, und auf der Landzunge, welche beinah ſieben Meilen lang, und ungefähr zwei Ruthen breit iſt, fanden wir den Schnee ſo tief und in ſo unregelmäßigen Schichten, daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen. Endlich erreichten wir Stony creek, ein Dorf, das in dieſen Gegenden als der Schauplatz der blutigſten Schlacht, welche im letzten Krieg zwiſchen den Amerikanern und den Engländern geliefert wurde, berühmt iſt. Wir hatten beabſichtigt hier zu ſchlafen, doch war der Gaſthof ſo unbehaglich, und wenig verheißend, daß wir nach einer kurzen Ruhe beſchloſſen, noch zehn Meilen weiter bis nach Beamsville zu reiſen.

Es war nun dunkel geworden, und da der Schnee dicht herniederfiel, ſo ward es bald unmöglich, die Spur des Schlittens zu unterſcheiden. Herr Campbell ließ den Pferden die Zügel und überließ ſie ihrem eigenen Inſtinct, indem er mir ſagte, daß dieſes die ſicherſte Art ſei, weiter vorzudringen. Nachher erinnere ich mich nichts mehr deutlich, außer, daß ich auf einmal das immertönende Schlittengeläute nicht mehr hörte. Ich erwachte plötzlich wie durch den Druck des Alps und fand den Schlitten umgeworfen, mich ſelbſt halb erſtickt auf dem Boden deſſelben, und meine Gefährten nirgends zu ſehen; ſie lagen weiter zurück im Schnee. Glücklicher

Weiſe entdeckten wir, nachdem wir uns erhoben und den Schnee abgeſchüttelt hatten, daß wir noch am Leben waren, auch an einzelnen Gliedmaßen keinen Schaden gelitten hatten. Wir waren von einem hohen Ufer herab in das Bette eines Flüßchens, oder vielmehr in einen Mühlgraben gefallen, und da derſelbe ganz mit Schnee ausgefüllt war, ſo ſahen wir uns darin eben ſo weich gebettet, wie in einem Federbett, nur etwas kälter. Obgleich ich ſehr erſchrocken oder vielmehr betäubt war, ſo erholte ich mich doch gleich, und da die Herren unmöglich die Pferde verlaſſen konnten, welche bis an die Schultern in dem Schnee ſtaken, und den Schlitten ſchon zerbrochen hatten, ſo machte ich mich, nachdem ich gehörige Anweiſung erhalten, auf den Weg, um Beiſtand zu ſuchen. Glücklicher Weiſe waren wir nicht weit von Beamsville entfernt. Als Leuchtthurm diente mir die Eſſe einer Schmiede, aus der glänzende Funken in die dunkele Winterluft ausſtrömten, und von einer großen Entfernung ſichtbar waren. Nachdem ich durch viele Schneeſchichten bergauf, bergab mich durchgefunden hatte, erreichte ich endlich die Schmiede, in welcher ein Mann eifrig an einem Pflugſchaar hämmerte, und der Lärm war ſo groß, daß ich lange rufen mußte ohne gehört zu werden. Endlich als ich an das rothe Licht des Feuers vortrat, fielen des Mannes Augen auf mich, und ich werde nie ſeinen Anblick vergeſſen, wie er da ſtand mit erhobenem Hammer, und mit dem komiſchſten

Ausdruck furchtſamen Erſtaunens, ſo daß ich keine Antwort von ihm erhalten konnte; er öffnete den Mund und wiederholte einige Mal: Ah! mich anſtarrend und ohne zu ſprechen oder ſich zu bewegen. Ich wandte mich in Verzweiflung und doch halb lachend von ihm ab, und nachdem ich wieder einige Zeit bergauf und bergab durch den Schnee getappt hatte, befand ich mich im Dorf, und wurde nach dem Gaſthof gewieſen. Ich ſandte meinen Freunden ſogleich Beiſtand, und in wenig Minuten war der Abendtiſch gedeckt, und ein Stoß Klötze, höher als ich, loderte in Flammen auf. Wildpretſtücke, gebratener Fiſch, Kaffee, heißer Kuchen, Käſe, und Whisky-Punſch (die gewöhnlichen Mahlzeiten der Reiſenden) dampften bald auf dem Tiſche; unſere Wirthin hatte den Vorſitz, und ſo verging der Abend auf ſehr heitere Weiſe.

Die alte Wirthin des Gaſthofs amüſirte mich außerordentlich. Sie hatte ihr ganzes Leben unter Leuten zugebracht, welche ihr an Stellung und Erziehung gleich ſtanden, und hatte keinen Begriff von dem Standesunterſchied ihrer Gäſte und Kunden, und während ſie mich liebkoſte und mich pflegte, wie eine alte Mutter oder Amme, erzählte ſie mir ihre Geſchichte und die ihrer ganzen Verwandtſchaft. Ihr Mann war vor vierzig Jahren eingewandert, hatte eine Hütte gebaut, und ein kleines Stück Land am Rande des Sees gelichtet. Zu jener Zeit befand ſich mehrere Meilen im Umkreis keine

Wohnung, ſo daß ſie mehrere Jahre in der größten, tief-ſten Einſamkeit lebten. Jetzt beſitzen ſie drei Meierhöfe, einige hundert Acker Land, und haben neun Söhne und Töchter, welche meiſtentheils verheirathet ſind, und auf ihren eigenen Ländereien wohnen. Sie entwarf mir ein ſchauderhaftes Bild von der vorherrſchenden Trunkſucht, welcher das Laſter und der Fluch dieſes Landes iſt.

Ich kann Ihnen keinen Begriff von der entſetzlichen Kälte dieſer Nacht geben. Ich war genöthigt, mich in meinen Pelzmantel einzuwickeln ehe ich nur einſchlafen konnte. Ich war unwohl als ich aufſtand, und konnte, trotz allem Nöthigen der Wirthin, nicht frühſtücken. Sie packte ihren beſten Thee aus, den ſie zum eigenen Gebrauch aufbewahrt hatte (und welcher für die ganze Welt wie modriges Heu ſchmeckte) und beſtrich toasts mit Butter, d. h. geröſtet Brot in geſchmolzener Butter getaucht, und Früchte, welche in Syrup eingemacht wa-ren — an alles das muß ich mich mit der Zeit gewöh-nen; ich will es verſuchen, ſonſt muß ich »Gott danken und faſten.« — Wir fuhren noch achtzehn Meilen wei-ter bis zu St. Catharine's, deſſen Lage mir ſelbſt im Winter ſehr hübſch ſchien, und im Sommer ſehr ſchön ſein muß. Man ſagt mir, es ſei ein bedeutender Ort wegen der Nähe des Welland-Canals, welcher den Ontario mit dem Erie-See verbindet. Es enthält mehr als ſiebenhundert Einwohner, und die hieſige Schule gilt für die beſte im ganzen Diſtrict. Wir paſ-

ſirten dieſen Morgen mehrere Ströme, welche im Sommer in den See fließen, jetzt aber alle gefroren, und für das Auge nicht zu unterſcheiden ſind, außer durch die hölzernen Brücken, welche darüber führen, und durch die Mühlen, welche an den Ufern entlang aufgebaut ſind, und jetzt ruhig und nutzlos ſtehen. Dieſe Ströme haben die Namen: »thirty Mile creek, forty Mile creek twenty Mile creek u. ſ. w., ich konnte aber nicht entdecken aus was für Gründen ſie ſo heißen.

Von St. Catharine fuhren wir noch zwölf Meilen weiter nach Niagara. Dort fand ich einige alte engliſche oder vielmehr irländiſche Freunde, welche mich freudig und liebvoll bewillkommten, und gewiß giebt es keinen geſegneteren Anblick, als das Angeſicht eines alten Freundes in einem neuen Lande.

Den 26ſten Januar.

Die Stadt Niagara hat daſſelbe erſtarrte Anſehn, welches hier überall in dieſer Jahreszeit vorherrſchend ſcheint. Sie liegt an der Mündung des Fluſſes Niagara, und wenn die Schifffahrt auf, iſt es ein ſehr geſchäftiger und vielbeſuchter Ort. Der See friert hier nicht zu, wegen der Tiefe ſeiner majeſtätiſchen Gewäſſer, auch der Fluß nicht wegen der Schnelligkeit ſeines Laufes; beide ſind aber blockirt durch die großen Eisſtücke, welche aus dem See Erie herabgeführt werden, und ſich

vor der Mündung des Fluſſes vereinigen und anhäufen, und ſo ein Eisfeld bilden, welches weit in den See hineinreicht. Wie ſchön ſah daſſelbe heute aus, in großen länglichen Schollen gebrochen, welche bald weiß, bald azur gefärbt waren, und im Sonnenſchein funkelten!

Hier ſind kürzlich Schiffswerften errichtet worden, ſo wie ſehr bedeutende Eiſenwerke und eine Dampfmaſchine, um die auszubeſſernden Schiffe in die Höhe zu winden. Der Hauptbeſitzer iſt Capitain Melville, ein gutmüthiger, für das Gemeinwohl beſorgter Mann. Er erzählte mir, daß gegen zwanzigtauſend Pfund Sterling an dieſe Werke verwendet worden, und daß ſie beſtändig ungefähr funfzig Arbeiter beſchäftigten. Doch trotz dem, und trotz der Localvortheile, als Grenzſtadt und als älteſte Niederlaſſung in Obercanada, macht Niagara keine Fortſchritte. Die Population und die Zahl der Häuſer ſind in den letzten Jahren ſich beinah gleich geblieben. Ich fand, daß die Leute ſich ſehr über den Mangel einer guten Schule beklagten.

Das Land rings um Niagara herum iſt außerordentlich ſchön und fruchtbar, und iſt auch ſchon ſeit längerer Zeit gelichtet und angebaut als die andern Theile der Provinz. Die Gegend, ſagt man, iſt im Sommer ſehr ſchön; die Abgaben ſind unbedeutend, kaum fühlbar, auch giebt es keine Armenſteuer; doch ſcheinen Unwiſſenheit, Sorgloſigkeit, Muthloſigkeit und Unmäßigkeit hier vorherrſchend zu ſein. A—, welcher ſeit fünf Jahren

ſich hier niedergelaſſen hat, und B—, welcher ſelbſt ein Canadier iſt, ſchätzen die Moralität der canadiſchen Population ſehr gering; der Lügenhaftigkeit und Trunkenheit erwähnten ſie als ganz allgemein herrſchend. Männer, welche mit Gewohnheiten der Mäßigkeit hierher kommen, fallen ſchnell dem Laſter des Landes anheim, und diejenigen, welche den geringſten Hang zum Trinken haben, finden die Mittel, demſelben zu fröhnen, verhältnißmäßig äußerſt wohlfeil und an der öffentlichen Meinung kein Gegengewicht.

Men learn to drink, who never drank before.
And those who always drank, now drink the more.

Obgleich ich parodire, ſo ſcherze ich doch nicht. Denn in der That, wenn Alles, oder nur die Hälfte von dem, was ich heute gehört habe, wahr iſt, ſo iſt dieſes ein ſchrecklicher Zuſtand. Ich fragte nach einem Buchladen; es iſt nicht ein einziger in der Stadt, doch giebt es ſehr viele Schenken. Die Abgabe auf Bücher, welche aus den vereinigten Staaten eingeführt werden, iſt dreißig Procent, und dieſe iſt noch um ein Drittel erhöht, für die Einfuhr von Büchern aus England; doch giebt es gar keine Abgabe für den Whisky. B... ſagt: »Wenn das Gouvernement eine Abgabe auf den Whisky legte, ſo würde die Provinz mit verbotenen Getränken überſchwemmt werden, und eine zweite Quelle des Verbrechens und der Verderbniß käme noch zu der erſten.«

Herr Francis Head rieth mir im Scherz, irgend eine

Klage aufzubringen, um einen Grund zu haben, ihn zu beſuchen. Ich denke, ich werde Seiner Excellenz die Theuerung der Bücher und die Wohlfeilheit des Whisky vorhalten. Ich könnte weder im Ernſt noch im Scherz eine ſchlimmere Klage auffinden.

Das gegenüberliegende Ufer, ungefähr eine Meile entfernt, iſt der Staat von New-York. Die Amerikaner haben ein Fort auf ihrer Seite, und wir haben auch eines auf der unſrigen. Ich weiß nicht, wie hoch ihre Garniſon ſich beläuft, doch unſere Macht beſteht aus drei Mann und einem Corporal, mit angemeſſenen Waffen und Munition, d. h. roſtigen Flintenſchlöſſern und beſchädigten Kanonen. Die Feſtung ſelbſt hielt ich für eine verfallene Brauerei! Das iſt ſehr hübſch und ſieht auf jeden Fall wie Frieden und Sicherheit aus.

Den 29ſten Januar.

Wohl! nun habe ich den Waſſerfall des Niagara geſehen, der vor meinem geiſtigen Ohr, ſo lange ich mich erinnern kann, gedonnert hat. Der Gedanke meiner Kindheit, die Sehnſucht meiner Jugend, ſeit meine Imagination zum Wünſchen und Bewundern erwacht war. Ich habe ihn geſehen, und ſoll ich es Ihnen zuflüſtern? — Sie müſſen aber es nicht den Philiſtern wiederſagen! — Ich wünſchte, ich hätte ihn nicht geſehen. Ich wünſchte, es gäbe noch immer für mich etwas Ungeſehe-

nes — etwas für die Einbildungskraft, etwas zu hoffen, zu erwarten, etwas wofür es der Mühe werth wäre zu leben! Die Wirklichkeit hat meiner Seele eine Illuſion entrückt, welche viel prächtiger war, als die Sache ſelbſt. — Ich habe keine Worte für meine gänzlich getäuſchte Erwartung; doch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß Alles, was ich bisher vom Niagara geleſen und gehört habe, falſch oder übertrieben geweſen, — ſo wie, daß jeder Ausdruck des Erſtaunens, des Enthuſiasmus und Entzückens, Affectation und Uebertreibung ſei. Nein! es muß an mir ſelbſt liegen. Terni und einige der Schweizer Waſſerfälle haben mich tauſendmal mehr ergriffen, wie ſie von ihren Bergen herabhüpften, als die Größe des Niagara. Ich könnte mich ſchlagen! doch was kann es helfen! Wenn ich noch tauſend Jahre leben ſollte, ſo lange als der Niagara ſelbſt, ich kann ihn doch nicht wieder zum erſten Mal ſehen. Es iſt etwas verloren, was nie wieder erſetzt werden kann. Was iſt aus meinen Sinnen und aus meiner Seele geworden? Ich bin nicht mehr dieſelbe Anna, ich bin verwandelt, ich bin überſetzt, ich bin das Haupt eines Eſels, eine Erdſcholle, ein hölzerner Löffel, ein fettes Unkraut, dem Ufer der Lethe entſproſſen, ein Stock, ein Stein, eine Verſteinerung — denn ich habe den Niagara geſehen, das Wunder der Wunder und nichts dabei empfunden, als eine getäuſchte Erwartung, die keine Worte beſchreiben können.

Doch will ich die Begebenheiten der Reihe nach er-

zählen. Wir brachen geſtern früh auf, uns nach dem Waſſerfall zu begeben, und hatten die Abſicht, den nächſten Tag dort zuzubringen, die Nacht da zu ſchlafen, und am andern Tag nach Niagara zurückzukehren. Die Entfernung iſt vierzehn Meilen, und der Weg windet ſich längs der Ufer des Niagarafluſſes hin, und über die Queen-Stone-Höhen, und ſchön muß dieſes Land im Sommer ſein, da es ſelbſt jetzt ſo ſchön iſt. Der Blumengarten, die geſtutzten Hecken, der Anger, die Wieſe mit Hecken, Alles giebt mir, wenn es in Schnee gehüllt iſt, den Eindruck nicht allein der Oede, ſondern auch des Todes. Die Natur iſt ihr eigenes Geſpenſt, und zieht ihr eigenes Leichentuch nach ſich. Ich fühle immer eine Art von Mitleid, einen Anfall von Melancholie wenn ich in dieſer Jahreszeit durch die welken Sträuche und begrabenen Blumenbeete wandele. Aber hier in der Wildniß, wo die Natur ganz von der Kunſt unabhängig iſt, ſtirbt und trauert ſie nicht; ſie legt ſich an den Buſen des Winters zur Ruhe nieder, und dieſer Greis hüllt ſie in ſein Gewand von Hermelin und Juwelen, wiegt ſie ein mit Stürmen und lullt ſie in den Schlaf. Wie war Alles ſo ſtill! ſo ruhig und groß war die weiße ſchimmernde Fläche und der dunkele purpurne Wald; denn die Sonne ſchien und der Himmel war ganz wolkenlos. Doch ſah ich wenig Menſchen, und während mehrerer Meilen war das Pfeifen unſeres Schlittens, als wir auf dem blendenden Pfad dahin ſauſ'ten, und

das Klingeln unſeres Schellengeläutes der einzige Ton, welchen wir vernahmen. Als wir vier bis fünf Meilen vom Fall entfernt waren, hielt ich den Schlitten dann und wann an, um dem Getöſe des Kataraktes zu lauſchen; doch der Zuſtand der Atmoſphäre war der Fortpflanzung des Tones nicht günſtig und die Stille blieb ununterbrochen.

So groß war die tiefe monotone Ruhe, welche überall herrſchte, ſo rein und Veſtal-artig war das Gewand, in welchem die Natur um uns her in Schlummer lag, daß es mir kaum möglich war zu glauben, daß dieſer Grenzdiſtrict nicht allein wegen ſeiner herrſchenden Laſter, aber auch wegen ſeiner dunkeln, verzweifelnden Verbrechen bemerkenswerth iſt. Herr A., welcher Gerichtsbeamter iſt, zeigte mir ein einſames Haus an der Seite des Weges, wo er in einer dunkeln, ſtürmiſchen Nacht des vorigen Winters eine Bande Falſchmünzer überfallen und arretirt hatte; es war eine fürchterliche Beſchreibung, die mir jedoch während einiger Zeit die Ungeduld vertrieb, eine Ungeduld und Erwartung, welche denen eines Kindes im Schauſpielhaus, ehe der Vorhang aufgeht, zu vergleichen war. Meine Imagination war ſo von der Höhe des großen Falles überzeugt, daß mein Auge ſich aufwärts richtete als wir auf die Gipfel eines Hügels gelangten und mein Gefährte, ſchnell die Pferde anhaltend, ausrief: »der Waſſerfall!«

Im erſten Augenblicke konnte ich denſelben nicht be-

merken, wir waren noch in einiger Entfernung davon und blickten von Oben darauf herab. Auf den erſten Blick ſah ich eine flache groſse Ebene; da die Sonne ihre Strahlen für einen Moment zurückgezogen hatte, war weder Licht noch Schatten noch Farben zu ſehen. In der Mitte befanden ſich die zwei groſsen Katarakte, doch nur wie kleine Striche in der weiten Landſchaft. Der Lärmen war durchaus nicht überwältigend, und die Wolken des umherſprühenden Waſſers, welches Fanny Butler ſo ſchön »das ewige Weihwaſſer der Natur nannte« jetzt durch die Kälte im Aufſteigen verdichtet, fiel um das Becken des Katarakts in federartigen Flocken herab, und verbarg ſo die furchtbare Umarmung des Waſſerſtrudels mit dem herabſtürzenden Waſſer. Alle die Eindrücke, welche meiner Imagination als mit den Umgebungen des Schauſpiels vereint vorgeſchwebt hatten, die Ehrfurcht, die es einflöſsen ſollte, die ergreifende Schönheit, die Gewalt, die Höhe, die Schnelligkeit und die unendliche Gröſse waren alle in ihrer Wirkung verringert oder ganz verloren.

Ich war ganz ſtill, das Herz ſank mir tief in die Bruſt hinab. Als mein Gefährte meine getäuſchte Erwartung ſah (welche wahrſcheinlich ſehr leſerlich auf meinem Geſichte geſchrieben war), begann er mich zu tröſten, indem er mir von allen denen erzählte, welche im Anfang auch ſo vom Anblick des Niagara getäuſcht waren, und es eingeſtanden hatten. Ich geſtand es zwar auch,

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

doch war ich nicht getröſtet. Wir hielten auf unſerem Wege am Clifton-Hotel am Fuße des Hügels; ſehr troſtlos ſah dieſes Gebäude aus mit ſeinen Sommer-Verandahs und offenen Balkons, welche mit Schnee beladen und mit Eiszapfen behangen waren, mit ſeinen verlaſſenen leeren Stuben, zerbrochenen Fenſtern und den beſtäubten Eßtiſchen. Die armen Leute, welche das Haus im Winter bewohnten, hatten ſich in einer kleinen Küche verſammelt, um Wärme und Behaglichkeit zu ſuchen, und ſtarrten uns bei unſerm Erſcheinen mit einem Erſtaunen an, welches zeigte, daß der Anblick eines Beſuchs zu dieſer Jahreszeit etwas ſehr Seltenes ſei.

Während für die Pferde geſorgt wurde, beſtieg ich den höchſten Balkon, um die Ausſicht auf die Katarakten beſſer erfaſſen zu können. Ein kleiner Yankee-Knabe mit liſtigem, geſcheutem Geſicht und ſchwarzen zwinkernden Augen, diente mir als Cicerone. Ich ſtand auf das Schauſpiel blickend, welches unter meinen Augen zu wachſen ſchien, als der kleine Menſch, die Hände in die Taſche ſteckend und mir ins Geſicht ſehend ſagte:

»Sie ſind vom alten Land, wie ich ſchließe?«

»Ja.«

»Da drüben her jenſeits der See?«

»Ja.«

»Und kamen ſie dieſer Waſſerfälle wegen den ganzen weiten Weg herüber?«

»Ja.«

»My!!« dann nach einer langen Pauſe, indem er mich mit dem komiſchſten Ausdruck von Unverſchämtheit und Scherz anblickte, fügte er hinzu. »Nun, wiſſen Sie auch, was das für Vögel dort ſind?« — indem er auf eine Schaar Möven deutete, welche mitten im Sprühregen ſchwebten, und ſich beluſtigten, bald auf-, bald abſteigend und ſich im Kreiſe drehend, und ein Vergnügen darin zu finden ſchienen, am Rande dieſer »Waſſerhölle« zu ſpielen, und ſo ihre Flügel beinah in den Schaum tauchten. Mein Auge war wirklich auf dieſe ſchönen, furchtloſen Thiere gerichtet, und ſie hatten ſchon in mir zwanzig ſchöne Gleichniſſe hervorgerufen, als ich durch dieſe Frage erweckt wurde.

»Jene Vögel?« ſagte ich, »nun, was iſt mit ihnen?«

»Nun, es ſind Adler!«

»Adler?« ich konnte nicht umhin zu lachen.

»Ja,« ſagte der kleine Bube trotzig, »und ich vermuthe, Sie haben keine Adler in dem alten Lande?«

»Nein! nicht viel Adler, mein Junge, aber ſehr viel Möven und Spaßvögel!« und ich zupfte ihn ziemlich ſtark ans Ohr.

»Ay!« rief er lachend, »nun Sie ſind ſehr pfiffig, pfiffiger als Viele, welche hierher kommen!«

Wir machten uns nun bereit, um zu den immer wachſenden Fällen zu gehen, und ich befeſtigte an meine Füße eine Art von Stachelſchuhen, deren man ſich auf den Alpen bedient, und ohne welche ich mich bei der

hart geſtornen Oberfläche des Schnees nicht einen Augenblick aufrecht hätte erhalten können. Als wir uns dem table rock (Tafelfelſen) näherten, nahm die ganze Scene eine wilde, wunderbare Pracht an; da kamen die dunkelgrünen Gewäſſer einhergeſtürzt, ungeheure Eisblöcke, die ſie aus dem Erie-See mitgebracht hatten, über den Rand des Abgrundes mit ſich herabwälzend. Auf beiden Seiten der Waſſerfälle von den Ecken der hervorragenden Felſenriffe hingen ungeheure große Eiszacken, manche zwanzig und dreißig Fuß lang, und dicker als der Körper eines Mannes und von blaßgrünlicher Farbe, wie die Alpengletſcher; und alle die Felſenriffe in der Tiefe, welche aus dem ſiedenden, ſchäumenden Waſſer hervorragten, waren incruſtirt und auf eine Weiſe mit Eis umgeben, daß ſie in ungeheure Cryſtalle umgewandelt ſchienen, und den Baſaltſäulen glichen, die ich auf den Gemälden von Staffa und von der Rieſenhöhle geſehen, und jeder Baum, jedes Blatt, jeder Zweig, welche die Felſen und Klüfte zierte, war mit Eis überzogen. Auf dieſen, ſo wie auf den hölzernen Gebäuden, welche in der Nähe des Tafelfelſen ſtehen, hatte der Sprühregen des Kataraktes ſich aufgehäuft und die ſchönſte Cryſtallarbeit gebildet; ſie ſahen aus wie Häuſer von Glas, mit regelmäßigen geformten Zierrathen eingefaßt und belegt. Wo wir auch ſtanden, befanden wir uns immer auf unſicherm Grunde, denn der Schnee, wenn er wie jetzt zu drei bis vier Fuß aufgehäuft iſt,

gleitete oft in Maſſen von den kahlen Felſen herab, und der immer auf deſſen Oberfläche fallende Sprühregen verwandelte denſelben in Eis, ſo glatt, ſo feſt und ſo glänzend, daß ich ohne meine Stachelſchuhe nicht einen Moment darauf hätte ſtehen können. Es war ſehr gefährlich, und doch konnte ich mich nicht davon losreißen, ſondern blieb auf dem Tafelfelſen ſtehen, ſelbſt an dem Rande deſſelben, bis eine Art von träumender Betäubung über mich kam, und der beſtändige Donner, die Kraft und Bewegung des herabſtürzenden Waſſers ſich meiner Lebensgeiſter wie durch einen Zauber bemächtigten; dann, als ich mich endlich hinwegwendete, brach die unterſinkende Sonne hervor, und ein Regenbogen erſchien unter dem amerikaniſchen Fall; ein Ende deſſelben ruhte auf einem Schneehügel, und unbeweglich hing er da mitten in der ewigen Schreckniß, und ſeine ſchönen, aber bleichen Farben bildeten mit den todtenartigen farbloſen Gegenſtänden rings umher einen auffallenden Contraſt, der mich an das ſchwache ätheriſche Lächeln eines ſterbenden Märtyrers mahnte.

Ich wanderte ungefähr vier Stunden lang umher, dann kehrte ich nach dem Gaſthof zurück. Dort erwartete mich mein gütiger Führer von Toronto, um mich nach ſeinem Hauſe zu geleiten, welches ſehr ſchön auf einer Anhöhe nicht weit vom großen Waſſerfalle gelegen iſt. Wir wußten nicht als wir hier ankamen, daß die junge und liebenswürdige Frau unſers Wirthes erſt den

Tag vorher niedergekommen war, denn man hatte uns dieſe Begebenheit verheimlicht, damit wir nicht Bedenken trügen, die Gaſtfreundſchaft unter ſolchen Umſtänden anzunehmen; und in der That fand ich mich auch im erſten Augenblick etwas unbehaglich. Doch der natürliche freundſchaftliche Empfang überwand alle Bedenklichkeiten. Man hieß uns willkommen, und wir fanden bald, daß wir es waren; und was mich betrifft, ſo habe ich immer bei ſolchen Gelegenheiten mein Mitgefühl in Bereitſchaft, und theilte recht aufrichtig die wohlthuende Freude dieſer guten Leute. Nach dem Eſſen ging ich in die Stube der Kranken, die ſo warm und behaglich wie ein kleines Neſt war, und obgleich das Getöſe des nahen Katarakts das Haus beinah erſchütterte, ſo vermochte es doch nicht die Stimme, der matten, aber glücklichen Mutter zu übertönen, noch das ſchwache Geſchrei des neugebornen Kindes, als ich es in meine Arme nahm und meinen Segen ihm zuflüſterte; es ſchlief auf meinem Schooße ein. Armes kleines Weſen! — Es war ein ehrfurchtgebietendes ewig tönendes Wiegenlied, dieſer unaufhörliche Donner der mächtigen Gewäſſer, doch Niemand außer mir ſchien es zu bemerken, ja nicht einmal zu hören. Das iſt die Macht der Gewohnheit, und die Kraft, die unſern zarteſten Organen verliehen iſt, ſich Allem anzupaſſen. Es war unmöglich im Gaſthof zu wohnen, und die Familie Campbell zu beläſtigen war eben ſo unmöglich. Um

Mitternacht alſo beſtiegen wir unſern Schlitten, um nach der Stadt Niagara zurückzukehren, und ſo viel ich mich erinnere, ſprach ich während der ganzen vierzehn Meilen nicht ein Wort. Die Luft war ſtill, obgleich kalt, der Schnee lag rings umher; die ganze Erde ſchien in geiſterartiger Ruhe zu ſchlummern. Doch die Himmel waren wach; da hielt Aurora Borealis ihre Luſtgelage, tanzend und aufflammend, und alle Farben und Geſtalten annehmend, vom bleichen Ambra zum Roſa und zum grellen blutigen Roth, und die Sterne ſchienen dazu in ihrem eigenthümlichen ruhigen Glanze, und dann und wann ſchoß ein Meteor über den Himmel hinweg, oder fiel zur Erde, und Alles um mich herum war wild, ſeltſam, aufregend, mehr einem Fiebertraume ähnlich als der Wirklichkeit.

Heute leide ich, wie es zu erwarten ſtand, an Steifheit und Schmerz, und bin unfähig durch die Stube zu gehen. Doch der Schmerz wird vorüberziehen, und im Ganzen bin ich froh, dieſen Ausflug gemacht zu haben. Die Waſſerfälle haben auf meine Seele nicht den großen Eindruck gemacht, den ich erwartet, wahrſcheinlich gerade weil ich einen ſolchen erwartete. Unter anderen Umſtänden hätte es anders ſein können, »doch ſo war es mir an der Wiege geſungen« (ſo ſagen die Deutſchen), »daß ich leben ſollte, um getäuſcht zu werden, ſelbſt im Waſſerfalle von Niagara.«

Toronto den 7ten Februar.

Herr B . . . bot mir einen Platz in ſeinem Schlitten an, und nach einer ſchnellen und ſehr angenehmen Reiſe, auf welcher ich viel Neues erfuhr, errreichten wir Toronto geſtern früh.

Der Weg, den wir zurücklegten, war derſelbe, auf welchem ich ausgefahren war, nur mit einer Abweichung; es wurde nämlich für thunlich befunden, die Burlington Bai auf dem Eiſe zu durchkreuzen, ungefähr ſieben Meilen lang, während der See zwanzig bis fünfundzwanzig Faden tief darunter war. Es war um zehn Uhr Abends, und das einzige Licht, das uns leuchtete, war das, was der Schnee von ſich gab. Die Fahrſpur, von welcher es nicht ſicher iſt abzuweichen, war ſehr ſchmal, und ein Mann im ſchlimmſten, wenn auch nicht im äußerſten Zuſtande der Trunkenheit, lärmend und auf viehiſche Art unbeſorgt, fuhr ſeinen Schlitten vor uns her. Alles dieſes, mit der Neuheit der Situation, und dem in jedem Augenblick ſchrecklichen Krachen des Eiſes, flößte mir ein Gefühl von Furcht ein, welches gerade bedeutend genug war, um mich aufzuregen, wenn auch nicht ſo, daß es ſehr peinlich geweſen wäre; dem ungeachtet geſtehe ich, daß ich mich ſehr freute, als wir uns wieder auf feſtem Boden befanden.

B . . . gilt für einen thätigen, geſcheuten, practiſchen Mann; ich hatte ihn ſehr gern, und fand ihn intelligent und gutmüthig; wir ſprachen viel zuſammen. Indem

er ſeinem Diener die Zügel überließ, pflegte er abzuſteigen und ſich auf eine der Kufen zu ſtellen; ſo ſchnell hingleitend unterhielten wir uns.

Es iſt ein bemerkenswerthes Factum, von welchem Sie vielleicht ſchon gehört haben, daß, wenn eine Holzart abgehauen iſt, eine ganz andere Art ſogleich auf demſelben Platz hervorwächſt. So folgt die Eiche und Buche dem Tannenholz, und die Tanne der Eiche und dem Ahorn. Dieſes iſt noch nicht erklärt, ich habe wenigſtens noch Niemand gefunden, der mir einen Grund dafür hätte angeben können. Wir kamen durch einen Wald, der kürzlich vom Feuer zerſtört worden war, und ich erkundigte mich, warum beim Ausrotten der Wälder man nicht hier und da Gruppen von den ſchönſten Bäumen, oder auch einzelne Bäume zur Verſchönerung der Gegend ſtehen laſſe? Das ſcheint aber nicht möglich zu ſein, da die Bäume, welche des gewohnten Schutzes und der Gefährten beraubt ſind, gewöhnlich abſterben, — was ich ſehr natürlich fand.

Ein canadiſcher Anſiedler haßt jeden Baum, er ſieht denſelben für ſeinen natürlichen Feind an, und als etwas, das auf alle Art und Weiſe zerſtört, ausgerottet und vernichtet werden muß. Der Begriff des Nützlichen und Schönen iſt ſelbſt von den prächtigſten Bäumen ausgeſchloſſen, von ſolchen, welche unter den Druiden geheiligt worden wären, und bei den Griechen Orakeln und geweihten Tempeln als Obdach gedient hätten.

Der ſchöne Glaube, welcher jedem Baume des Waldes ſeine ſchützende Nymphe und jedem belaubten Hain ſeine Gottheit anweiſ't, würde hier keine Jünger finden. Wehe den Dryaden und Hamadryaden von Canada.

Es giebt hier zwei Methoden die Bäume auszurotten, außer der ſchnellen und ſicheren Zerſtörung der Axt. Die erſte iſt, Feuer anzulegen, wodurch die Wurzel oft unverletzt bleibt, und langſam und ungeſehen verfault, und nach und nach ausgegraben wird; gewöhnlich bleiben auch die ſichtbaren Fragmente eines verſengten ſchwärzlichen Stummels, der einen einförmigen ſchmerzlichen Anblick bietet. Die andere Methode iſt zwar langſamer aber dem Zweck entſprechender; es wird eine tiefe Spalte durch die Rinde hindurch in das innere Holz hineingeſchnitten, rings um den Stamm herum. Dieſer verhindert die Circulation der Lebensſäfte, und nach und nach kränkelt der Baum und ſtirbt ab. Dieſes wird mit dem techniſchen Ausdruck Holzringeln benannt. Kommt das nicht den zwei Methoden gleich, in denen in unſerer Welt ein Frauenherz kann getödtet werden. — Durch Leidenſchaft und durch Gram? Doch beſſer iſt gewiß der ſchnelle Feuertod, als dieſes zu Tode »Ringeln«, wie ſie es nennen.

Den 17ten Februar.

»Es giebt keine Geſellſchaft in Toronto,« höre ich immer um mich her klagen, ſelbſt von denen, welche die

einzige Geſellſchaft bilden, die wir haben. »Aber,« werden Sie ſagen, »was konnte man auch von einer entlegenen Stadt erwarten, welche noch vor vierzig Jahren ein unbewohnter Sumpf war, und erſt vor zwanzig Jahren anfing zu exiſtiren.« Ich weiß wirklich nicht, was ich erwartet habe, doch will ich Ihnen ſagen, was ich nicht erwartete. Ich erwartete nicht in dieſer neuen Hauptſtadt eines neuen Landes mit den endloſen Wäldern, welche eine halbe Meile von uns ſich nach allen Seiten hin erſtreckten, die ſchlimmſten Uebel des alten und erkünſtelten Socialſyſtems unſerer Heimath zu finden, wie es der Fall iſt, ohne deren Annehmlichkeiten und ohne irgend einen ihrer Vortheile. Toronto gleicht einer Provinzialſtadt dritter oder vierter Größe, mit den Anmaßungen einer Hauptſtadt. Man findet hier eine kleine Colonial-Oligarchie, eine ſelbſtgegründete Ariſtokratie, die auf nichts Wirkliches begründet iſt, ſelbſt nicht auf etwas Imaginäres. Man findet hier die gegenſeitige Furcht und Eiferſucht, das kleinliche Geklatſche, das wechſelſeitige Einmiſchen, die gemeinen Rivalitäten, welche in allen kleinen Städten, deren Mitglieder ſich gut kennen, zu finden ſind. Es iſt hier eine Geſellſchaft, welche, wie alle Geſellſchaften, aus den verſchiedenartigſten Stoffen beſteht; da dieſe ſich hier aber in engen Grenzen bewegen, ſo iſt es unmöglich, irgend Jemandem auszuweichen, den man nicht mag. Man iſt gezwungen, vieles zu hören und zu ſehen und ruhig zu ertragen, was

ſehr ſtörend und peinlich für jeden iſt, der ſich an die Unabhängigkeit einer groſsen liberalen Geſellſchaft, oder an die aisance eines Continental-Lebens gewöhnt hat. Sonderbar genug iſt es, wie ſchnell eine neue Mode oder eine neue Thorheit aus der alten Welt herübergebracht wird, und wie langſam dagegen und mit wie viel Schwierigkeiten eine neue Idee den Weg in die Köpfe dieſer Leute findet, oder ein neues Buch den in ihre Hände. Doch troz alle dem kann ich nicht umhin, zu ſehen, daſs gute Geiſter und verbeſſernde Grundſätze thätig ſind; daſs Fortſchritte gemacht werden; obgleich das Vorſchreiten der Intelligenz nicht in doppelt ſo ſchneller Zeit geſchieht, als in Europa, ſo ſteht es doch nicht ganz ſtockſtill.

Es herrſcht hier zwar ein ſehr gehäſſiger Parteigeiſt in politiſchen Angelegenheiten, doch für's erſte noch kein patriotiſches Gefühl, keine Anerkennung allgemeiner edler Grundſätze für Politik, bis jezt habe ich wenigſtens noch nichts von dieſen Eigenſchaften gefunden. Canada iſt für jeden eine Colonie, nicht ein Vaterland, es iſt noch nicht mit den theuerſten Gefühlen, Verbindungen und Hoffnungen ſeiner Einwohner verwachſen. Es iſt ihre adoptirte, nicht ihre wirkliche Mutter. Ihre Liebe, ihr Stolz iſt nicht für das arme Canada, ſondern für das hohe glückliche England, und es müſſen noch einige Generationen auf einander folgen, ehe das ſich ändern wird.

Wir haben hier ſogenannte Tories, Whigs und Ra-

dicale; doch dieſe Worte bedeuten nicht gerade daſſelbe, was wir zu Hauſe durch ſolche Benennungen bezeichnen.

Sie müſſen ſich erinnern, daß die erſten Anſiedler in Ober-Canada aus denjenigen beſtanden, welche genöthigt waren, während des Revolutionskrieges aus den vereinigten Staaten, in Folge ihrer Anhänglichkeit an das brittiſche Gouvernement, zu fliehen; wie auch aus Soldaten und Offizieren ohne Anſtellung, welche während des Krieges mitgefochten hatten. Dieſe wurden für ihre Verluſte, Leiden und Verdienſte, durch Schenkungen an Ländereien in Ober-Canada entſchädigt. So war das erſte Element, auf welches unſer Socialſyſtem gebildet wurde, Widerwillen und Verachtung gegen die neue Inſtitution der vereinigten Staaten und eine Abneigung gegen das Volk jenes Landes — ein ſehr natürliches Reſultat des Vorhergegangenen, und ſo geſchah es denn, daß die geringſte Färbung von demokratiſchen oder ſelbſt liberalen Principien in der Politik während einer langen Zeit eine genugſame Verdächtigung der Loyalität ein Flecken auf den perſönlichen Character derer warf, welche ſich zu demſelben bekannten. Deshalb ſind die Tories bis jetzt die einflußreichſte Partei geweſen; in ihren Händen findet man ſeit einer langen Reihe von Jahren die Gönnerſchaft des Gouvernements, die erſten Aemter, die Verkäufe und Schenkungen der Ländereien.

Eine andere Partei, welche ſich zu einer gleichen

unbegränzten Loyalität für das Mutterland bekennt, und zu demſelben Widerwillen gegen die Principien und Inſtitutionen ihrer Yankee-Nachbaren, können die Whigs von Ober-Canada genannt werden. Dieſe ſehen mit Eiferſucht und Verachtung auf die Macht und Vorurtheile der Toryfamilien herab, und beſtehen auf die Nothwendigkeit mehrerer Reformen im Colonialgouvernement. Viele von dieſen ſind junge Leute von Talent, und Männer, welche eine Profeſſion treiben, und ſehen ſich von dem, was ſie den ihnen zukommenden Antheil von geſellſchaftlicher Achtung und Einfluß nennen, ausgeſchloſſen, auch von dem, wozu in einer kleinen Geſellſchaft, wie die hieſige, ihre gute Erziehung und ihr Character ſie berechtigen ſollte.

Ein anderer Kreis ſind die Radikalen, welche ich gewöhnlich nicht anders erwähnen höre, als »die Schurken“, »die Kerls« oder mit ſonſt einer Benennung, welche die größte Verachtung und den höchſten Widerwillen ausdrückt. Es ſind diejenigen, welche dieſes Land in eine Republik, wie die der vereinigten Staaten, umgewandelt ſehen möchten; einige wenige unter ihnen ſind Männer von Talent und Erziehung, doch bis jetzt ſind ſind ſie weder einflußreich noch bedeutend.

Unter allen dieſen Parteien herrſcht ein allgemeiner Ton der Klage und der Unzufriedenheit — ein gegenſeitiges Mißtrauen — eine Zagheit und Läſſigkeit, deren

Urſache ich nicht auffinden konnte. Selbſt diejenigen, deren Herz und Gefühl ſehr enthuſiaſtiſche Geſinnungen für Großbritannien hegen, welche aufrichtig glauben, daß das wahre Intereſſe der Colonie es erfordere, unter der Controle des Mutterlandes zu ſtehen, ſind eben ſo unzufrieden als die andern. Sie klagen mit Bitterkeit über die Unwiſſenheit der Coloniebeamten in England in allem, was das wahre Intereſſe des Landes betrifft. Sie ſchreiben den Mangel an Capital zu großartigen Verbeſſerungen nicht dem Mißtrauen in die Hülfsquellen des Landes zu, ſondern dem Mangel an Vertrauen in die Maaßregeln des Gouvernements und in die Sicherheit des Eigenthums.

Um die verſchiedene Stimmung, welche hier herrſcht, zu verſtehen, muß man den Unterſchied zwiſchen den zwei Provinzen Ober- und Unter-Canada wohl vor Augen haben. Der Plan, ſie einmal wieder unter eine Regierung mit einer Central-Hauptſtadt zu vereinigen, wird ſehr von denjenigen beſtritten, deren perſönliches Intereſſe durch einen Wechſel des Gouvernementsſitzes leiden würde. Ich hörte einige Perſonen ſo weit gehen, zu behaupten, daß wenn die Vereinigung der beiden Provinzen durch das Geſetz eingeführt werden ſollte, ſo würde das genügen, den Einzelnen von ſeiner Verbindlichkeit gegen das Geſetz freizuſprechen. Auf der andern Seite hat dieſe Maaßregel in beiden Provinzen ſehr

mächtige Vertheidiger *) und wenn man über die Land-karte dieſes ſchönen und großen Landes hinblickt, und die ganze Geſchichte deſſelben lieſ't, ſo ſcheint es, als ob eine politiſche Eintheilung in fünf Provinzen, deren jede ih-ren unabhängigen Gouverneur und ihre eigene Regie-rung, ſo wie ihre eigene Correſpondenz mit der Colonial-Verwaltung hätte, ihre Local-Geſetze und Local-Abgaben, das Colonial-Patronat ſehr erhöhen würde, und vielleicht die Unterwürfigkeit des Ganzen gegen die brittiſche Krone feſter und ſicherer ſtellen. Würde dies aber nicht auch Local-Abſonderungen und Eiferſuchten vermehren, die ge-theilten Intereſſen aufrecht erhalten, die Reſſourcen ver-ringern und die Verbeſſerungen des Landes nach einem großen Maaßſtabe verhindern? —

Ich thue aber wohl, hier inne zu halten, da Dieſes über meine Schranken hinausgeht. Ich gehöre nicht zu denen, welche die weiſe Meinung ausſprechen, daß Frauen nichts mit der Politik ſollen zu thun haben; im Gegen-theil! doch meine ich ganz ernſtlich, daß Niemand, ſei es nun Mann oder Frau, über das ſprechen und ſchrei-ben ſollte, was er nicht verſteht. Ich habe aber meine eigenen Anſichten über dieſe Dinge, obgleich wir nie ent-decken konnten, weder zu meiner eigenen Befriedigung noch zu der Ihrigen, ob ich Whig, Tory oder Radical

*) Ein ſehr geſcheutes Ürtheil wurde hierüber im Quebecker Merkur 1837 publicirt.

bin. Ich erkenne in der Politik nur zwei Partien an; diejenigen, welche hoffen, und die, welche fürchten. In der Moral auch nur zwei Parteien, die, welche lügen, und die, welche wahr ſind, und die ganze Welt theile ich in diejenigen, welche lieben und in die, welche haſſen. Dieſe ſehr verſtändliche Eintheilung erſpart mir viel Mühe und entſpricht ganz meinem Zwecke der Bewunderung.

Den 18ten Februar.

Toronto iſt als Wohnort, mit andern Wohnorten verglichen, ſchlechter und beſſer. Schlechter iſt es inſofern, als es von allen Vortheilen der höchſten Civiliſation entfernt iſt, während es von allen ihren Uebeln und Thorheiten angeſteckt wurde; und es iſt beſſer, weil es, obgleich ein kleiner, doch auch ein junger Ort iſt, und weil es, trotz ſeiner Bemühung rückwärts zu ſehen, anſtatt aufwärts, doch vorwärts kommen muß; es kann einſt noch das denkende Haupt und das fühlende Herz einer großen, weiſen und glücklichen Nation werden; wer weiß? Und es gab Augenblicke, in denen, wenn ich es aus dieſem Geſichtspunkte betrachtete, es ſelbſt für mich ein Intereſſe bekam. Aber jetzt iſt Toronto in einer falſchen Stellung, wie ein Jüngling, der das reifere Alter nachäfft, oder vielmehr wie der kleine Junge aus Hogarths Gemälde, der eine Weſte mit langen Klappen

trägt, nebſt Manſchetten und aufgekremptem Hut und dabei nach einem Butterbrote ſchreit.

Mit den unendlichen Wäldern eine halbe Meile von uns entfernt, in welchen der rothe Menſch, der Wolf und der Bär hauſen, bei einem gänzlichen Mangel an allen Mitteln zur gewöhnlichſten geiſtigen und moraliſchen Entwickelung, haben wir hier die Sucht nach dem Conventionellen in ihren drückendſten und lächerlichſten Formen. Wenn ich ſagte, daß die Leute hier der Bildung und der Mittel, dieſelbe zu erlangen, ermangelten, ſo iſt das natürlich und begreiflich, und es wäre unvernünftig, es anders zu verlangen; wenn ich aber ſage, ſie ermangeln der Ehrlichkeit, ſo würden Sie mich verſtehen, dieſe Leute aber würden es nicht, ſie würden meinen, ich beſchuldigte ſie eines falſchen Gewichts und der Betrügerei beim Kartenſpiel. Inſofern ſind ſie allerdings ziemlich ehrlich, bis auf einen gewiſſen Grad, doch hörte ich nie ſo wenig Wahrheit, noch fand ich irgendwo ſo wenig gegenſeitiges Wohlwollen, als hier. Und woher kommt das? — Daher, weil man in dieſem Orte, wie in andern kleinen Provinzialſtädten unter dem Princip der Furcht lebt — Alle fürchten ſich vor einander, und jedes fürchtet ſich, ſein eigenes Selbſt zu zeigen; und wo viel Furcht iſt, da iſt auch wenig Wahrheit und wenig Liebe.

Ich las heute Morgen von der Maria d'Escolar, einer ſpaniſche Dame, welche zuerſt einige Körner Weizen

in die Stadt Lima brachte. Während drei Jahren theilte ſie den Ertrag aus, indem ſie davon dem Einen zwanzig Körner, dem Andern dreiſſig gab, und ſo weiter. Daher kommt alles Getreide in Peru.

Giebt es denn Niemand, der einige Körner Wahrheit nach Toronto bringen will?

Den 21ſten Februar.

Die Monotonie dieſer meiner ſehr monotonen Exiſtenz wurde in der letzten Nacht auf eine fürchterliche Art unterbrochen. Ich war früh auf mein Zimmer gegangen, und hatte meiner Dienerin gerade geklingelt, als ich ein ſeltſames Leuchten durch die Atmoſphäre bemerkte. — In den untern Theilen der Stadt wüthete ein Feuer. Ich blickte hinaus! es war Vollmond, glänzender, als je in unſerm lieben wolkigen England, zeigte derſelbe ſein ſchönes Antlitz, und eben ſo ruhig wie Sie ihn im Mittelländiſchen Meere ſehen werden, blickte er herab auf die ſchneeige Landſchaft, und auf die eiſige Bai, welche wie ein ſilbernes Tuch erglänzte. Und auf der andern Seite des Himmels war Alles Schrecken und Tumult, und Wolken von Rauch mit Feuerſäulen gemiſcht ſtiegen in die Höhe empor. In der Ferne trommelte die Garniſon zu den Waffen und die Glocken läuteten; doch hier, rings um mich herum, war kein lebendes Weſen zu ſehen, und die Schneefläche war ſtill wie der Tod.

Feuersbrünſte ſind in Toronto nichts Ungewöhnliches, da die Häuſer größtentheils aus Holz erbaut ſind; man hat beinahe ein oder zwei Mal wöchentlich ſolchen Schrecken, und im Lauf des Winters brennen meiſtens ſechs oder acht Häuſer ab. Doch dieſes Mal war augenſcheinlich das Feuer größer als gewöhnlich. Da ich, nachdem ich mich erkundigt, erfuhr, daß die ganze Hausmannſchaft, ausgenommen meine Dienerin, dem Schauplatz der Thätigkeit zugeeilt war, ſo bereitete ich mich auch zu folgen, denn es war mir unmöglich, hier zu bleiben und müſſig den Flammen zuzuſehen, und in Unwiſſenheit und Erwartung dem fernen Geſchrei zu lauſchen. Das Feuer war in der Hauptſtraße ausgebrochen (in Kingsſtreet) und fünf Häuſer brannten zu gleicher Zeit. Ich fand meinen Weg durch die mit Schnee angehäuften menſchenleeren Straßen, in eine Art von Garten, der hinter den brennenden Häuſern lag. In der Mitte deſſelben war ein Haufen Hausgeräths aufgeſchichtet, und eine arme Frau, welche dabei Wache hielt, ſtand beinahe bis an die Kniee im Schnee. Ich ſtellte mich oben auf eine Bettſtelle, und lehnte mich an ihre Schulter, und ſo blieben wir, bis die ganze Reihe der Gebäude eingefallen war. Die Irländer (Gott ſegne meine Landsleute, denn bei allen guten und bei allen dummen Streichen, bei Vergnügen wie bei Gefahr, kann man ſicher ſein, daß ſie die erſten ſind) wagten hier ihr Leben ſehr muthig; ihre dunkeln Geſtalten bewegten ſich zwiſchen

den brennenden Balken hin und her, ihre ſchönen Stellungen und die Sorgloſigkeit, mit welcher ſie ſich in die ſchrecklichſten Lagen hineinſtürzten, wurde für mich am Ende zu fürchterlich aufregend. Ich war ſelbſt ſo nahe, und die Flamme war ſo ſtark, daß auf der einen Seite mein Geſicht verſengt und voll Blaſen war.

Während der ganzen Zeit ſtand die arme Frau, auf deren Schulter ich mich ſtützte, ſtill und bewegungslos, mit ſcheinbarer Ruhe ihr brennendes Haus betrachtend. Ich erinnere mich, daß ich zu ihr ſagte: »Aber das iſt ja fürchterlich, ſo dabei zu ſtehen und zu ſehen, wenn das eigene Haus und Eigenthum ſo vernichtet wird!« Und ſie antwortete: »Ja Ma'am, aber ich kann ſagen, es wird etwas Gutes daraus entſtehen; Alles führt zum Beſten, wenn man es nur immer wüßte. Und nun, wo Jemmy in Sicherheit iſt, kümmere ich mich nicht um das Uebrige.« Jemmy war aber nicht ihr Sohn, wie ich ſpäter ausfindig machte, ſondern ein armer Waiſenknabe, deſſen ſie ſich angenommen hatte.

Im Anfange hatte es an Waſſer gemangelt, aber nachdem man ein Loch ins Eis der See gemacht hatte, wurde ſchnell und reichlich zugetragen. Alles würde gut vorübergegangen ſein, wenn der plötzliche Einfall eines Rauchfangs nicht ſchreckliche Verletzungen angerichtet hätte. Ein armer Knabe war getödtet und viele Andere beſchädigt, unter den Letztern war Hr. B. . . Nach dieſem Unfall kehrte ich mit betrübtem Herzen nach Hauſe zurück,

und nahe bei dem Hauſe fuhr ein Schlitten im vollen Galop vor mir vorbei, auf welchem ich im Mondenlicht die ausgeſtreckte Geſtalt eines Mannes erkannte, welcher die Hände über dem Kopf gefaltet hatte und entweder im Todeskampf lag oder ſchon todt war.

Als heute Morgen die Begebenheiten der vergangenen Nacht beſprochen wurden, verſuchten viele Leute ſich durch die Verſicherung zu tröſten, daß, wie groß auch der Verluſt und das Unglück der Privatperſonen ſein möge, eine Feuersbrunſt doch immer eine Wohlthat für Toronto wäre, da man ſicher ſein könne, daß ein Backſteinhaus ſich an der Stelle eines hölzernen erheben würde. Das mag wohl der Fall ſein; Backſteinhäuſer ſind gewiß beſſer als hölzerne und auch ſicherer, doch kann ich nie als allgemeinen Grundſatz ertragen, daß das öffentliche Wohl auf das Unglück des Einzelnen begründet ſei. Ich haſſe dieſen Lehrſatz und bin nicht durch deſſen Logik zu überreden. In unſeren jetzigen Staatsverfaſſungen iſt es nur allzuſehr Mode, die Menſchen nur en masse zu berückſichtigen. So wunderbar und umfaſſend und über alles wichtig der große Bau der menſchlichen Geſellſchaft mit allen ſeinen verſchiedenartigen Elementen, mit allen ſeinen großartigen Schickſalen auch ſein mag, ſo iſt es doch die Frage, ob er wohl vor Gott wichtiger, furchtbarer, großartiger daſteht, als jene geheimnißvolle Welt von Kräften, Neigungen und Streben, welche wir Menſchen Seele nennen?

Sehen wir nicht im Gouvernement und in der Politik das Intereſſe der Vielen dem einiger Weniger geopfert; während in Allem, was die Geſellſchaft betrifft, die Sitten und das Glück einzelner Individuen, dem der Menge zum Opfer gebracht wird? Beides iſt nicht recht. Ich kann mich nie dazu bringen, ein geſellſchaftliches Syſtem zu bewundern, in welchem die Ehre, die Rechte oder das Glück irgend eines Individuums, wenn auch des niedrigſten, einem künftigen oder allgemeinen Guten weichen muß. Es iſt eine unchriſtliche Berechnung, und wird eben ſo unzulänglich befunden werden, als ſie unchriſtlich iſt.

Die Frauen haben vorzüglich das Recht, gegen dieſen Grundſatz zu klagen; Moraliſten und Politiker ſagen uns geradezu, daß für das allgemeine Beſte der Geſellſchaft, und zufolge einer abſoluten Nothwendigkeit, der fünfte Theil unſeres Geſchlechts verdammt ſein müſſe, als eine geſetzmäßige Beute dem andern zu verfallen, und alſo beſtimmt ſei, in Schande auf den Straßen und in Hoſpitälern zu ſterben, damit die Tugend der Uebrigen erhalten und ſowohl der Stolz als die Leidenſchaft der Männer befriedigt werde. Ich empfinde aber ein bitteres Gefühl, wenn ich daran denke, daß dieſes grauſamſte und nichtswürdigſte aller conventionellen Geſetze einſtmals an Denen gerächt werden wird, welche daſſelbe aufrecht erhalten, und daß hier das Hinopfern einer gewiſſen Anzahl von dem einen Geſchlecht zu der Befrie-

digung der erlaubten Ausſchweifung des Andern, kein allgemeines Beſte iſt, ſondern ein allgemeiner Fluch, ein Krebsſchaden im Buſen der Geſellſchaft.

Dieſes iſt ein gehäſſiges Thema, — noch haſſenswerther iſt es, wenn man es mit lächelnder Leichtfertigkeit beſprechen und zuweilen mit ſpröder oder arroganter Pruderie bei Seite legen hört. Wenn wir Frauen uns nicht den Muth nehmen, das Uebel anzuſchauen und eine Abhülfe dafür, ein Gegenmittel in uns ſelbſt zu finden, ſo weiß ich nicht, woher ein ſolches kommen ſollte.

F. erzählte mir geſtern eine Geſchichte, welche ich verſuchen muß Ihnen mitzutheilen, wenn ich die paſſenden Worte dazu finde; dieſelbe iſt wieder ein Beweis, daß die Wirklichkeiten des Lebens alle Erfindungen übertreffen; ich habe mit dieſen meinen Augen mehr Trauerſpiele und Romane angeſehen, als ich zu enthüllen wage — und wer that das nicht?

F. erzählte mir, daß, als er in der Armee der niederen Provinzen diente, ein junger Offizier, einer ſeiner Freunde (er nannte den Namen) ein ſehr hübſches Mädchen von funfzehn bis ſechzehn Jahren von ihren Eltern entführte. F. kannte ihre Familie, welche ſehr achtungswerth war, und ſuchte ſie zu retten; doch umſonſt! Nach einigen Monaten wurde der Offizier ſeines Opfers überdrüſſig, und trat ſie einem andern Offizier ſeines Regimentes ab. F. that wieder einigen Einſpruch, und das arme Mädchen kehrte auf einige Zeit zu ihren Eltern

zurück, welche ſie froh und dankbar aufnahmen. Aber ſie war für ihre Heimath verdorben, und ihre Heimath war es für ſie; die Quellen der unſchuldigen Freude waren vergiftet; und warum ſollten wir uns darüber wundern und darüber ſchmähen, wenn ein weibliches Weſen, welches einmal die Schmeicheleien und Liebkoſungen der Liebe gekannt hat, es hart findet, ja ſehr hart, ſich auf einſame, arbeitſame, freudenloſe Tage und Nächte zu beſchränken? Nach einiger Zeit fand der Obriſt des Regiments Mittel, ſie wieder ihrer Heimath zu entlocken, er faßte eine große Neigung zu ihr, und ſie war ihm treu ergeben, ſo daß er ſie mit nach England nahm.

Jahre waren verfloſſen, als S., welcher die Armee verlaſſen hatte, auch nach England zurückkehrte. Während er London durchſtreifte, wie alle jungen Leute es zu thun pflegen, wenn ſie lange vom Mittelpunkt der Freude und Ausſchweifung entfernt waren, begab er ſich eines Abends nach einem Mittagseſſen im Gaſthof in ein Haus von ſchlechtem Ruf; und ein unglückliches Weib der Anſtalt wurde ihm zur Gefährtin geſandt. Als ſie in die Stube trat, fuhr S. erſchrocken vom Sopha auf, denn er erkannte in dem ſchamloſen degradirten, abgemagerten, in Flitterſtaat gekleideten Geſchöpf das arme Kind, das er in Canada verführt. Doch die langen Jahre des Laſters und des Elends hatten ſie nicht ganz abgehärtet. Beide ſtanden ſich einige Minuten lang gegenüber und blickten ſtillſchweigend einander an (und wer kann ſa-

gen, was in jenen wenigen Minuten in der Seele eines Jeden vorging), dann fiel das unglückliche Mädchen bewußtlos zu Boden.

Er hob ſie auf, und in der Reue und Todesangſt des Augenblicks bot er ihr Alles an, was er in der Welt beſaß — eine armſelige Entſchädigung! — Er beſchwor ſie, nach Canada zurückzukehren, er wollte alle Ausgaben beſtreiten und ſie allem Mangel entrücken. Doch Alles war umſonſt.

Nachdem der erſte Ausbruch des Gefühls vorüber war, ſtieß ihn das unglückliche Mädchen mit dumpfer Verachtung und Verzweiflung von ſich und weigerte ſich, nicht allein in ihre Heimath, die ſie geſchändet hatte, zurückzukehren, aber auch irgend etwas von ihm anzunehmen und ſo verließ ſie ihn. Er war es ſelbſt, der dieſe Scene F. beſchrieben hatte.

»Armer Menſch,« fügte F. hinzu, »er konnte ſich lange nachher noch nicht erholen, er fühlte es ſehr tief.«

»Armer Menſch!« — und doch war er zu bedauern; er hat ja das Syſtem, in welchem er erzogen war, nicht ſelbſt gebildet.

»Was wurde aus dem Kapitain S.?« fragte ich.

»O! er hat ſich ſehr gut verheirathet, und iſt jetzt ein achtungswerther, vortrefflicher Mann und Familienvater.«

»Er hat alſo Kinder?«

»Ja, mehrere.«

»Töchter?«

»Ja.«

»Ohne Zweifel, dachte ich, wird er dieſe recht in Acht nehmen.«

Und nun noch ein Wort hierüber, ehe ich meine Feder niederlege. Ich bin zwar ſchon ſehr weit von der Feuersbrunſt in Toronto abgekommen, — doch das hat nichts zu ſagen.

Wie oft müſſen wir nicht jenen falſchen und niedrigſten der Gemeinplätze hören, daß Libertins und mauvais sujets unter den Männern immer von den Frauen begünſtigt werden, ſelbſt von den tugendhafteſten Frauen! Dieſes iſt ſo oft von Witzlingen und Spaßmachern geſagt und wiederholt worden, bis die thörichten Frauen die Sache für gegründet halten, und thörichte Männer nach ſolch einem Ruf ſtreben, als nach einem Mittel uns zu gefallen. Welch ein Mann hat wohl je einer Frau gefallen, weil er ein Libertin war. Welche tugendhafte Frau hat denn einen Begriff von dem, was eigentlich ein Libertin iſt? Welches junge, ſchöne Mädchen, die einen ſehr angenehmen, wohlerzogenen jungen Mann als einen Libertin bezeichnen hört, kann ſich die Sache ſelbſt vorſtellen? weiß ſie, was das eigentlich bedeutet? Kann ſie ſolch einem Mann mit ihren Gedanken folgen in ſein tägliches Leben, in die erkauften Freuden, an die ſchändlichen Orte, die er aufſucht? Glücklicher Weiſe — oder ſollte ich nicht vielmehr unglücklicher Weiſe ſagen? —

hat ſie keine Ahnung, keinen Begriff von alle dem. Wenn die Wahrheit ihr offen dargelegt würde, ſo würde ſie zurückſchaudern vor der Berührung eines ſolchen Geſchöpfs, im gänzlichen Widerwillen, den ein Weſen, das reinen Herzens und reiner Seele iſt, natürlicher Weiſe empfinden muß. Ihr Begriff von einem Libertin kommt der Wahrheit ungefähr eben ſo nah, wie der armen Minna ihr Begriff von einem Piraten. Und ſo wird das, was das Reſultat der Unwiſſenheit, der Unſchuld und der Reinheit der Frauen iſt, ſonderbarer Weiſe in einen Vorwurf gegen uns umgeſchaffen.

Nein! es giebt nirgends Rettung für Frauen, als in uns ſelbſt, in Selbſterkenntniß, Selbſtvertrauen, Selbſtachtung und in gegenſeitiger Hülfe aus Mitleid. Nichts Gutes wird geſtiftet durch den lächelnden Tadel, den wir dem leichtſinnigen Wandel der Männer zuwenden, während wir die Schwachen und Irrenden unſers Geſchlechts in unwiederbringliche Verlorenheit hineinſtoßen *).

---

*) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle von Henriette Martineau anzuführen, welche gedruckt wurde, nachdem dieſes kleine Journal ſchon geſchrieben war. —

»Bei der jetzigen Lage der Dinge iſt das Einzige, was man thun kann, daß man das Ziel höher ſtecke; und daß die Selbſt-Disciplin der ganzen Geſellſchaft erſtarke, indem ein Jeder ſich beſtrebt, ſo gut zu ſein als er kann, und ſich mehr auf das eigene Ringen nach Selbſtvervollkommnung verlaſſe, als auf irgend eine glückliche Zuſammenſtellung der äußern geſelligen Verhältniſſe. Uns

Den 24ſten Februar.

»Ce qui est moins que moi m'eteint et m'assomme:
Ce qui est à coté de moi m'ennuie et me fatigue.
Il n'y a que ce qui est au dessus de moi, qui me
Soutienne et m'arrache à moi-même.«

Dieſes iſt wahr — und wie wahr! und wie ich fühle, iſt es noch viel hübſcher geſagt, als ich es ſagen könnte; und ſo geſchah es denn, daß während der letzten paar in Krankheit und Einſamkeit verbrachten Tage ich mich in eine andere höhere Welt flüchtete, und meine Ideen über dieſelbe Ihnen darbringe.

Ich habe wieder Iphigenia, Taſſo und Egmont von Goethe geleſen.

Iphigenia iſt ganz Ruhe, Taſſo ganz innere Aufregung; Egmont ganz Handlung und Leidenſchaft. Iphigenia beruht auf Anmuth und Größe der Form —

Frauen vorzüglich ſollte man den freien Gebrauch jeder Kraft, die der Schöpfer uns gab, geſtatten, es iſt für die Tugend der Geſellſchaft weſentlich nöthig, daß ſie die freieſte moraliſche Thätigkeit genießen können, und nicht durch Unwiſſenheit gefeſſelt, nicht durch eine Autorität eingeſchüchtert werden. Denn es iſt ein unbeſtrittenes und unbeſtreitbares Factum, daß, wenn die Frauen nicht ſchwach wären, die Männer nicht ſchlecht ſein würden, und daß, wenn die Frauen recht reinen Herzens wären, der feigen Tyrannei, der Zügelloſigkeit ein Ende werden müßte.

ſie iſt durch und durch ſtatuenartig. Taſſo iſt der Kampf zwiſchen der poetiſchen und proſaiſchen Natur. Egmont iſt das Werk der Wirklichkeit, ganz praktiſch — ſelbſt die Liebe iſt es.

Ich legte Taſſo aus der Hand mit der Tiefe der Bewegung, welche ich nur empfunden, nachdem ich Hamlet geleſen hatte, mit dem allein ich ihn vergleichen kann. Doch Taſſo iſt ein Trauerſpiel, welches eine tiefe und vollkommene Wirkung hinterläßt, ohne die Dazwiſchenkunft irgend eines böſen Princips, ohne Dolch, ohne Tod, ohne Tyrannen und ohne einen Schurken! Die Wahrheit des Charakters der Leonore d'Eſte frappirte mich ſehr; ſie iſt ſich ſelbſt treu als Charakter, aber auch treu alle dem, was wir von ihrer Geſchichte wiſſen. Der Schatten, den eine verborgene Liebe über die ſonſt ſo zu durchſchauende, kryſtallartige Einfachheit ihrer Seele geworfen, iſt ſehr anziehend — noch anziehender durch den Contraſt mit ihrer Freundin Leonore Sanvitale, welche ſich mit der Abſicht befreundet, den Taſſo mit echt weiblicher Schlauheit und ſentimentaler Liſt zu entfernen.

Warum vollenden Sie nicht die Ueberſetzung des Egmont? Wer wird es je ſo ausführen, wie Sie es können? Welche tiefe Weisheit, welche Kenntniß der Natur in jeder Scene, und was kann ſchöner ſein, als die zwei weiblichen Portraits — die kaiſerliche herrſchſüchtige Margarethe von Oeſtreich und das plebejiſche

Mädchen Clärchen. Der Charakter von Clärchen wird immer größer, je mehr ich ihn ſtudire. Iſt ſie nicht eine niederländiſche Julietta, in ihrer zärtlichen Ungeduld, ihrem Eigenſinn und in der Energie des Entſchluſſes, welche aus der Macht der Leidenſchaft entſpringt. Und ihre Neigung zum armen verſtoßenen Geliebten, Brackenburg, den ſie nicht lieben und nicht haſſen kann; das Alles iſt ſo weiblich und natürlich!

* * *

Iphigenia iſt eine heroiſche Tragödie — Taſſo eine poetiſche und Egmont eine hiſtoriſche. Clavigo iſt, was die Deutſchen eine bürgerliche Tragödie nennen. Ich las dieſes Trauerſpiel nicht wie ich den Taſſo las, in das Ideal empor und auf Flügeln des Enthuſiasmus ſchwebend, zwiſchen Himmel und Erde und Sternen, aber ich legte dieſelbe mit einem tiefen Schmerz aus der Hand — ja, mit Schmerz; denn meine Empfindung war ſchlimmer und tiefer als eine bloße Rührung; doch iſt es ſchwer, vom Clavigo wie von einem Kunſtwerke zu ſprechen. Die Einfachheit der Thatſachen, die alltäglichen Charaktere, die proſaiſchen Gefühle, der tiefe Ernſt der Situationen ſind beinahe zu wahr — ſie werden wieder in unſere Herzen zurückgeführt zu unſerer eigenen Erfahrung. — Sie ſind gerade das, was, wenn wir es fühlen, wir am wenigſten auszuſprechen

wagen. Die Scene zwiſchen Carlos und Clavigo, in welcher Carlos ſeinem Freunde abrathet, eine Frau zu heirathen, mit welcher er verſprochen war, iſt wunderſchön! Wenn Clavigo einer bloßen Ueberredung nachgäbe, oder gewöhnlichen Gründen, ſo wäre es ein verächtlicher Menſch — wir würden kein Intereſſe für ihn fühlen, und er würde auch den Verſtand verleugnen, mit welchem er ausgeſtattet wurde. An dieſen Verſtand wendet ſich Carlos. Seine Gründe ſind von einem Geſichtspunkte aus, nämlich von dem der geſunden Vernunft, nicht zu beſtreiten. Sein Vernünfteln, welches aus Ueberzeugung entſpringt, iſt die Vernunft ſelbſt. Was kann klüger ſein, als ſeine Berechnung, was unleugbarer und wahrer, als ſeine aufgeſtellten Sätze? Seine Rhetorik, von wahrer Freundſchaft eingegeben und voll Feuer und Leben, iſt hinreißender durch die Aufrichtigkeit des Gefühls, als durch die Beredſamkeit; und ſeine ſarkaſtiſchen Bemerkungen über die Maria Baumarchais und ihren Mangel an äußerer Schönheit, ihre Kränklichkeit und fremde Manieren, über den Effect, den ſie in der Geſellſchaft als ſeine Frau hervorbringen wird, und was für ein Hemmſchuh ſie ſeiner Freiheit und ſeinem Ehrgeize ſein würde, Alles iſt ſo wohl bedacht, ſo wohl gemeint, ſo wohl begründet, daß, weit entfernt, den Carlos zu haſſen und den Clavigo zu verachten, wir Angſt empfinden und Mitgefühl und wie feſt gezaubert ſind. Ein Jeder, welcher dieſes

Stück lieſ't, muß eingeſtehen, und zwar mit innerm Schaudern, daß es möglich ſei, daß er ſelbſt dieſen conventionellen Vernunftgründen und dieſer weltlichen Logik würde nachgegeben haben, und wenn es auch nur in der Ermangelung guter Gegengründe geweſen wäre. Das Einzige, was bei Carlos' bewunderungswürdigen Vernünfteleien und Berechnungen fehlt, iſt Natur und Gewiſſen, welche, wenn ſie beide vereint ſind, von der Welt mit dem Worte romantiſch bezeichnet werden. Doch noch nie wurden die Gefühle und Eingebungen unſerer Natur ungeſtraft übertreten, noch nie wurde die Stimme des Gewiſſens zum Schweigen gebracht, ohne daß eine Vergeltung drauf erfolgt ſei. In der Tragödie erfolgt die Cataſtrophe gleich und ſchrecklich; im wirklichen Leben könnte ſie in irgend einer andern Geſtalt erſcheinen, oder ſpäter, aber ſie wird kommen — da iſt kein Zweifel.

Den 25ſten Februar.

Die Anklage, welche häufig gegen Goethe gerichtet worden iſt, daß, ungeachtet ſeiner leidenſchaftlichen Bewunderung für die Frauen in allen ſeinen Werken, er willkürlich und ſyſtematiſch die Weiblichkeit herabgezogen habe, iſt nach meiner Meinung nicht gerecht. Er iſt ohne Zweifel nicht ſo univerſal als Shakſpeare, nicht ſo ideal als Schiller; doch obgleich er wohl eine erhabenere und großartigere Anſicht des Geſchlechtes hätte

aufnehmen können, ſo ſind doch ſeine Schilderungen einzelner Frauen eben ſo wahr, als die Wahrheit ſelbſt. Sein Begriff von Frauen im Allgemeinen glich dem, den Lord Byron hegte, und war etwas orientaliſch und ſultanartig. Er hat etwas vom Paſcha-Glauben. Eine meiner Freundinnen, welche Goethe ſehr genau gekannt hatte, ſagte mir: »Er hatte keinen Begriff von Heldenfrauen; in der Poeſie fand er dieſelben unnatürlich, und in der Geſchichte falſch. Für Schilderungen, wie die der Johanna d'Arc und Stauffachers Weib in Wilhelm Tell, hatte er weder Glauben noch Sympathie.«

Seine einzige heroiſche und ideale Schöpfung iſt Iphigenia, und ſie iſt ſo vollkommen und ſo rein, wie ein Meiſterſtück der griechiſchen Bildhauerkunſt. Ich meine, das iſt ein Beweis, daß, wenn er auch den activen Heroismus der amazonenartigen Frauen nicht liebte oder nicht verſtand, er doch einen ſehr erhabenen Begriff von dem paſſiven Heroismus der weiblichen Natur hatte. Die Baſis eines Charakters iſt Wahrheit. Dieſes Drama iſt der Triumph der unbefleckten, unwandelbaren Wahrheit. Man hat geſagt, daß Goethe in dieſem Charakter das Portrait der Großherzogin Louiſe von Weimar beabſichtigt habe. Die Abſicht des Dichters bleibt zweifelhaft; doch ſcheint es, als ob vom erſten Augenblick an die Aehnlichkeit allgemein anerkannt wurde. Welch ein ſchönes Zeugniß war dieſe Anerkenntniß für die Herzogin! — Durch die Wahrhaftigkeit, durch die unwandel-

bare Redlichkeit in Wort und That, und nicht durch glänzende Eigenſchaften des Geiſtes oder einſchmeichelnde Manieren hatte ſie über den Zorn geſiegt und Napoleons Achtung errungen; die Achtung eines Mannes, welcher öffentlich die Frauen verachtete und deſſen Inſtructionen an ſeine Miniſter und Geſandten immer mit den Worten endigten: »Soignez les femmes« liefert einen inhaltsſchweren Commentar über unſere falſche Stellung und furchtbare Macht.

Den 27ſten Februar.

Ich habe dieſen Morgen den Beſuch eines Mannes gehabt, mit welchem ich Sie näher bekannt machen muß. Mein Freund, der Oberſt F., würde mir überall gefallen haben, hier aber iſt er wirklich unſchätzbar.

Kennen Sie jenes lyriſche Gedicht von Wordsworth? the reverie of poor Suzan, in welchem er die innere Bewegung eines armen Dienſtmädchens vom Lande beſchreibt, deren Schritte in Cheapſide durch den Geſang eines eingeſperrten Vogels gehemmt wurden.

'tis a note of enchantment — what ails her? she sees
A mountein ascending, a vision of trees;
And a single small cottage, a nest like a doves,
The one only dwelling on earth that she loves!
She looks and her heart is in heaven! *)

---

*) Ueberſetzung. »Es iſt ein Zauberton — was fehlt ihr? Sie ſieht, als ſie einen Berg erſteigt, eine Viſion von Bäumen, eine einzige kleine Hütte gleich einem Taubenneſt

Und wie nahe ſind ſich alle Menſchenherzen in ihren natürlichen Eingebungen und Sympathieen verwandt, und was für eine unfehlbare allgemeine Quelle der Poeſie ſind dieſe ſelbſt in ihren einfachſten Geſtaltungen. F. erzählte mir heute, daß einſt, als er in eine Nebenſtraße dieſer kleinen Stadt eingebogen habe, er dicht neben ſich eine Lerche hätte ſingen hören. (Nun muß man wiſſen, daß es in Canada keine Lerchen außer denen giebt, welche von dem Continente herübergebracht ſind.) F. ſoll mit ſeinen eigenen Worten erzählen.

»So Ma'am, als ich die Stimme des Vogels in der Luft hörte, ſchaute ich aus natürlichem Inſtinkt in die Höhe nach dem Himmel, obgleich ich wußte, daß dieſelbe nicht von dort kommen konnte; dann blickte ich nach dieſer Seite und dann nach jener, und endlich ſah ich das kleine Geſchöpf auf ſeiner Raſenſcholle ſitzend im kleinen Käfig, und dort ſang und zwitſcherte es weiter und ich ſtand ſtockſtill und lauſchte mit dem Herzen. Nun! ich weiß nicht, was es war, das über mich kam, aber Alles ſchien ſich vor meinen Augen zu verändern, und ich war wieder im alten Irland, und meine Heimath war um mich her, und ich war wieder ein wilder Springinsfeld von einem Jungen, und lag auf dem Rücken am Hügelabhang oberhalb meiner Mutter Hütte und beobachtete, wie ich es ſonſt zu thun pflegte, die

die einzige Wohnung auf Erden, die ſie liebt! Sie ſchaut, und ihr Herz iſt im Himmel.«

Lerche, welche ſingend über meinem Kopfe herumkreiſte, ſo daß ich meine Augen anſtrengte, um mit denſelben ihr zu folgen, bis ſie im blauen Himmel verſchmolz — und da — werden Sie es glauben — Ma'am? ich ſtand wie ein alter Narr, dem Vogelgeſang lauſchend, wie in einem Traume verloren, und ich glaube, ich hätte dort bis heute ſtehen können.« Und die Augen des rauhen Kriegers füllten ſich mit Thränen, während er ſich ſelbſt auslachte und gar nicht inne wurde, daß er lauter Poeſie geſprochen, eben ſo wenig als Herr Jourdain wußte, daß er Proſa ſprach.

Oberſt F. iſt ein Soldat de fortune, welche Benennung wenigſtens in ſeinem Fall bedeutet, daß er dem Glücke nichts verdankt, ſondern alles ſeinem guten Herzen, ſeinem geſunden Verſtande und ſeinem tapfern Schwerte. Er war der Sohn eines irländiſchen Klein-Häuslers (und rühmt ſich deſſen) auf den Gütern des Ritters von Glyn. Mit funfzehn Jahren ſchulterte er eine Muskete, und trat in das Regiment, welches nach Holland beordert war, zur Zeit, als der Herzog von York dem Dumourier gegenüberſtand. Die einzigen Bücher, welche er damals geleſen, waren: Die ſieben Streiter für das Chriſtenthum und die ſieben weiſen Lehrer. Den Kopf voll ritterlicher Beiſpiele, gedachte er, das erſte Schlachtfeld muthig zu betreten, ſich gelobend, daß, wenn es da einen Drachen zu bekämpfen gäbe oder einen Rieſen herauszufordern, ſo

würde er der Mann ſein, der es thäte! — Er wollte auf jeden Fall irgend eine tapfere That verrichten, irgend eine groſse Waffenthat, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen und ihn auf dem Fleck zum Hauptmann creiren ſollte. Dann beſchreibt er mit vielem Humor und Gefühl ſein groſses Erſtaunen und ſeine Betrübniß, als er das mechaniſche Gemetzel eines modernen Schlachtfeldes ſo ganz von dem Bilde ſeiner Phantaſie verſchieden fand; als er ſich ein Glied in der Maſſe ſah, in welcher das Herz und der Arm des Einzelnen, wenn auch noch ſo edel, noch ſo ſtark, doch für nichts gilt; gezwungen, ſtillzuſtehen und auf das Commandowort loszufeuern; — das Erſtarren, welches dieſes Commandowort ſeinem Herzen mittheilte, und dann ſeine Empfindung, als der Kamerad an ſeiner Seite als zuckender Leichnam ihm vor die Füße fiel; — Alles dieſes beſchrieb er mir mit der Lebendigkeit eines Malers, und mit einer Einfachheit, welche ſehr unterhaltend war. Später wurde er gefangen genommen, und damals war er ſo von dem Gedanken gedrückt, daß es eine Schande ſei, gefangen und entwaffnet zu werden, und indem er an die Entehrung und den Kummer ſeiner Mutter dachte, daß er in Verſuchung war, einen Selbſtmord nach der alten römiſchen Art zu begehen. Als er aber einen Lieutenant ſeines Regiments auch als Gefangenen eingebracht ſah, dachte er anders hierüber. Eine Entehrung, welche der Lieutenant mit Philoſophie erträgt,

könne, wie er meinte, von einem Subalternen auch ertragen werden, denn damals, in einem Alter von achtzehn Jahren, war er ſchon Sergent.

Er wurde nachher ausgetauſcht und mit ſeinem Regiment (das neunundvierzigſte) nach Canada beordert. Er erhielt eine Stelle als Lieutenant im ſelben Regiment nur wegen ſeiner Tapferkeit und ſeines Verſtandes; denn da ſeine Beſoldung nicht hinreichend war, um ihn in Stand zu ſetzen, gleich ſeinen Kameraden zu leben und ſeine Equipirung zu bezahlen, ſo war die Beförderung, welche er durch ſein gutes Betragen erworben hatte, lange Zeit für ihn die Quelle großer Verlegenheiten. Während des letzten amerikaniſchen Krieges verrichtete er eine ſehr glänzende That, für welche ſeine Ernennung zum Hauptmann auf dem Schlachtfelde erfolgte. Gleich nachdem er dieſelbe erhalten, ſetzte er ſeinen Commandeur ſehr in Erſtaunen, als er um Urlaub bat, obgleich noch eine Schlacht in wenigen Tagen erwartet wurde. Das Verlangen war in der That ſo außerordentlich, daß der General Sheaffe ſich beſann und es abſchlug. F. verſicherte, daß, wenn man ihm ſein Geſuch gewährte, er in drei Tagen wieder im Hauptquartier ſein würde; wenn man es ihm aber abſchlüge, ſo würde er ohne Urlaub gehen. »Denn,« ſagte er mir, »ich war toll, und die Wahrheit Ma'am iſt, daß ein kleines Mädchen lebte, das ich liebte; und ich wußte, daß, wenn ich ſie heirathen könnte, ehe ich

getödtet würde, ſie die Penſion einer Kapitäns-Wittwe erhalten müßte. Es war Alles, was ich ihr hinterlaſſen konnte, und es würde für mich von einigem Troſt geweſen ſein, obgleich nicht für ſie, die arme Seele!«

Der Urlaub war zugeſtanden. F. beſtieg ſein Pferd und ritt hundert und funfzig Meilen in ſehr kurzer Zeit, heirathete ſein kleines Mädchen und kehrte am folgenden Tage zu ſeinen Pflichten zurück, um noch einer Schlacht beizuwohnen, in welcher er jedoch nicht getödtet wurde, ſondern am Leben blieb, um Vater einer ſchönen Familie von vier braven Söhnen und einer lieblichen Tochter zu werden.

Diejenigen Männer, welche mich im Leben am meiſten intereſſirt haben, waren immer ſolche, welche ſich ſelbſt erzogen hatten und als Originale bezeichnet wurden. Dieſer liebe gute F. iſt originalissimo. Vor einiger Zeit unterhielt er mich und gab mir zugleich einen ſehr lebhaften Begriff von dem unvermeidlichen Schaden des Krieges, indem er mir beſchrieb, wie er einſt in einer Kirche in Flandern einquartiert geweſen ſei. Als die Soldaten dieſe ihre Wohnung in Beſitz nahmen, begannen ſie damit, den Gotteskaſten zu erbrechen und die Sakriſtei zu berauben. Dann zerbrachen ſie die Stühle und Bänke, um ein Feuer zum Kochen ihrer Ration zu machen, und da das nicht genügte, wurden die hölzernen Heiligen und die Altäre von geſchnitztem Holz eingeriſſen. Da ſie ſich von dem Rauch beläſtigt

ſahen, kletterten einige Soldaten an den hervorragenden Verzierungen hinan und ſchlugen die Fenſter ein, welche aus gemaltem Glas beſtanden, damit die Luft herein-dringen und der Rauch hinaus könne. Am nächſten Morgen mit Sonnenaufgang verließen ſie das Heiligthum der Religion und Kunſt als eine ſchlechte verunſtaltete Ruine. Ein ganzes Jahrhundert kann dieſe Entweihung und Zerſtörung einiger Stunden nicht wieder gut machen.

»Sie müſſen uns arme Soldaten nicht zu hart beurtheilen,« ſetzte F. hinzu, als wenn er einen Blick beantwortete, dem ich nicht Worte gab. »Ich hatte wohl ein gewiſſes inſtinktartiges Bewußtſein von dem Schaden, den wir anrichteten, doch war ich gewiß der Einzige, der dieſes empfand; ſie wußten es nicht beſſer, und das precäre Leben des Soldaten giebt ihm die Gewohnheit, Alles dem gegenwärtigen Moment zu opfern, und eine gewiſſe Fühlloſigkeit gegen das Leiden und die Zerſtörung, welche, wenn dem augenblicklichen Mangel abgeholfen iſt, im nächſten Augenblick aus dem Geſicht verloren und vergeſſen wird. — Ich weiß nicht, warum ich nicht ganz ſo unempfindlich war, als die Uebrigen, es müßte denn durch Gottes Güte geweſen ſein. Als Knabe war mein erſtes Gefühl die Liebe zu meiner Mutter und dann Dankbarkeit gegen Gott, daß er mich geſchaffen und aus dem Nichts ins Daſein gerufen hatte. Mein erſter Gedanke war: was ich thun könne,

um ihm zu gefallen. Nun konnte ich aber troß Allem, was die Prieſter ſagten, doch nicht begreifen, wie Faſten und Beten ihm wohlthun ſollten, ſo ſchaute ich in der Fülle meines Herzens um mich herum, um zu ſehen, was noch anders zu thun ſei, und ich glaube, es war eine Stimme in mir, welche mir immer zuflüſterte: »thue deinem Nächſten wohl, thue deinem Nächſten wohl!«

Mit ſolch überſtrömender Güte, mit der furchtloſen Energie des Charakters in ſeiner ganzen Excentricität, mit dem feinen Gefühl der Poeſie und mit dem blinden Muth ſeines Vaterlandes können Sie ſich nicht wundern, daß dieſer brave Mann mich ſehr intereſſirte; leider kann ich ihn ſelten ſehen, da ſein Leben ein Leben von unausgeſetzter Beſchäftigung iſt.

Den 1ſten März.

In den verſchiedenen Zweigen der Kunſt hält jeder Künſtler ſein Fach für das höchſte, und iſt mit dem Gedanken von deſſen Werth und von den Leiſtungsfähigkeiten, die er am beſten verſteht und am weitläufigſten ſtudirt und entwickelt hat, erfüllt. »Aber,« ſagt Doctor Chalmers, »wir müſſen von jedem Menſchen das Zeugniß über den Werth deſſen, was er kennt, annehmen und das Zeugniß eines Jeden über den comparativen Unwerth deſſen, was er nicht kennt, verwer-

ſen.« Denn nicht nur, daß er die eigenthümliche Art, wie er ſeine Kunſt treibt und aus übermäßigem Enthuſiasmus überſchätzt (keine Kunſt, wenn man ſie ausſchließlich als ein Mittel für die menſchliche Freude und Beſſerung betrachtet, kann überſchätzt werden), ſo pflegt noch ſo ein einſeitiger Künſtler aus Unwiſſenheit die Betreibung der andern Künſte, welche von der ſeinigen bedeutend abweicht, gering zu ſchätzen.

Von allen Künſtlern ſind Muſiker diejenigen, welche am ausſchließlichſten ihrer eigenen Kunſt ergeben ſind und an einem Mangel an Sympathie leiden, ja ſogar der Verachtung für die anderen Künſte unterworfen ſind. Ein Maler hat mehr Sympathie für den Muſiker, als der Muſiker für einen Maler. Vernet pflegte ſeine Staffelei in Pergoleſi's Zimmer zu bringen, um neben deſſen Inſtrument zu malen, und pflegte zu ſagen, daß er einige ſeiner ſchönſten Himmel den begeiſternden Harmonien ſeines Freundes verdanke. Pergoleſi hingegen fühlte vielleicht nie irgend eine Harmonie, als die ſeiner eigenen herrlichen Kunſt.

Aſpaſia ſagt: »derjenige, welcher nicht die Muſik liebt, iſt ein Thier von einer gewiſſen Art, und derjenige, welcher die Muſik zu ſehr liebt, iſt ein Thier von einer andern Art, deſſen Gehirn noch kleiner als das einer Nachtigall iſt, und ſein Herz kleiner als das einer Eidechſe.« Im Uebrigen verweiſe ich Sie auf eine ſehr merkwürdige Stelle in Perikles und Aſpaſia, welche

eine ſehr ſtrenge Schmähung nicht allein gegen die Muſiker, ſondern auch gegen die Muſik enthält, und welche ſehr geſchickt ſchließt: »Panenus ſagte dies: Laßt uns nie ein Wort davon glauben!« Es iſt nur allzuwahr, daß einige ſehr ausgezeichnete Muſiker, unwiſſend, ſinnlich und ausſchweifend geweſen ſind, doch giebt es Ausnahmen genug von dem Tadel des Panenus, um zu beweiſen, daß Unklugheit, Unmäßigkeit und gourmandise »ſich nicht immer und nicht nothwendiger Weiſe bei dem heiligen Strome der Muſik finden.« Die Muſiker ſind nicht ſelbſtſüchtig, ſorglos, ſinnlich, unwiſſend, weil ſie Muſiker ſind, ſondern weil ſie wegen einer mangelhaften Erziehung nichts weiter ſind als Muſiker. Die deutſchen Muſiker ſind gewöhnlich moraliſchere und intelligentere Männer als die engliſchen und italiäniſchen, deshalb hat ihre Muſik auch einen höheren Schwung genommen, und iſt geiſtiger als die Muſik anderer Länder. Die Muſik als Kunſt hat ſie nicht herabgezogen, ſie haben aber die Muſik erhoben.

Man würde die Güte des Schöpfers anfechten, wenn man glaubte, daß ein moraliſches Uebel unzertrennlich mit irgend einer der ſchönen Künſte verknüpft ſei — am wenigſten mit der Muſik — welche die Seele der phyſiſchen Welt iſt, wie die Liebe die Seele der moraliſchen.

Der ausgezeichnetſte und geiſtreichſte Muſiker, den ich je geſehen habe, iſt Felix Mendelſohn. Ich weiß

nicht, ob er ſelbſt oder irgend ein Anderer, mir von einem Briefe erzählt hat, den Karl von Weber an ihn gerichtet haben ſoll mit der Mahnung, daß er niemals die höchſte Ehre in ſeiner Profeſſion erringen könne, wenn er ſich nicht auch der Tugend und der Sittlichkeit in ſeinem Leben befleißigte. »Ein großer Künſtler, ſagte Weber, ſollte auch ein guter Menſch ſein.«

Da ich einmal im Zuge bin, muß ich Ihnen einige muſikaliſche Reminiscenzen mittheilen, ehe meine Finger ganz erſtarrt ſind.

Ich hatte einſt ein Geſpräch mit Thalberg und Mendelſohn über die nichtsbedeutenden Namen, welche Muſiker oft ihren Werken geben, wie z. B. Concerto in F., Concerto in B., erſte Symphonie, zweite Symphonie u. ſ. w. Mendelſohn meinte, daß, obgleich der Componiſt beinahe immer irgend einen Hauptgedanken habe, ſo würde es doch ſehr ſchwierig, ja beinahe ganz unmöglich ſein, einen Titel zu geben, der deutlich genug wäre, um denſelben Gedanken oder daſſelbe Gefühl der Seele des Hörers zuzuführen.

Die Muſik kann aber in allen Menſchen, ausgenommen in den Muſikern, nur durch Ideenverknüpfungen Gedanken geben oder vielmehr Bilder erwecken; ſie kann das Vergnügen gewähren, welches die richtige Uebereinſtimmung der muſikreichen Töne dem empfänglichen Ohr geben muß, doch die Verbindung der Gedanken und Gefühle, wenn eine ſolche exiſtirt, muß ganz

zufällig ſein. Man erzählt uns, daß Haydn, wenn er ſich zum Componiren niederſetzte, erſt in ſeiner Phantaſie eine Geſchichte bildete, — ein regelmäßiges Gewebe erſonnener Begebenheiten und Gefühle — denen er die auf einander folgenden Motive ſeines Concerto dann anpaßte. Wäre es nun nicht ein Gewinn geweſen, wenn Haydn ſeiner Compoſition ſolch einen Namen gegeben hätte, welche die Imagination des Zuhörers in dieſelbe Richtung hineingezwungen hätte? Mendelſohn ſelbſt hat das gethan in den Muſikſtücken, welche er mit dem Namen bezeichnet: die »Ouvertüre der Meluſine,« »Ouvertüre zu den Hebriden,« »Meeresſtille,« und glückliche Fahrt,« »der Bach« und noch andere, was gewiß beſſer iſt, als Sonate No. 1, Sonate No. 2.

Man nehme z. B. die Meluſine. Finden wir nicht in den Gedanken der Muſik alle die Gedanken eines alten ſchönen Feenmährchens? Erſt finden wir in der fließenden ſich überall einmiſchenden Harmonie die elementartige Zartheit der Waſſernymphen, dann das Sprudeln der Quellen und das Wogen der Wellen, dann die kriegeriſche Kraft des ritterlichen Geliebten, und die Macht des Ritterthums, welches über die ſanftere und ätheriſchere Natur ſiegt; und dann endlich die Auflöſung des Zaubers; das Verfließen, Verſchwinden und in Stille Verſinken des ſchönen Waſſergeiſtes. Sie werden ſagen, daß dieſe Schilderung eben ſo gut der

Undine entſpricht; das thut aber nichts, wenn wir unſere Phantaſie nur in die poetiſche Ideenverknüpfung gebracht haben, welche vorher in der Seele des Componiſten gelebt hat. So könnten nicht allein Gedichte, ſondern auch Statuen in Muſik geſetzt werden. Ich nannte Thalberg die Aurora von Guido als ein gutes sujet. Ich würde mit einem langſamen gehaltenen und feierlichen Motiv beginnen, um die ſchlummervolle Weichheit jener thauigen Stunde auszudrücken, welche dem kommenden Tag vorhergeht, und welche im Gemälde über die ferne Landſchaft brütet, die noch immer in Dunkelheit und Schlaf gehüllt iſt; dann das ſich Aufwärtsſchleichen der wachſenden Dämmerung, das Erglänzen, das Beſchleunigen alles Lebens, das Erwachen der Vögel, das Hereinbrechen des Sonnenlichts, das Rauſchen von Hyperions Roſſen durch den Himmel, der luftige Tanz der Stunden, und das Ganze müßte mit einem prächtigen Choral ſchließen, einem Triumph und Freudengeſang, der von der ganzen Natur emporgeſandt wird.

Und dann in demſelben Geiſte — nein, in ſeinem eigenen noch großartigeren Geiſte — möchte ich Mendelſohn als Improviſator des Laocoon wiſſen. Da würde der Pomp und die Proceſſion am Meeresufer beginnen, das Fließen der Wellen; die zwei Schlangen, welche auf deren ſchäumenden Häuptern einher gleiten, ſich windend, emporrichtend und krümmend; der Schre-

cken, die Klage, der Lärm der Verwirrung, der Todeskampf, und dann nach einer tiefen Pauſe der Klagegeſang und der Grabesmarſch; — das Ganze mit einer Hymne an Apollo ſchließend. Können Sie ſich nicht ein ſolches Muſikſtück denken, und zwar von Mendelſohn componirt? und können Sie ſich nicht die Möglichkeit denken, auf dieſelbe Art Raphaels Cupido und Pſyche oder ſeine Galatea oder die Gruppen der Niobe in Muſik darzuſtellen. Die Niobe müßte ſich herrlich zum Gegenſtande eines Concerts oder einer Art von mythologiſchem Oratorium eignen.

Den 4ten März.

Als ich heute Boswell durchblätterte, kam ich an dieſe Stelle: »Johnſon ſagt: ich will nicht eine Geſellſchaft vertheidigen, in welcher ein Uebereinkommen herrſcht, daß das, was ſonſt nicht Recht iſt, Recht ſein ſoll. Aber ich behaupte, daß das einzelne Mitglied irgend einer Geſellſchaft, welches das ausübt, was erlaubt iſt, nicht ſchlecht ſei.«

Was ſagen Sie zu dieſer Vernünftelei unſeres großen Moraliſten? Bringt er nicht unſer ganzes Moralgeſetz auf etwas bloß Conventionelles herab?

An einer andern Stelle fragt Dr. Johnſon: in welchem Verhältniß das Klima Theil an dem zuſammengeſetzten Syſtem des menſchlichen Lebens hat? Ich ſchaudere

während ich antwortete: »bei einigen Individuen einen ſehr großen Theil, mein lieber Doctor, und einen noch größern bei ganzen Menſchenracen.«

Er ſagte ſpäter: »ich gebe mich mehr mit Begriffen ab, als mit Thatſachen.« Es ſcheint, ſo mache ich es auch.

Er ſpricht von Männern, welche in der Converſation durch die Gegenwart der Frauen herabgezogen werden. — Ich dächte, eher hinaufgezogen, wo das moraliſche Gefühl im Spiel iſt, und wenn ſie in dem, was den Geiſt und das geſellige Intereſſe betrifft, herabgezogen werden, ſo iſt es um ſo ſchlimmer für den Zuſtand der Geſellſchaft.

Johnſon wußte ganz und gar nichts über die Frauen. Einen Beweis davon liefert eine Behauptung unter vielen andern, welche noch beleidigender ſind; »daß nämlich es einer Frau ganz gleichgültig ſein könne, ob ihr Mann treu ſei oder nicht.« Er ſagt an einer andern Stelle: »Wenn wir Männer mehr Vollkommenheiten von den Frauen verlangen als von uns ſelbſt, thun wir ihnen ſehr viel Ehre an.«

Wirklich! wenn, indem ihr von uns eine größere Vollkommenheit verlanget, ohne uns jedoch eine höhere und edlere Natur zuzugeſtehen, ſo thut ihr uns keine Ehre an, ſondern eine große Ungerechtigkeit. Und wenn ihr uns die höhere Natur zugeſteht, ſo iſt die Ungerech-

tigkeit um ſo größer. Hier, Doctor, iſt ein Dilemma für Euch.

Von allen unſern modernen Autoren verſtand Coleridge die weſentliche Natur der Frauen am beſten, und hat die wahrſten und ſchönſten Worte über unſer Geſchlecht im Allgemeinen ausgeſprochen. Und von allen unſern modernen Autoren iſt Hazlitt am bemerkenswertheſten, wegen ſeiner gänzlichen Unkenntniß der Frauen, im Allgemeinen und im Einzelnen.

Charles Lamb iſt von allen den Männern, mit denen ich je geſprochen, derjenige, welcher das mitleidigſte, gütigſte und ehrfurchtvollſte Gefühl gegen Frauen hatte. Er äußerte aber dieſe Gefühle nicht wie Coleridge mit der ausgearbeiteten Beredſamkeit — ſie ſtrömten hervor aus ſeinem Herzen, wurden von ſeiner Zunge geſtammelt, zuweilen in ſeltſamer Verkleidung ironiſchen Schmähens, und zuweilen in Worten, welche Thränen in die Augen lockten. Er ſchien uns nicht wie ein Dichter zu verſtehen, noch wie ein Weltmann, ſondern durch den niemals irrenden Inſtinkt des liebendſten und gütigſten Herzens.

Als Coleridge ſehr antitheſiſch ſagte, »daß die Schönheit des Frauencharakters darin beſtände, charakterlos zu ſein;« ſo vermuthe ich, es iſt daſſelbe, als wenn er geſagt hätte: »es iſt die Schönheit des Diamanten, farblos zu ſein;« denn er führt als Beiſpiel Ophelia und Desdemona an; und obgleich dieſe farblos in ihrer rei-

nen, durchſichtigen Einfachheit ſind, ſo ſind ſie doch ſo weit als möglich davon entfernt, charakterlos zu ſein, denn in der Eigenſchaft ſelbſt, farblos zu ſein, beſteht der Charakter.

Da ich von Coleridge ſpreche, fällt mir ein, daß ich von Ludwig Tink zuerſt den Tod dieſes wunderbaren Mannes erfuhr; und da ich auch »zu den Füßen des Gamaliel geſeſſen und ſeine Worte gehört hatte«, ſo gab mir dieſe Nachricht großen Schmerz. Ich erinnere mich, daß Tink, als er den Tod von Coleridge ankündigte, in ſeiner unvergeßlichen Art und Weiſe ſagte: »Ein großer Geiſt iſt von der Welt gegangen, und die Welt hat ihn nicht gekannt.«

Es giebt in Toronto zwei Damen, welche Treibhäuſer haben, ein Beweis von dem Wachsthume des Reichthums, der Civiliſation und des Geſchmackes, den Sie ſehr bewundern werden. Eine von dieſen Damen hatte die Güte, als ich das letzte Mal krank war, mir ein Bouquet Treibhausblumen zu ſchicken; und eine Gabe von funfzigmal ſo hohem Werth würde mir nicht ſo große Freude gemacht und nicht ſo meine Dankbarkeit erregt haben. Ich ſtreute die Blumen auf meinem Bette aus, und athmete deren Duft mit einer Rührung ein, die ich kaum eingeſtehen darf, — ſelbſt nicht Ihnen. Ich hatte keine Blumen geſehen, ſeit ich England

verlaſſen. Ich hatte kein dazwiſchen liegendes Land be-ſucht.

Geſtern am vierten März wurde unſer kleines Pro-vinzial-Parlement vom Gouverneur des Staats vertagt, und ich hatte die Ehre, wie die Franzoſen ſagen, dieſer wichtigen Gelegenheit beizuwohnen.

Nun werden Sie nicht von mir verlangen, und ich fühle auch gar keine Neigung, mein kleines Notizenbuch (welches zu ganz andern Zwecken und Abhandlungen be-ſtimmt iſt) mit Nachrichten anzufüllen, welche man in jeder Reiſebeſchreibung oder in jedem ſtatiſtiſchen Werke finden kann. Es iſt aber gerade möglich, daß Sie eben ſo wenig von unſerer politiſchen Conſtitution wiſſen, als ich von derſelben wußte, ehe ich in Ober-Canada anlangte, und ich möchte Ihnen die geſtrige Scene möglichſt be-greiflich und intereſſant darſtellen. So will ich Ihnen denn ſo kurz als möglich eine Skizze von unſerer Staats-maſchine machen.

Ich habe, wie ich glaube, Ihnen ſchon geſagt, daß die Theilung der Provinz Quebec in Ober- und Unter-Canada im Jahre 1791 geſchah. Damals wurde einer jeden dieſer Provinzen eine Conſtitutions-Charte ver-liehen, und ein eigenes geſetzgebendes und verwaltendes Gouvernement; eine Maßregel, welche ohne Zweifel wohl-gemeint war, aber deren Weisheit mehr als zweifelhaft iſt, wenn wir die Reſultate betrachten.

Unſere Conſtitution in Ober-Canada ſcheint auf den erſten Blick die des Mutterlandes im Kleinen und mit derſelben identiſch zu ſein. So haben wir zum Beiſpiel an der Spitze unſerer Verwaltung einen Gouverneur, welcher in militairiſchen Angelegenheiten zwar dem Gouverneur en chef in Unter-Canada unterworfen iſt, in allen andern Dingen aber bloß von dem Gouvernement des Heimathslandes abhängt und von einem Verwaltungsrath unterſtützt wird, welchen er ſelbſt einſetzt. Und wir haben einen geſetzgebenden Körper, welcher aus einem Staatsrath beſteht, der vom Gouvernement ernannt wird, und aus einem house of assembly, welches das Volk wählt. Dieſe verſchiedenen Branchen ſcheinen nicht ohne Grund den Souverain, das Miniſterium, das house of Lords und das house of commons in England vorzuſtellen.

Doch giebt es hier einige Abweichungen, welche zum Zwecke haben, die Abhängigkeit der Provincial-Regierung von dem Gouvernement in England ſicher zu ſtellen. Denn ich wüßte nicht, daß unſer Parlement bisher Geſetze zum Beſten der Colonien gegeben hätte.

Als Sir Francis Head hierherkam, beſtand der Verwaltungsrath aus fünf Mitgliedern; er fügte noch drei hinzu, welche Reformer genannt wurden. Ungefähr drei Wochen nachher erließen dieſe Räthe an den Gouverneur ein Schreiben, in welchem ſie dieſelbe Macht und Verantwortlichkeiten als ein Recht in Anſpruch nahmen,

welche das Cabinet der Miniſter in England hat, indem ſie angaben, daß, obgleich ſie vom Gouverneur ernannt würden, ſie ſich doch als dem Willen des Volkes verantwortlicher erachteten. Sir Francis beantwortete dieſe Vorſtellung dahin, daß, obgleich die Conſtitution der Colonie der des Mutterlandes ähnlich wäre, ſo ſei ſie doch durchaus nicht als identiſch mit derſelben zu betrachten; daß, wenn der Gouverneur an der Stelle des Souverains ſtände, wenn derſelbe wie der Souverain »kein Unrecht thun könne,« ſo ſei es augenſcheinlich, daß im Miniſterium ein executiver Rath, oder irgend eine andere Vereinigung von Männern angeſtellt ſein müßte, welche dem Lande für ihr Betragen verantwortlich wären. Dieſes ſei aber nicht der Fall; der Gouverneur ſei vom König gewählt nicht als ſein Stellvertreter, ſondern als der verantwortliche Miniſter des Souverains, welcher wegen Vernachläſſigungen des Volks-Intereſſes in Unterſuchung gebracht werden könne und einer plötzlichen Zurückberufung unterworfen wäre; und daß es alſo eine offenbare Ungerechtigkeit ſein würde, den Gouverneur für die Handlungen des executiven Rathes verantwortlich zu machen, wenn dieſer letztere nur Verantwortlichkeiten gegen das Volk habe.

Alles dieſes ſchien mir ſehr klar. Der Gouverneur leugnete ganz und gar, nicht nur ſein eigenes Recht und ſeine eigene Macht, irgend einen Buchſtaben oder ein Jota in der Conſtitution ändern zu können, aber auch

alle Macht der vereinigten Regierung von Ober-Canada die politiſche Conſtitution des Landes, welche durch das Geſetz feſtſtehe, zu ändern und zu verbeſſern, da dieſe Gewalt nur der executiven Macht in England zukäme; aus welchem hervorgeht, ſo weit ich es wenigſtens verſtehen kann, daß das Gouvernement dieſer Provinz nicht vom Volk ausgeht, noch demſelben oder ſeinen Deputirten verantwortlich iſt.

Sogleich, nachdem ſie dieſe Antwort erhalten hatten, legten die ſechs Räthe, welche die oben erwähnte Vorſtellung eingereicht hatten, ihre Stellen im Rathe nieder, und Sir Francis ernannte ſogleich vier andere. Der Präſident des executiven Raths — das iſt der Premier im Cabinet der Miniſter — iſt Herr Sulivan.

Der geſetzgebende Rath wechſelt in der Zahl: jetzt beſteht derſelbe, wie ich glaube, aus dreißig Mitgliedern. Von dieſen ſind einundzwanzig Schottländer und Canadier, neun Engländer, Irländer und Amerikaner. Sie repräſentiren die Ariſtokratie des Landes, unterſcheiden ſich aber darin von dem Houſe der Lords, indem ihre Stellen nicht erblich ſind; ſie werden auf Lebenszeiten vom Gouverneur ernannt. Der Sprecher iſt der chief justice, Robinſon, ein Tory in der Politik und ein ſehr fähiger Mann.

Das house of assembly beſteht aus den Delegirten des Volks, deren Zahl mit der Population verhältnißmäßig zunimmt. So wie die Einwohner einer Stadt

oder Grafſchaft bis zu einer gewiſſen geſetzlich beſtimm-ten Zahl anwächſt, ſo haben ſie das Recht, ein oder zwei Repräſentanten im Parlement zu wählen. 1831 beſtand das house of assembly ungefähr aus vierzig Mitgliedern. Jetzt giebt es zweiundzwanzig Diſtricte, deren jeder zwei Mitglieder in das Parlement ſchickt, drei Diſtricte, welche nur eins ſtellen, und die vier Bezirke von York, ſo wie die vier Bezirke von Lincoln, jedes ein Mitglied, und ſieben Städte jede eins; zuſammen zweiundſechzig Mitglieder. Von dieſen ſind vierundvierzig conſervative Mitglieder und achtzehn ſind Reformer. In einem früheren house of assembly, welches von Sir Francis Head 1836 aufgelöſ't wurde, war die Majorität radical, oder gegen die brittiſche Oberherrſchaft geſtimmt. Die beſten Redner auf der conſervativen Seite ſind Hagermann, der Generalprocurator — ein Tory in der Politik, ein Mann von großen Fähigkeiten und gutmüthig, doch etwas grob und anmaßend in Charakter und Manieren. Draper, der Deputirte von Toronto, ein geſcheuter thätiger Mann und guter Sprecher; M'Nab, der Deputirte von Wentworth, auch ein einflußreicher, fähiger Mann und Beſitzer eines großen Vermögens; und Herr Prince, Deputirter von Sandwich; er iſt in der engliſchen Rechtsgelehrſamkeit erzogen und hat außerordentliche Kenntniſſe, übrigens liberale, obgleich durchaus nicht revolutionaire Principien. Auf der Oppoſitionsſeite iſt der beſte Redner Dr. Rolph.

Die Deputirten werden für ihr Beiwohnen der Seſſionen mit zehn Schilling täglich bezahlt.

Dieſe leichte Skizze wird Ihnen im Allgemeinen einen Begriff von der politiſchen Conſtitution und von dem Zuſtande der Parteien in Ober-Canada geben.

Die Vertagung fand geſtern um drei Uhr Statt. Als wir vor das Gouvernement-Gebäude kamen, war die Scene ſehr auffallend. Die Schneefläche breitete ſich rings umher, und zwiſchen dem Ufer der geſtornen Bai und der Reihe von Gebäuden war der Raum mit Schlitten von allen Größen und Geſtalten angefüllt. Die Pferde curbettirend und den Schnee in die Höhe werfend, und ein Gewühl von einigen hundert Menſchen, in alle Arten der wunderlichſten Bedeckungen gegen die ſchneidende Kälte gehüllt, mit militairiſchen Coſtümen untermiſcht, auch einige Indianer, welche in ihrer wollenen Decken-Bekleidung und mit ihren Federn geſchmückt einhergingen.

Die Halle des Staatsraths iſt ein Gegenſtand großen Stolzes der Canadier. Es iſt gewiß ein ſehr großer und hoher Saal mit einem prächtigen Thron, und dem gewöhnlichen Ueberfluß an Vergoldungen und Verzierungen; doch die innere Ausſchmückung (welche die Bewunderung der Leute hier ausmacht) iſt vom ſchlechteſten Geſchmack — welche kritiſche Bemerkung ich ohne irgend eine beleidigende Abſicht hier mittheile; außer der Aufſtellung eines Blockhauſes gelingt hier nichts. Wir müſſen Zeit haben. Zeit — „E col tempo tutto!“

Zur Rechten des Thrones ſaß der erſte Richter, Robinſon; er hat einen ſchönen Kopf und ſcharfe Züge, und die einnehmendſte und wohlklingendſte Stimme, die ich je gehört. Die Richter und Gerichtsbeamten der Krone ſaßen an einem Tiſche vorn, und die andern Mitglieder des geſetzgebenden Rathes waren auf beiden Seiten gereiht. Mein Platz war auf der rechten Seite, unter den Frauen der Beamten, der Ariſtokratie von Toronto.

Die Toiletten um mich herum waren bunt und hübſch, in der Mode, welche vor zwei oder drei Jahren herrſchte, und alte Damen zeigten den Wunſch, höflich und liebenswürdig zu ſein. Ich war aber zu fremd, um mich in das Geſpräch zu miſchen, und es ſaß keine in meiner Nähe, um mir irgend eine nöthige Erklärung zu geben, oder mir merkwürdige oder ausgezeichnete Perſonen zu zeigen. Unter den gegenüberſtehenden Zuſchauern bemerkte ich einen Mann mit außerordentlichem Kopf und Zügen, und man ſagte mir, er ſei ein Schüler von Eduard Irwing und ein Prediger der »unbekannten Sprachen«, und daß mehrere Perſonen in Toronto (ſelbſt Mitglieder des Rathes) ſich zu dieſer wilden Lehre bekennen.

Der Gouverneur wurde, als er ausſtieg, mit Enthuſiasmus von dem Volke begrüßt, ein Umſtand, der in der letzten Zeit etwas ungewöhnlich geworden iſt, und viel Aufregung und Frohlocken um mich herum erregte. Einen Augenblick nachher kam er herein und nahm ſeinen Sitz auf dem Throne ein. Als Repräſentant der

Regierung ſteht Herr Francis hinſichtlich der Größe und Schönheit und der militairiſchen Haltung dem Herrn John Colborne nach. Er iſt ein kleiner Mann mit einer netten beweglichen Geſtalt, einem kleinen aber intelligenten Kopf, ernſten, etwas ſcharfen Zügen. Sein helles, kleines Auge iſt pfiffig und geſcheut, mit einem Ausdruck von Humor und Güte vereint, und ſeine ganze Haltung iſt im höchſten Grade natürlich und angenehm.

Als die Mitglieder des house of assembly aufgerufen worden, traten ſie vor, und der Gouverneur las ſeine Rede ſehr deutlich mit vieler ruhiger Selbſtbeherrſchung ab. Er ging die wichtigſten Verhandlungen der Seſſionen wieder durch, dankte den Herren für die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie die Verlegenheiten gehoben, in welche das Gouvernement des Königs durch die Vorenthaltung der Verwilligungen von Seiten des vorigen house of assembly gerathen war und ſchloß, indem er ſeinen Glückwunſch zu der Harmonie, zu dem Vertrauen und der Ruhe ausſprach, welche im Allgemeinen in der ganzen Provinz herrſchten.

Dann wurden die Titel der verſchiedenen Bills, welche während der Seſſion gegeben worden, abgeleſen. Sie beliefen ſich auf hundert und ſieben und vierzig. Dieſes Ableſen nahm ungefähr fünf Viertelſtunden ein. Unter dieſen Bills waren einige wenige, welche meine Aufmerkſamkeit feſſelten.

So zum Beiſpiel kam ein Beſchluß vor, um die Maaßregeln gegen Verführungsfälle wirkſamer zu machen, der die angegebenen Väter verpflichtete, für die Kinder zu ſorgen, welche außer der Ehe geboren wurden u. ſ. w. Dieſe Bill kam urſprünglich von dem geſetzgebenden Rath, und es iſt bemerkungswerth, daß ſie hier ein Geſetz einführen, welches in England kürzlich verworfen wurde, und welches Sir Francis Head ſelbſt öffentlich verdammt hat. Sie erinnern ſich wohl des Geſchreies, welches ſich gegen dieſe Maaßregel des neuen Armen-Geſetzes erhob, und welches die Frauen allein für die Folgen ihrer ſchlechten Aufführung verantwortlich macht — eine Aufführung, zu welcher ſie in neun Fällen unter zehn durch die conventionelle Zügelloſigkeit, welche den Männern zugeſtanden iſt, verleitet wurden. Ich als Frau, mit dem Herzen voll der mitleidigſten Gefühle für die Unglücklichen und Verirrten meines Geſchlechts, behaupte dennoch, daß der erſte Schritt zu unſerer moraliſchen Emancipation jenes Geſetz iſt, welches uns zu alleinigen verantwortlichen Hütern unſerer Ehre und Keuſchheit einſetzt. Es ſcheint im erſten Augenblicke ſehr bedauernswürdig, daß nicht allein der Bann der Geſellſchaft, ſondern auch die geſetzlichen Obliegenheiten den wenigſt ſchuldigen Theil treffen; und hart in der That wird das Schickſal mancher armen Sünderin in den erſten nächſten Jahren ſein, wenn nicht diejenigen Frauen, welche eine edle und großartige Anſicht von

der Sache haben, bereit ſind, das daraus entſtehende Unglück durch Hülfe, und durch Handlungen der Barmherzigkeit zu lindern. Wenn jedoch die Tendenz eines ſolchen Beſchluſſes, einer ſolchen moraliſchen und geſetzmäßigen Verantwortlichkeit der Frauen einmal wird verſtanden und einmal in Ausführung gebracht worden ſein, ſo bin ich gewiß, daß das Reſultat zum Wohl und zur Aufrichtung des ganzen Geſchlechts beitragen wird. Es iſt das einzige mögliche Mittel gegen jenes Unheil, das Uebrige beruht auf uns ſelbſt. Die größte Gnade, die wir von unſeren Herren und Geſetzgebern uns erbitten können, iſt, daß wir in allen Fällen für unſere eigenen Handlungen, und für unſere eigene Schuld verantwortlich ſein dürfen.

Ein anderes Geſetz ſetzt zwei Richter mehr in den Gerichtshof der Kingsbench ein, und enthält Beſtimmungen, durch welche die Gefängniß-Ueberlieferungen häufiger, und die lange demoraliſirende Gefangenſchaft, die dem Verhör und der Ueberführung vorausgeht, abgekürzt wird. Dieſes klingt ſehr gut; ich muß bemerken, daß nach allen Berichten die Gefängniſſe hier in dieſer Provinz in ſehr ſchlechtem Zuſtande ſind, und ſämmtlich eine Reviſion erheiſchen.

Ein anderer Beſchluß ſetzte einen Provinzial-Gerichtshof der Billigkeit ein, welches durch die Art der hieſigen Eigenthumsverhältniſſe nöthig war, um diejenigen im Beſitz ihres Eigenthums zu ſichern, deren An-

ſprüche, auf eine redliche Art errungen, durch Mißverſtändniſſe, Unwiſſenheit und Zufälligkeiten mangelhaft ſind; ſo wie auch um Betrug zu beſtrafen, und Wortbrüchigkeiten, welche außer dem Bereich der gewöhnlichen Geſetze liegen. Ich war etwas erſtaunt, zu finden, daß dieſer Beſchluß dem präſidirenden Haupte größere Gewalt einräumte, als dem Lord Mayor in England. Jetzt, wo nichts vorhanden iſt, worauf dieſe Macht ausgeübt werden kann, hat es nichts zu ſagen, es wird aber ſehr viel zu ſagen haben, funfzig bis hundert Jahre ſpäter, wo die Geſellſchaft zuſammengeſetzter und künſtlicher ſein wird, und die Beſitzrechte verwickelter werden.

Der Kanzler erhält die Gewalt, alle Patent-Briefe, welche unvorſichtiger Weiſe ausgeſtellt wurden, zurückzunehmen (oder was auf daſſelbe herauskommt, eine Procedur einzuleiten, um dieſelben zu widerrufen), was in ſchlechten Händen eine ſehr gefährliche und unbegrenzte Gewalt iſt.

Ein anderer Beſchluß war, die Charte der Univerſität von Ober-Canada zu verbeſſern. Das house of assembly hatte bei der Eröffnung der Seſſion ihr Bedauern ausgeſprochen, daß die wohlwollende Abſicht ſeiner Majeſtät, indem ſie dem Kingscollege eine Charte verliehen, noch kein gutes Reſultat gehabt hätte, und die Hoffnung, daß die Provinz bald in ſich ſelbſt die Mittel beſitzen werde, der Jugend eine gebildete und liberale Erziehung zu geben.

Nächſt den Reſerve-Ländereien der Geiſtlichkeit iſt kein Satz ſo lange beſtritten worden und auch keiner ſo heftig als der über die Ausſtattung einer Univerſität. Vor vierzig Jahren 1797 wurde die Gründung eines ſolchen Inſtituts in einem Schreiben der Provinzial-Regierung, dem brittiſchen Gouvernement anempfohlen; doch geſchah es erſt im Jahr 1828, daß die Charte überſchickt wurde. Bei dieſer Gelegenheit ſprach der geſetzgebende Rath ſeinen demüthigſten, tiefgefühlteſten Dank gegen das Gouvernement ſeiner Majeſtät für ſolch einen großmüthigen Beweis ſeiner väterlichen Huld aus. Das house of assembly ſtattete jedoch ſeinen Dank nur bedingungsweiſe ab — »wenn nämlich die Principien, auf welchen die Charte gegründet ſei, bei genauerer Unterſuchung als dem Vorſchreiten der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit förderlich, und der bürgerlichen und religiöſen Freiheit des Volkes zugethan befunden würde.«

Worin »die bürgerliche und religiöſe Freiheit des Volkes« beſtehe, das war nicht ſo leicht zu beſtimmen. Die erſte Charte, welche nach denen unſerer engliſchen Univerſitäten gemodelt war, ſchien für ein junges Land wie dieſes zu excluſiv, und wurde eine Quelle zu Streitigkeiten und Unzufriedenheit. — Die Vorſchläge zur Veränderung und Verbeſſerung der Ausdrücke der Charte, welche das house of assembly einſandte, wurden immer vom geſetzgebenden Rath verworfen, und ſo verblieb die Sache bis zu dieſer Sitzung. Der Beſchluß, welcher

eben durchgegangen iſt, ſchafft die Nothwendigkeit irgend einer religiöſen Prüfung und Qualification bei denen, welche als Schüler aufgenommen werden, ab, und ſetzt das Inſtitut unter die getheilte Controle der Richter und der Geſetzgebung, ſtatt unter die ausſchließliche Direction der Geiſtlichkeit. Der Vorſitz der Univerſität bleibt zwar dem Erzbiſchof Strahan überlaſſen, doch künftig iſt es nicht nöthig, daß der Präſident ein kirchliches Amt bekleide. Zwei Mitglieder des geſetzgebenden Raths haben eine förmliche Proteſtation gegen dieſen Beſchluß eingereicht. Sie wandten ein: daß die Hälfte der Ländereien, welche zur Errichtung der Elementar-Freiſchulen den verſchiedenen Diſtricten wären zugeſtanden worden, und welche ſich auf zweihundert und fünfundzwanzigtauſend Acres beliefen, zu der Ausſtattung dieſer Univerſität aufgegangen wären, daß, da die Freiſchulen nicht errichtet würden, dieſes eine falſche Verwendung der Schulländereien ſei, und daß, nachdem zweihundert und fünfundzwanzigtauſend Acres zu dem Gebrauche der Univerſitäten verwendet worden, das Uebrige der Schulländereien nicht mehr zur Errichtung freier Seminarien genüge, denn dieſes Land ſei von ſchlechter Qualität, da beinah achttauſend Acres von den Ländereien, welche urſprünglich zur Erhaltung der Schulen beſtimmt waren, gegen anderes Land von ſchlechterer Beſchaffenheit und in einer weniger guten Lage ausgetauſcht worden wären, daß die Wohlthat einer guten Erziehung anſtatt durch

die ganze Provinz gleich verbreitet zu werden, ſich ſo auf ein großes koſtſpieliges Inſtitut beſchränke, welches für die Population und für die Bedürfniſſe des Landes zu koſtſpielig ſei.

Unerachtet dieſer Einwendungen und anderer, welche von der Tory-Partei und der höhern Kirchenverwaltung gemacht wurden, ging der Beſchluß nach vielen Debatten durch, und ich vermuthe, daß die Errichtung der neuen Univerſität ſogleich beginnen wird.

Ein anderer Beſchluß war für die Errichtung landwirthſchaftlicher Vereine, und für die Beförderung des Ackerbaues in mehreren Diſtricten. Es giebt zwar ſchon landwirthſchaftliche Vereine in einem oder zwei Diſtricten, und wenn einmal eine gewiſſe Summe Geldes von dem Volke zu dieſem Zweck ſubſcribirt war, ſo unterſtützte das Gouvernement ſie mit einer Summe von ungefähr hundert Pfund Sterling.

Verſchiedene Bills gingen durch, welche Summen zum Ausbeſſern der Wege und zu der Verbeſſerung der Häfen und Leuchtthürme auf den Seen zuſtanden, zur Vollendung des großen Welland-Canals, welcher den Ontario-See mit dem Erie-See verbindet, und die Eröffnung einer großen nördlichen und weſtlichen Eiſenbahn, um den Huron-See mit dem Ontario-See zu verbinden. Alles dieſes iſt ſehr gut, aber wie H. dieſen Morgen ſagte, wo ſoll das Geld dazu herkommen? Es hat Schwierigkeiten gefunden, Anleihen zu erheben, denn

Privatleute ſpeculiren nicht gern in dieſem Lande? Daß alle dieſe Dinge früher oder ſpäter ausgeführt werden, das iſt gewiß — ſo gewiß als die Sonne ihren Lauf am Himmel hält; doch müſſen noch einige Veränderungen vor ſich gehen, ehe großartige Speculationen ſicher und einträglich werden. —

Ein ſehr wichtiger Beſchluß war derjenige, welcher ein Verbeſſerungsſyſtem in dem Departement der Ländereienbewilligung einführt. Demungeachtet bleibt das Geſetz, wie man es mir erklärt hat, noch immer mangelhaft. Alle Einrichtungen unſerer hieſigen Politik ſind von der Art, daß ſie es ſchwierig und unvortheilhaft für Ausländer machen, in dieſer Provinz Ländereien zu kaufen oder zu beſitzen, und ſelbſt für brittiſche Unterthanen ſind die Bedingungen nicht ſo günſtig als in den vereinigten Staaten. Herr Prince brachte während dieſer Sitzung eine Bill zur Aufmunterung für Anſiedler aus allen Theilen der Welt hervor, der zufolge den Ausländern vergönnt werden ſollte, Ländereien unter leichteren Bedingungen zu kaufen und zu beſitzen, als es bisher der Fall war, und das Bürgerrecht nach drei Jahren hieſigen Aufenthaltes in Anſpruch nehmen zu können.

»Ein Jeder kennt wohl,« ſagte er, »obgleich ich beinah mich ſcheue dieſes hier zu erwähnen, die unzähligen Deutſchen, Schweizer und ſelbſt brittiſchen Auswanderer, welche während des Sommers 1836 durch Canada nach

den weſtlichen Theilen der vereinigten Staaten zogen, und daß Keiner überredet werden konnte, hier zu bleiben und ſich in dieſer Provinz niederzulaſſen, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens, und die übrigen natürlichen Vortheile hier für bedeutender anerkannt ſind, und die Strecke Weges, die dadurch wäre erſpart worden, auf ſieben bis achthundert Meilen ſich beläuft *).

Dieſe Bill fand viel Oppoſition, und zwar aus dem Grunde, daß durch dieſe Anſiedlung eine Menge von Fremden eingeführt würde, welche den Principien der brittiſchen Conſtitution feindlich ſein könnte. Niemand leugnete es ab, daß dieſe Maaßregel ſowohl Population als auch Capitalien einführen, und da »Männer, Weiber und Geld« die drei Hauptmängel des Landes ſind, dieſen Mängeln dadurch abgeholfen würde. In Bezug auf die Gefahr, welche unſerer Conſtitution drohe, durch den Einlaß von Ausländern, welche in verſchiedenen Principien erzogen wären, machte eines der Mitglieder

*) Die gewöhnliche Route der Emigranten nach den neuen weſtlichen Staaten iſt durch den Staat von Neu-York längs des Erie-Canals, über den Niagara-Fluß bei Queenſtone, und dann durch die ſchönſten Theile von Ober-Canada nach Detroit in Michigan. Die Zahl der Emigranten und Anſiedler, welche durch Canada nach den weſtlichen Staaten hindurch paſſirten, wurde in den Jahren 1835 und 1836 auf 200,000 geſchätzt.

einige ſehr feine und paſſende Anmerkungen in ſehr großem Tone. Wir geben vor, ſagte er, daß wir die Einwanderungen wünſchen, doch ſchließen wir gerade neun Zehntel der Welt aus, die den Fuß nicht an unſere Ufer ſetzen dürfen; und warum? weil dieſe Fremdlinge natürliche Republicaner ſind, und natürlicher Weiſe unſere Inſtitutionen umwerfen werden. Nun ſind nicht alle Fremden Republicaner; die Schweizer, Preußen und noch andere Deutſche, welche in Schaaren durch unſer Land hindurchziehen, und nicht überredet werden können, hier zu bleiben, ſind mit unſeren brittiſchen Inſtitutionen befreundeter, als mit denen der vereinigten Staaten, und wenn dem anders wäre, ſo iſt es ein ſchlechtes Compliment, was wir unſerem Gouvernement und unſern Inſtitutionen machen, wenn wir behaupten, daß dieſelben bei einem Vergleich den Kürzern ziehen, und daß diejenigen, welche je unter irgend einem anderen Gouvernement geſtanden, die Exiſtenz unter dem unſrigen nicht ertragen können. Man hat uns geſagt, daß die Amerikaner den fremden und brittiſchen Unterthanen jedes Reizmittel bieten, um ſie zu vermögen, ſich in ihren Staaten niederzulaſſen, und wir finden nicht, daß die Vorliebe zum monarchiſchen Syſtem dieſe Einwanderer veranlaſſe, das Gouvernement ihres neuen Vaterlandes zu ſtören u. ſ. w.

Die Bill ging im house of assembly durch, und wurde im Staatsrath verworfen. Das Schickſal von

Texas wurde als ein Beiſpiel aufgeſtellt, was erfolge, wenn man fremde Capitaliſten mit den Ländereien in Canada ſpeculiren ließ. Doch ein Jeder giebt zu, daß irgend etwas gethan werden müſſe, um Einwanderer von höherem Range, als ſchottiſche und engliſche Arme in die Provinz zu ziehen, welche ſich nur auf kleine Portionen Landes beſchränken, und wenig dazu beitragen, die ungeheuren Hülfsquellen dieſes prächtigen Landes zu entwickeln. Erſt in der zweiten Generation gebe dieſe Claſſe von Menſchen nützliche und brauchbare Anſiedler ab.

Die wichtige Frage über die Reſerve-Ländereien der Geiſtlichkeit iſt noch nicht vom Geſetz entſchieden; der Vorſchlag, ſiebenundfunfzig ausgeſtattete Rectoreien in der Provinz zu errichten, mit aller Gewaltausübung und mit den Vorrechten, welche durch das Kirchengeſetz der Kirche von England allein zukommen, gab die Veranlaſſung zu den heftigſten und ſchmählichſten Debatten, welche dahin endigten, daß die Motion verloren ging. Aber das Haus beſchloß, daß »die Rechte, welche unter Patent erlangt, und durch welche gewiſſe Rectoreien ſchon ausgeſtattet wurden, als unantaſtbar betrachtet werden ſollten.«

Ein Beſchluß, der während eines gewiſſen Zeitraums eine vermehrte Abgabe auf die Gerechtſame, geiſtige Getränke zu verkaufen, legte, kann in dem jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft wenig nützen. Sie könnten eben ſo gut

ſich einbilden, einen Strom mit einer Handvoll Rohr aufzuhalten, oder eine Feuersbrunſt mit einem Glas Waſſer zu löſchen, als zu verſuchen, Trunkenheit und Laſter mittelſt ſolcher unbedeutenden Maaßregeln zu unterdrücken.

Ich hatte einige Hoffnung, daß irgend ein Beſchluß in dieſer Sitzung zur Errichtung eines Aſyls für Wahnſinnige vorkommen werde, denn bis jetzt wandeln dieſe unglücklichen Perſonen entweder ohne Aufſicht umher, oder werden in Gefängniſſen eingeſchloſſen. Beiſpiele ſind vorgekommen von Wahnſinnigen aus der ärmern Claſſe, welche in den Wäldern umhergeſtreift und da umgekommen ſind. Das Schickſal der in den Gefängniſſen Eingeſperrten iſt nicht beſſer, denn die Krankheit wird verlängert und vermehrt durch die ſchreckliche Gefangenſchaft, der an dieſen Orten ſolche unglückliche Geſchöpfe nothwendiger Weiſe ausgeſetzt ſein müſſen. Ein gütiger Arzt in dieſer Stadt (Dr. Rees) hat ein Stück Land einige Meilen von Toronto zu einem Hospital oder Aſyl für Wahnſinnige angeboten, aber bis jetzt ſcheint es die Intention des Magiſtrats zu ſein, die Strafanſtalt von Kingstone als Irrenhaus zu benutzen, und eine andere Strafanſtalt nach einem anderen Plane zu errichten. Während dieſer Zeit dauert dieſer ſchreckliche Uebelſtand fort, und muß noch drei oder vier Jahr dauern; und man denke, wie ſehr das Leiden der Einzelnen in dieſem Zeitraume ſich anhäufen kann! Als ich

in Niagara war, befand ſich dort ein Wahnſinniger in dem Gefängniß ſeit vier Jahren angekettet. Das Unglück, und zwar die erbarmungswürdigſte Art von Unglück, mußte hier alle Schmerzen, alle Strafen des Verbrechens erdulden, nein! noch im höhern Grade, denn die ſchlimmſten Verbrecher haben doch einen gewiſſen Grad von Freiheit. In dem Stadtgefängniß von Toronto ſitzen jetzt vier Wahnſinnige gefangen.

Man muß ſich erinnern, daß dieſer Zuſtand der Dinge nicht ſchlimmer iſt, als der, welcher noch vor wenig Jahren im reichen civiliſirten England herrſchte.

Gute Nacht! denn mein Geiſt iſt müde, und meine Finger ſind erſtarrt!

Den 6ten März.

So wie das Licht das erſtgeborne Princip des Univerſums iſt, ſo iſt die Liebe die erſtgeborne Leidenſchaft der Menſchheit, obgleich man Milton anführt, um zu beweiſen, daß die Eitelkeit es geweſen ſei, wenigſtens bei unſerm Geſchlechte. Es giebt viele Witzworte über dieſen Lieblingstext; ſie ſind aber alle irrig, und der Text iſt falſch ausgelegt. Als Eva mit ſolch leidenſchaftlichem Entzücken ihr eigenes ſchönes Antlitz im Strom abgeſpiegelt ſah, wußte ſie nicht, daß es ihr eigenes war, und hatte noch nichts Anderes zu lieben. Von dem Augenblicke an, als ſie einen Adam gefunden hatte, auf wel-

chen ſie alle ihre erwachten Empfindungen übertragen konnte, wandte ſie ſich von dem Schatten ab, und der Wirklichkeit zu, obgleich dieſelbe »weniger einnehmend ſanft, und weniger liebenswürdig ſchön« war. Sie blieb nicht am Ufer ſitzen und ſchmachtete ſich nicht zu Tode nach ihrem eigenen lieblichen Geſicht, wie jener allzu ſchöne Knabe, der aus Liebe zu ſich ſelbſt zu Grunde ging, während die Stimme der Liebe ihm umſonſt huldigte. Bei Eva war die Eitelkeit nur der Schatten der Liebe.

Doch wehe mir! Wie viele Frauen, ſeit den Tagen der Echo und des Narciſſus, haben ſich abgehärmt und abgeſchmachtet aus Liebe zu Männern, welche nur ſich ſelbſt liebten.

Wenn die Lebhaftigkeit des Geiſtes und die Gewalt der Leidenſchaften größer ſind, als die Entwickelung der moraliſchen Fähigkeiten, ſo kann ein Character leicht durch Extreme erbittert oder verdorben werden; entweder durch das Extrem des Glücks oder durch das des Unglücks. Dieſes iſt vorzüglich das Loos der Frauen; doch ſo weit meine eigene Erfahrung reicht, ſo möchte ich ſagen, daß den Frauen viel häufiger durch Glück der Kopf verdreht, als durch Unglück das Herz verdorben wurde, und daß im Allgemeinen der weibliche Charakter ſich mehr unter dem Drucke eines ſchweren Schickſals

erhebt. Sir James Makintoſh ſagt irgendwo, »daß beinah eine jede Frau in der Schule des Unglücks gebildet oder auf dem Prüfſtein des Leidens geprüft wird; es ſcheint zur Größe des weiblichen Charakters nothwendiger zu ſein, als zu dem des männlichen.«

Und warum? — Ich verſtehe ſehr gut den erſten Theil dieſes Satzes, aber nicht den letzten. Warum ſollte der Prüfſtein des Unglücks zur Größe des weiblichen Charakters nöthiger ſein, als zu dem des männlichen?

Das ewige und ſchmerzliche Ringen und Reiben des Mannes gegen den Mann bildet und prüft ihn; die Frau wird ſelten in die Berührung mit Frauen gezwungen; jeder findet aber in ſeines Gleichen den ſtrengſten Erzieher, und den Frauen erſetzt die Tyrannei der Umſtände dieſen Mangel.

Den 8ten März.

Wir wollen ſehen was geſchehen kann, ehe das ſchmachtende Herz ſich zu Tode keucht und wie der Vogel unter dem luftleeren Recipienten flattert; denn geſchehen muß etwas.

Dieſer anhaltende Winter ſcheint jeglichen Nerv zu erſtarren und zuſammenzuziehen; und die Kälte iſt ſo ſtreng und ſchneidend, daß ſie bis in das Mark der Knochen eindringt. Einer der Arbeiter erzählte mir geſtern, daß eine eiſerne Stange, welche er angegriffen, ihm die

Haut von der Hand genommen habe, als wenn er ein glühend rothes Eiſen berührt hätte. Es iſt ein Lieblingsſcherz unter den Kindern, ſich gegenſeitig zu überreden, mit der Zunge ein Stück Metall zu berühren, welches der freien Luft ausgeſetzt war; dieſelbe friert gleich an. Ich vermeide ſorgfältig ſelbſt die Klinken der Stubenthüre anzugreifen, — die Berührung iſt ſchlimmer als unangenehm. Wenn nur der Frühling kommt, dann nehme ich Flügel und fliege dem Weſten zu! — Wird aber der Frühling je kommen? — Wenn ich die bleiche in ein Leichentuch gehüllte, ſich nie verändernde Natur um mich herum betrachte, da liegt eine ſo ehrfurchtgebietende Stille in dieſem Anblick, etwas ſo Beſtändiges, ſo Unwandelbares, daß man ganz den Glauben an die ſich ewig wiederholenden Veränderungen der Jahreszeiten verliert. Grüne Blätter, Blumen und Ströme, welche rauſchend dahin fließen — ſanfte Sommerlüfte, denen das klopfende Herz entgegenſchlägt — es klopft in Lebensfülle — Schatten, welche ſelbſt dankbar ſind für ihre Kühle. Kann ſo etwas wirklich ſein, oder exiſtirt es nur in der Poeſie und im Paradieſe?

Wenn ich dieſes Tagebuch nicht ſchrieb, ſo wäre ich in eine völlige Lethargie verſunken — ſ... jetzt noch könnte ich ein Murmelthier oder einen Siebenſchläfer beneiden; und wenn ich Ihnen nicht das Verſprechen gegeben hätte, ſo würde ich ſelbſt dieſes tägliche Aufnotiren der täglichen Nichtigkeiten aufgeben, deren ich mich

ſonach gerade zu ſchämen beginne. Ein Tag iſt nur von dem andern durch die Grade des Thermometers zu unterſcheiden. Auch kann ich, ſo lange ich durch dieſes ſtrenge Clima an das Zimmer gefeſſelt bin, nicht Geſellſchaft und Mittheilung aufſuchen, welche beide ſich fern von mir halten, aus keiner andern Urſache, wie ich vermuthe, als, weil ich mit einer Art von Berühmtheit gebrandmarkt bin. Ich wünſchte, ich könnte mein Haus jeden Abend weit öffnen, und das geſellige Eis um mich herum aufthauen oder berſten. Doch ſolch eine neue, unerhörte Idee würde alle Einwohner aus ihrer Faſſung bringen. Es müſſen doch auch hier wie überall gute und gütige Menſchen leben, wenn ſie nur natürlich ſein wollten und ſich nicht vor einander fürchteten, und auch nicht vor mir, der armen Einſamen. Jedoch giebt es noch eine Hülfe in der beengten Lage, in der ich mich befinde:

»Books, dreams, are each a world; and books we know
»Are a substantial world.«

»Jedes Buch und jeder Traum iſt eine Welt; und die Bücher kennen wir als eine ſubſtantielle Welt.«

Eine Welt, welche man immer bei der Hand hat. Ich muß alle mechaniſchen Mittel verſuchen, um das Gleichgewicht meiner Seele und den ganzen Gebrauch meiner Fähigkeiten zu erhalten, denn ich werde derſelben bedürfen. Es giebt keine Rettung als in der Beſchäftigung; ernſte und nützliche Beſchäftigung, wenn ich die-

elbe mir ſchaffen oder auffinden kann — und kann ich es nicht, ſo muß ſelbſt unbedeutende Beſchäftigung mir helfen. — Das oberflächliche Leſen, welches ich in der letzten Zeit getrieben habe, hilft nichts, ich muß mich nach etwas umſehen, um meine Kräfte daran zu üben und meine Aufmerkſamkeit zu fixiren. Um Lord Byrons Ausſpruch zu brauchen, welcher die Langeweile mit einer Schlange verglich, die in der Schmiede ſogar eine Feile anbiß, »ich muß eine Feile für die Schlange ſuchen.«

Den 10ten März.

Ich habe »eine Feile für die Schlange« gefunden, wenigſtens was ich als ſolche benutzen will. Ich will überſetzen.

Ich brachte Dr. Eckermann's Buch aus Weimar mit*), welches ich bis jetzt nur theilweiſe überleſen habe; jetzt wird es wohl in der ganzen literariſchen Welt verbreitet ſein. Als ich Weimar verließ, war es noch nicht publicirt. Doch wurde meine Aufmerkſamkeit ſehr auf das Buch geleitet, nicht ſowohl durch das Intereſſe, als vielmehr durch die Art von Intereſſe, welches es um mich herum erregte. Ich erinnere mich, wie einer der Enkel von Goethe, indem er das auf meinem Tiſch liegende Buch durchblätterte, mit Lebhaftigkeit ausrief: »es iſt der Großpapa ſelbſt! da lebt er — da ſpricht er!«

*) Geſpräche mit Goethe.

Ein anderer, mit dem häuslichen Leben Goethe's ſehr Befreundeter, ſagte mit Rührung: »es iſt das Buch von Liebe und Wahrheit.«

»Was auch in dieſem Buche enthalten iſt, ſagte eine liebe Freundin, als ſie es in meine Hand legte, ſo kann ich, noch ehe ich es geleſen, deſſen Wahrheit verbürgen. Eckermann's Geiſt, von keiner Berührung mit der Welt befleckt und geglättet, iſt ſo beſchaffen, daß er nichts als die Wahrheit auffaſſen oder ausſprechen kann, eben ſo wenig wie ein klarer Spiegel ein falſches oder verzerrtes Bild wiederſtrahlen konnte.«

Das war nun alles ſehr ſchön! Solche Art von Lob hört man nicht oft, weder in einem Buch noch von einem Schriftſteller, und deshalb fühle ich große Neigung es zu leſen.

Ich las heute die Vorrede und einen Theil der Einleitung.

In der Vorrede ſagt Eckermann ſehr ſchön:

»Wenn ich aber die reiche Fülle ſeiner Aeußerungen bedenke, die während eines Zeitraums von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon ſchriftlich aufzufaſſen gelungen iſt, ſo komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht iſt, dem aber das Meiſte durch die Finger läuft.«

Ein wenig weiter unten ſagt er: »weit entfernt aber bin ich auch wiederum zu glauben, daß hiermit nun

der ganze innere Goethe bezeichnet ſei. Man kann dieſen außerordentlichen Menſchen mit Recht einem vielſeitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe ſpiegelt, und wie er nun in verſchiedenen Verhältniſſen und zu verſchiedenen Perſonen ein anderer war, ſo kann ich auch in meinem Fall nur in ganz beſcheidenem Sinne ſagen: »Dies iſt mein Goethe.«

Ein Gleiches kann mit Wahrheit von jedem Charakter geſagt werden, welcher durch den Geiſt eines Andern beobachtet wird; von jedem Bildniß deſſelben Individuums, welches von einem andern Maler gemalt iſt.

Und wir werden wohlthun, dieſe Unterſcheidungsweiſe zu berückſichtigen, nicht allein, wenn wir mit ausgezeichneten Charakteren zu thun haben, ſondern auch im gewöhnlichen Verkehr des Lebens. Und zufolge dieſes Grundſatzes werde ich nie einen Charakter nach dem Hörenſagen beurtheilen, noch mich weiter verſteigen, ſelbſt nicht in meinem eigenen Urtheil, als um zuzugeben, daß ich die eine Perſon gern habe, und die andere nicht. Im letzten Falle liegt der Fehler, die Schuld, die Urſache oder was es ſonſt iſt, vielleicht eben ſo gut auf meiner Seite, als auf der des Andern; und wenn es auch beleidigend und zu abſprechend klingt, ſo iſt es doch immer gerechter, als wenn man ſagt: dieſer iſt nichtswürdig oder unangenehm. Denn das Erſte kann ich nicht wiſſen, und was das Letztere betrifft, ſo bin ich noch keinem unangenehmen Menſchen begegnet, der nicht von

Einigen wäre geliebt worden, die ihn liebenswürdig fanden und ohne Zweifel nicht ohne Grund.

Wir ſollten uns hüten, je unbedingt irgend einer Schilderung von einem großen und vielſeitigen Geiſte unſern Glauben zu ſchenken, ſelbſt, wenn es aus dem Leben gegriffen und von unbezweifelter Wahrheit iſt. Johnſon, wie er in Boswell erſcheint, iſt, wie ich glaube, das einzige vollkommen individualiſirte Portrait, deſſen ich mich erinnere; und daher kömmt die verſchiedenartige und oft widerſprechende Wirkung, die es hervorbringt. In dem einen Augenblicke iſt er ein Gegenſtand der Ehrfurcht, im nächſten des Ridiculs; wir lieben, wir verehren ihn auf der einen Seite und auf der andern haſſen und verachten wir ihn. Hier ertheilt er Orakelſprüche und Weisheitslehren, welche die der Weiſen des Alterthums übertreffen, und dort ſehen wir ihn über ſein Lieblingsgericht grunzen, und das Fleiſch wie ein Hottentotte hinunterſchlingen. Doch das iſt der Einfluß der Wahrheit, wenn wir ſie nur g a n z haben können, daß wir zuletzt von Johnſon wie von einem Freund ſcheiden, an deſſen unangenehme Gewohnheiten und Eigenſchaften wir uns gewöhnt haben, während ſeine echten Tugenden unſere Achtung und unſer Vertrauen erwarben. Hätte ich Johnſon nur ein Mal geſehen, ſo würde ich wahrſcheinlich keinen andern Eindruck von ihm erhalten haben, als den, welchen ſein Ruhm und ſeine ernſte Weis-

heit meiner Imagination eingeprägt hat; und ich würde Ehrfurcht empfunden haben. Beim zweiten Zuſammentreffen wäre er mir vielleicht unangenehm geweſen. Doch Boswell hat mir einen Freund gegeben, und ich liebe den Alten, wenn ich auch ſeine Bullenbeißer-Manieren nicht lieben kann, ſo wenig als ſeine Vorurtheile, welche noch ſchlimmer als die eines Bullenbeißers ſind.

Wenn es möglich wäre, von Goethe ein ſo allgemeines und vielſeitiges und zugleich treues Bild zu haben, ſo würde es ein überſchwengliches Intereſſe gewähren; doch ich glaube nicht, daß er einen Boswell in ſeiner Nähe gehabt hat, noch irgend einen, der die Unſterblichkeit um denſelben Preis hätte erkaufen mögen, als jener Würdige — wenigſtens Eckermann ſcheint nicht ſolch ein Mann geweſen zu ſein *).

*) Eine ſehr liebe und nahe Verwandte von Goethe, welche während mehrerer Jahre im engſten Verkehr mit ihm lebte, ſollte durch Bitten und Geldanerbieten überredet werden, der Welt das häusliche Leben des Dichters zu überliefern, oder wenigſtens einige Notizen im Bezug auf ſeine Privat-Converſationen und Privat-Meinungen mitzutheilen. Sie verweigerte es ſogleich ganz beſtimmt. »Ich hatte,« ſagte ſie, »verſchiedene Gründe ſo zu handeln. Erſtens habe ich kein gutes Gedächtniß und eine ſehr lebhafte Phantaſie, ich könnte mir ſelbſt nicht immer trauen. Was ich ſagen würde, käme gewiß immer der Wahrheit ſehr nahe, aber würde es auch die Wahrheit ſein? Und wie könnte ich ein Buch in die Welt ausſenden, von deſſen genauer Wahrheit ich nach mei-

Eckermann's Bericht über ſich ſelbſt in der Einleitung iſt die hübſcheſte Autobiographie, die ich je geſehen. Sie iſt geſchrieben, um ſeine erſte Einführung bei Goethe und ſeinen nachherigen Verkehr mit ihm zu erklären, und iſt nur allzu kurz. Die vollkommene Einfachheit und Beſcheidenheit derſelben, mit Geſchmack und ſelbſt mit Eleganz vereint, ſind ſehr gewinnend. Die Kämpfe eines armen deutſchen Gelehrten, das ſtille Streben, die Empfindungen, der Kummer, die Arbeit, das Leiden eines gebildeten und freundlichen Geiſtes, im Kampf mit Dunkelheit der Geburt und den gemeinen Sorgen der Armuth, ſind alle zwar kurz, aber doch ſehr lebhaft berührt, es iſt nur eine Skizze, aber dieſe iſt voll Leben und Wahrheit.

---

nem eigenen Bewußtſein und nach meiner eigenen Ueberzeugung nicht verſichert ſein würde. Ein zweiter Grund war, daß Goethe nicht jung ſtarb; ich konnte ihm nicht eine Gerechtigkeit angedeihen laſſen, die er ſich ſelbſt nicht mehr hätte gewähren können, indem ich der Welt mittheilte, was er noch hätte thun *wollen* oder thun *können*, oder was er beabſichtigt habe, wenn die Zeit ihm wäre dazu verliehen worden. Er hat lange genug gelebt, um ſeinen eigenen Ruhm zu vollenden. Er theilte der Welt alles mit, was er wollte, daß die Welt von ihm wiſſe; und wenn das auch nicht der Fall geweſen wäre, kommt es mir zu, mir! die Lücke auszufüllen, indem ich das verkünde, was er vielleicht nicht verkündet haben wollte, und was ich ſeiner unbegrenzten Liebe und ſeinem Vertrauen verdankte? — Das wäre zu ſchlecht!«

Eckermann war der Sohn eines armen Hüttenbewohners und herumziehenden Handelsmanns, welcher, wenn er nicht auf ſeinen unſtäten Handelsreiſen begriffen war, in einem kleinem Dorfe in der Nähe von Hamburg lebte. Obgleich ſie arm waren, ſo ſcheinen ſie doch nicht wirklich Mangel gelitten zu haben, und waren glücklich. Während der erſten vierzehn Jahre ſeines Lebens war Eckermann verpflichtet, die einzige Kuh zu hüten, welche die Hauptſtütze der Familie war; er ſammelte Holz für das Feuer im Winter; und im Sommer ſtand er dann und wann dem Vater bei, die Bündel ſeiner kleinen Waaren zu tragen, wenn er die benachbarten Dörfer durchzog. »In dieſer Zeit,« ſagt Eckermann, »wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gäbe, wie Poeſie und ſchöne Künſte, es konnte alſo auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach ſolchen Dingen glücklicher Weiſe nicht in mir ſtattfinden.«

In dieſem Falle, ſo wie in vielen andern, entwickelte der Zufall, wie wir es nennen, die verborgene Kraft eines Geiſtes von nicht gewöhnlichem Schlag. Der Holzſchnitt eines galopirenden Pferdes — der Acciſenſtempel auf einem Papier, worin der Tabak gewickelt war, den ſein Vater aus Hamburg brachte, erregte zuerſt ſeine Verwunderung, und dann den Wunſch, dasjenige nachzuahmen, was er bewunderte. Er verſuchte das Pferd mit Bleiſtift und Feder nachzuzeichnen, und es gelang ihm zu ſeinem eigenen Entzücken und zu dem ſeiner

einfachen Eltern; und durch das Copiren einiger Bilder (die ihm ein Töpfer in der Nachbarſchaft lieh, welcher dieſelben zur Verzierung ſeiner Waaren brauchte) erhielt er eine ziemliche Geſchicklichkeit im Malen; er wurde von einem Herrn bemerkt und ermuthigt, welcher ihn fragte, ob er Luſt habe, ein Maler zu werden. Nun war aber der einzige Begriff von einem Maler, den je ſein Vater und ſeine Mutter gehabt hatten, der eines Hausanſtreichers; und weil ſie ſolche Maler auf gefährlichen Gerüſten hatten ſtehen ſehen, als ſie die Gebäude von außen decorirten, ſo bat ihn ſeine Mutter, nicht an ein Gewerbe zu denken, bei welchem er riskirte, den Hals zu brechen. Und das Anerbieten wurde abgewieſen.

In der Familie jenes Herrn, welcher Notiz von ihm nahm, erlernte Eckermann ein wenig Franzöſiſch, Lateiniſch und Muſik; und nun erwachte die Sehnſucht nach Belehrung in ihm. Er ſtudirte fleißig, und erhielt ſich als Schreiber bei verſchiedenen Behörden, bis der Freiheitskrieg 1813 ausbrach. Er ließ ſich alſo wie ein jeder, der ein Gewehr tragen konnte, bei der Armee anwerben, und machte die Campagne von 1813 und 1814 mit. Das Corps, in welchem er diente, war nach Flandern marſchirt, und hier bekam er zum erſten Mal einen Begriff von dem, was Gemälde ſind, und was er Alles verloren, als er ſich geweigert, ein Maler zu werden; und er ſagt, er hätte aus Kummer und Selbſtvorwurf wei-

nen können. Er benutzte ſeine ganze Freiheit, um durch die Kirchen zu wandern, und die Werke der großen flamländiſchen Meiſter anzuſtaunen, bis auf einmal der Entſchluß, ein Künſtler zu werden, ſich ſeiner Seele bemächtigte. Als ſein Regiment aufgelöſt war, ſetzte er ſich an die Arbeit, und begab ſich nach Hannover unter die Anleitung von Ramberg. Es liegt etwas ſehr Rührendes in dieſem Theil der Geſchichte; er hatte Nichts auf der Welt, keine Mittel zum Leben; er hatte aber einen Freund in Hannover, der in ziemlich guten Umſtänden lebte. Er machte zu Fuß ſeinen einſamen Weg durch den Schnee hindurch nach jener Stadt und ſchlug ſeine Wohnung bei dieſem Jugendfreunde auf, welcher ſeine Heimath und ſein geringes Einkommen mit ihm theilte. Um jedoch dieſem nicht länger als durchaus nöthig eine Bürde zu ſein, ſuchte er Beſchäftigung und arbeitete ſo fleißig, daß ſeine Geſundheit darunter litt und er an den Rand des Grabes gebracht wurde; kurz, er war genöthigt, alle Hoffnung, die Kunſt als Profeſſion zu ſtudiren, aufzugeben, uud wendete ſich zur Literatur. Hier zeigte er denſelben unermüdlichen Eifer, und im Bewußtſein ſeiner unvollkommenen Erziehung ging er in die Schule, und um im Stande zu ſein, den Unterricht zu beſtreiten, verſchaffte er ſich die Stelle als Schreiber bei einer öffentlichen Behörde. Im Alter von ſechsundzwanzig Jahren wurde er ein Schüler in der zweiten Claſſe des Gymnaſiums unter Knaben von

vierzehn bis funfzehn Jahren. Hier, ſagt er, ſeien die vorgerückten Zöglinge der Schule, weit davon entfernt ihn lächerlich zu machen, ihm mit den größten Beweiſen von Achtung begegnet, und hätten ihm ſogar in ſeinen Studien beigeſtanden; doch zwiſchen ſeinem Geſchäft als Schreiber und ſeinen Schulſtunden blieb ihm kaum ein Augenblick zur Bewegung und zum Eſſen. Er war ſo eifrig, ſich in den Claſſikern zu vervollkommnen, und blieb unwiſſend in Bezug auf die großen Geſetze, durch welche ſeine Exiſtenz zuſammengehalten wurde; und wir ſind nicht verwundert, wenn wir finden, daß dieſe ungeheure Anſtrengung eine geknickte Geſundheit, eine beinahe ganz vernichtete Conſtitution zur Folge hatte, die auch in der That auf immer geſtört blieb.

Bei alle dem fand Eckermann noch Zeit zu einer großen Liebe, und der Wunſch, ſich auszuzeichnen und feſtgeſtellte Mittel zum Leben zu erwerben, nahm eine andere gefälligere, aber ſehnſüchtigere Geſtalt an. Schlechte Geſundheit und mangelhafte Erziehung traten ihm aber entgegen. Er ſchrieb ein Buch Gedichte, welches publicirt wurde und einigen Beifall fand; der Ertrag ſetzte ihn in Stand, auf die Univerſität zu gehen, wo er während einiger Zeit die Hoffnung gehegt zu haben ſcheint, ein Amt oder eine Profeſſorſtelle zu erhalten, welche ihn in Stand ſetzen würde, zu heirathen. So verging ein Jahr nach dem andern.

Im Jahre 1822 ſchrieb er ſeine Beiträge zur Poeſie und ſandte das Manuſcript mit einem beſcheidenen Brief an Goethe. Das Reſultat war eine Einladung nach Weimar, wo er am Ende ſeine Wohnung aufſchlug. Einige Zeit ſpäter erhielt er eine bleibende Anſtellung, und konnte die Frau, die er liebte, heirathen. Von Natur ſchüchtern und aller Geſellſchaft abgeneigt, nur nach literariſcher Auszeichnung ſtrebend; ſein ganzes Herz, ſeine Hoffnungen und ſein Leben in die ruhigen Freuden ſeiner beſcheidenen Häuslichkeit ſetzend, und in der Geſellſchaft der Frau, die er nach einer zehnjährigen Liebe heimgeführt hatte, konnte Eckermann während der nächſten drei Jahre ein glücklicher Menſch genannt werden. Im dritten Jahre nach ſeiner Heirath verlor er ſeine liebenswerthe Frau, welche ſtarb, als ſie einen Sohn gebar, und ſeit der Zeit iſt er ſchüchterner und unzugänglicher als je geworden, ſich ſcheu vor der Gegenwart von Fremden zurückziehend und ſich dem armen kleinen Kinde widmend, welches ihm ſo theuer zu ſtehen kam.

Goethe's Schwiegertochter und Enkel, welche ihm mit zärtlicher Achtung begegnen, ſcheint er zu vergöttern, und iſt auf eine gewiſſe Art der Mentor in der Literatur dieſer jungen Leute geworden, wie Goethe vor vielen Jahren der ſeine war. Es iſt ein in jeder Hinſicht geheiligtes Familienband, welches, wie ich überzeugt bin,

in dieſer Welt durch Nichts, was die Welt geben oder nehmen kann, getrennt werden wird.

Der Zeitpunkt, in welchem ſeine Geſpräche mit Goethe beginnen, war eine intereſſante Epoche in Goethe's perſönlicher Exiſtenz. Es war ungefähr in der Zeit ſeines Beſuches in Marienbad 1823, und wurde durch die Dichtung eines ſeiner ſchönſten lyriſchen Gedichte bezeichnet, eine Elegie in drei Abtheilungen, welche er »Trilogie der Leidenſchaft« genannt hat. Er war damals vierundſiebenzig Jahr alt, doch ſeinem äußern Erſcheinen nach nur ſechszig. Sein Auge ſtrahlte noch immer im ſanften Feuer, ſeine Wangen hatten noch die Friſche der Geſundheit, ſeine Geſtalt war kräftig, ſeine Haltung aufrecht und anmuthig, und ſein Weſen nahm alle Herzen ein. Der große, ſchöne, alte Mann! — alt! doch ach, noch jung genug, wie es ſcheint, an Herz und Geſtalt, um noch einmal, und zwar zum letzten Male, die Regung der Leidenſchaft zu fühlen. Es war nicht nur die Liebe eines Greiſes, wie wir ſie gewöhnlich ſehen, halb Krankheit, halb Thorheit, und, im beſten Falle, Schwäche — das krankhafte Auflodern einer verlöſchenden Lampe; nein! es war die wirkliche Leidenſchaft in allen ihren Aeußerungen und in ihren tiefſten und ſchmerzlichſten, aber auch poetiſchſten Erſcheinungen.

Eckermann berührt dieſen Gegenſtand nur flüchtig, mit möglichſter Zartheit. Es ſcheint mir aber hier kein Grund vorhanden, um die Erwähnung einiger Um-

ſtände, welche noch nicht allgemein bekannt ſind, zu unterdrücken, da keinem lebenden Weſen Schaden, noch Schmerz, noch Reue dadurch gebracht wird.

Der Gegenſtand ſeiner Liebe war eine junge Perſon, welche er in Marienbad getroffen hatte, eine der Töchter der Frau von L—w. Sie wurde mir blond, eine etwas volle Geſtalt, geſcheut, gebildet und als ſehr anziehend geſchildert. Er begann damit, ſie wie ein Kind zu bewundern und zu verziehen — dann liebte er ſie — er liebte ſie gegen ſeinen Willen, gegen ſeine Vernunft, ja, man möchte ſagen, gegen ſeine Natur. Es ging ein Gerücht in Deutſchland, er habe um ſie angehalten; dieſes iſt nicht gegründet, doch man fürchtete, daß er es thun könne. Er kehrte von Marienbad mit ganz verändertem Weſen zurück. Er hatte jene majeſtätiſche Ruhe verloren, jene Heiterkeit, welche denen, die ihn umgaben, ſo viel Ehrfurcht und doch Liebe einflößte, und während einiger Wochen war Alles über den Ausgang in Beſorgniß. Doch Goethe war Weltmann und ein Mann von Verſtand; er beſchloß, ſich von den Feſſeln zu befreien, welche er als ein Unglück empfand und die er für lächerlich erkannte. Er kämpfte männlich und ſiegte, aber erſt nach wochenlangen Leiden und einem Krankheitsanfall, während welcher Zeit er von einer Art von Lethargie befallen wurde, einem Stillſtehen des Gedächtniſſes, des Auffaſſens und Fühlens, aus dem er nur mit Mühe aufgerüttelt werden konnte. Aber

er ſiegte, und nach ſeiner Geneſung flüchtete er ſich zu ſeinem gewöhnlichen Heilmittel gegen den Schmerz, zur Beſchäftigung. Er fand eine »Feile für die Schlange« und war bald in ſeine neue Farbenlehre vertieft und in botaniſche Forſchungen.

Sollte irgend Jemand in der Welt ſo gemeinen Geiſtes ſein und ſo herzlos, um in dieſer Geſchichte von der letzten Liebe eines großen Mannes Stoff zu grauſamem und groben Scherz zu finden, ſo muß ich geſtehen, daß ich ſolch ein Weſen bedaure. In der Elegie, deren ich erwähnte, finden wir keine Spur von dem Ungeſtüm einer jugendlichen Leidenſchaft, keine Hoffnungen, keine Wünſche, keine Befürchtungen, keine Begierde und keine Vorwürfe, wie deren ſonſt die Liebenden zu ſagen pflegen. Sie iſt kein blumenreicher, duftender Kranz von Schmeicheleien, der zu den Füßen der Geliebten niedergelegt wird, ſondern vielmehr der Weihrauchsdampf eines feierlichen und verhängnißvollen Todtenopfers. Sie athmet die tiefſte, traurigſte Zärtlichkeit, als ob er liebend Abſchied nähme von der Liebe. In dieſen Zeilen liegt nichts, was nicht zu ſeinem Alter paſſe, noch was dem Rufe des Mädchens ſchaden könnte; aber Alles iſt großartig, ſchön, geziemend und ernſt, ſowohl im Gefühl als im Ausdruck. Zuweilen, wenn ich dieſes Gedicht leſe und über deſſen Wahrheit nachdenke, ſo füllen Thränen meine Augen ſelbſt bis zum Ueberſtrömen, und mein Herz beugt ſich nieder zu mitleids-

voller Verehrung, als wenn ich einen majeſtätiſchen Tempel ſähe, welcher vom Blitz getroffen iſt und durch ſeinen ganzen maſſiven Bau erzittert. In anderen Augenblicken habe ich das Reſultat mit einer andern Art von Intereſſe betrachtet, nämlich als eine der außerordentlichſten poetiſchen und pſychologiſchen Naturerſcheinungen in der Geſchichte des menſchlichen Genius.

Der erſte Theil dieſes Gedichts iſt an Werthers Schatten gerichtet und enthält eine der kräftigſten und harmoniſchſten Zeilen, die er je ſchrieb; zu dem andern Theile hat er als Motto jene ſchönen Zeilen ſeines eigenen Taſſo angeführt:

»Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide!«

Eckermann ſagt, daß, als Goethe dieſes außerordentliche Gedicht ihm vorlegte, habe er es vor allen ſeinen Manuſcripten ausgezeichnet gefunden durch die beſondere Sorgfalt, mit welcher es in ſeiner eigenen beſten Schrift auf das beſte Papier niedergeſchrieben und mit einem ſeidenen Bande in einem rothen Maroquin-Umſchlag befeſtigt war. Dieſer kleine Zug eines fantaſtiſchen, ſentimentalen Rückfalls in die Jugend wird Ihnen die Anekdote von Rouſſeau ins Gedächtniß rufen, welcher ſeine Lieblingsbriefe der Heloiſe mit roſenrothem Bande zuſammengebunden und ſich des lapis lazuli (Streuſand) bedient hatte, um die Schrift zu trocknen.

Den 11ten März.

Ich fuhr in Eckermanns Buche weiter fort und fand Einiges von ſehr großem Intereſſe.

Nachdem Eckermann einige Wochen in Weimar zugebracht, erzählt er ſeinem Freunde (Goethe), daß er anfange, den günſtigen Einfluß eines geſelligen Lebens zu fühlen und in gewiſſer Hinſicht aus der bloß ideellen und theoretiſchen Exiſtenz, die er bis jetzt geführt, aufzutauchen u. ſ. w. Goethe redet ihm zu und ſagt ſehr treffend: »das müßte ſchlimm ſein, wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja! jeder Augenblick iſt von unendlichem Werthe, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.

Die folgende Stelle iſt ſehr rührend und charakteriſtiſch. Goethe ſcheint ein wenig trüb geſtimmt zu ſein, was nicht oft der Fall war.

»Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeitlang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der

man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das Innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat.«

»Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünf und ſiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von Außen als Innen, waren zu viele.«

»Mein eigentlicher Sinn war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weiſen bethätigen, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue.«

»Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im

Leben ſind gute Dinge. Allein mit all' meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken, aber ſie nicht wie ich.«

Wie feierlich klingt das nicht Alles von den Lippen eines Mannes, welcher allen ſeinen Nebenmenſchen an Jahren, an Ruhm, an Weisheit und an Glück ſo ſehr überlegen war.

Als er einige ſchöne antike Gemmen Eckermann zeigte und ſie mit der Art verglich, in welcher dergleichen Gegenſtände und Gedanken durch moderne Künſtler wären behandelt worden, machte er die ſchon oft wiederholte Bemerkung, wie weit wir in den jetzigen Zeiten den claſſiſchen Vorbildern nachſtehen: »ſelbſt mit der höchſten Anerkenntniß der ſchönen und unnachahmbaren Anmuth eines rein natürlichen, rein naiven Motivs, ſelbſt mit dem Begriff und der Kenntniß, wie es zu machen ſei, können wir doch nicht nachahmen, was wir bewundern; dann fügte er hinzu: »Meyer pflegt immer zu ſagen, wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! — Das Schlimmſte aber iſt,« fuhr er heiter fort, »daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig ſein, ſo daß die guten Einfälle immer wie

freie Kinder Gottes vor uns da ſtehen und uns zuru-
fen: da ſind wir *) —

Im Jahr 1800 ſchrieb Tiedge ein Gedicht auf die Unſterblichkeit der Seele, welches Urania hieß, und Goethe erwähnt auf eine ſehr heitere Weiſe den Eindruck, den daſſelbe ehemals machte. »Die Urania lag auf jedem Tiſch — Urania und die Unſterblichkeit der Seele war der Gegenſtand einer jeden Converſation, und dumme und affectirte Frauen discutirten an ihren Theetiſchen die höchſten Angelegenheiten eines künftigen Lebens; dieſes ſcheint ſehr ſeine Ungeduld und Spottluſt erregt zu haben. Wie wahr, ſagt er auf einer andern Seite, daß dieſelben Dinge ſich immer in der Welt wiederholen, und daß niemals irgend etwas oder irgend eine Begebenheit vorgefallen iſt, die nicht ſchon ein Mal dageweſen wäre!

Ich erinnere mich ſehr wohl der Zeit, als in England »Satan« und die »Allgegenwart Gottes« und einige andere Gedichte von derſelben Art erſchienen und Mode wurden, wie da einige unſerer engliſchen Damen in die Wolken verſetzt wurden und in die Bezirke, wo Seraphinen ſich ſcheuen aufzutreten, und andere wieder in die Tiefe, Gott weiß wohin. Da war es wieder dieſelbe Geſchichte wie mit Tiedge's Urania, ich ſpreche

*) Daſſelbe ſagt er an einer andern Stelle anders und beſſer: »alles Geſcheute iſt ſchon ein Mal gedacht worden, man muß nur verſuchen, es noch ein Mal zu denken.«

natürlich nur von der Anmaßung und Frivolität, welche ſich bis zur Entweihung und Verwegenheit und noch weiter bei einigen Frauen geſteigert hatten, deren erhitzte Imagination die Vernunft überflügelte, und welche von der edlen vorgeſchriebenen Demuth der wahren Frömmigkeit eben ſo verſchieden waren, als die raſende Pythia des Alterthums der ſanften Maria unähnlich war, welche zu Jeſus Füßen ſaß und ſeinen Worten lauſchte.

Goethe ſagt an derſelben Stelle, daß er ſelbſt keinesweges den Glauben an eine Fortdauer entbehren möchte, und er denkt wie Lorenzo de Medici, daß alle Diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die auf kein anderes hoffen. Aber er eifert dagegen, daß man die göttlichen und unverſtändlichen Wahrheiten, welche die Apoſtel ſogar mit Ehrfurcht berührten, mit einer gemeinen und verwegenen Vertraulichkeit behandelt, und dieſes meine ich auch.

Goethe hat (hat? ich denke ſein, als ob er jetzt noch lebte) die Gewohnheit, aus einer Sammlung von mehr als ſiebenzig Mappen von Kupferſtichen und Original-Zeichnungen täglich nach dem Mittagseſſen eine oder zwei aufzulegen, und dieſe in Gegenwart ſeiner Gäſte und der Damen der Familie zu durchzublättern, während er ſehr redſelig über die verſchiedenen Gegenſtänden ſprach oder ſich gefiel, den natürlichen Verſtand und Geſchmack ſeiner Umgebungen aufzurufen. Es war eine erhabene Vorleſung über die Kunſt.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

In einer dieſer Mappen befinden ſich einige außerordentliche Zeichnungen von Roos, dem berühmten Thiermaler, auf welchen man Schaafe und Ziegen in allen möglichen Stellungen ſieht, deren Wahrheit bewundrungswürdig iſt. »Mir wird immer bang,« ſagte Goethe in der größten Bewunderung, »wenn ich dieſe Thiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl deſſelben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelbſt Eins geweſen. Er hatte kein Talent, wilde vierfüßige Raubthiere zu malen, er beſchränkte ſich auf die frommen Grasfreſſenden und that wohl daran; das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren.«

Was würde Goethe wohl von einigen Gemälden des Edwin Laudſeer geſagt haben — zu deſſen Wild — zu deſſen Hunde — zum Beiſpiel zu »der hochländiſchen Amme«, wo der Schäferhund bei dem ſchlafenden Kinde Wache hält? — Hat je Roos oder Snyders oder Rubens ſelbſt uns die Seele des animaliſchen Lebens in ſo ſchönem Geiſte wie Edwin Laudſeer dargeſtellt?

Nach einigen anderen Geſprächen fährt Goethe fort, daß er meine, die Kenntniß der Welt ſei manchen Dichtern angeboren. (Dieſes ſcheint der Fall mit Shakſpeare geweſen zu ſein.) Er ſagt: »er habe Götz von Berlichingen geſchrieben, als er noch ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren geweſen ſei.« Zehn Jahre

ſpäter erſtaunte ich über die Wahrheit meiner Darſtellungen; erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände aus Anticipation beſitzen.

Ja dieſelbe Art von Anticipation, durch welche Johanna Baillie ihre ſchönen Tragödien auffaßte und ſchrieb. Wo fand ſie, deren Leben ſo rein und »zurückgezogen wie der Thau am Mittag« war, die dunkeln, ſtrengen, fürchterlichen Elemente, aus welchen ſie die Charakterzüge und die Leidenſchaften in de Montfort, Ethwald Baſil, Conſtantine bildete? Wo anders, als in ihrem prophetiſchen Herzen und Geiſte, in jener beinahe unbewußten Offenbarung der ganzen Natur, welche den Dichter ausmacht, und nicht durch Erfahrung oder Wiſſen. Johanna Baillie, deren zarter, gebildeter, weiblicher und chriſtlicher Geiſt kaum einen unſchönen Gedanken in irgend einem menſchlichen Weſen zuließ, ſie ſchuf de Montfort und gab uns eine Pſychologie des Haſſes; ſie hätte auch wie Goethe über die Wahrheit ihrer eigenen Zeichnung erſtaunen können.

Weiterhin ſpricht Goethe von der Vollkommenheit, mit welcher einige von den deutſchen Frauen ihre eigene Sprache ſchreiben, ſo daß ſie darin manchen der beſten Schriftſteller übertreffen. Dieſes kann man auch in Frankreich und England ſagen; ſo daß, um Goethe's Lob ganz zu verſtehen, man wiſſen muß, daß in Deutſchland, wo zwanzigerlei Dialecte und hundert verſchiedene

Stylarten ſind, es nicht ſo leicht iſt, einen ſchönen, klaren Styl zu ſchreiben. Fürſt Metternich ſprach mir einſt folgende Bemerkung aus: »was ich in Ihrer Sprache bewundere, iſt, daß Sie nur einen guten Styl im Sprechen und Schreiben haben, denn alle wohlerzogenen und gebildeten Perſonen in England ſprechen und ſchreiben beinahe auf dieſelbe Weiſe. In Deutſchland haben wir eben ſo viel verſchiedene Stylarten als einzelne Schriftſteller, und der Unterſchied iſt größer, als ein Fremder es ſich denken kann.«

Doch mag ſelbſt dieſe Art von Individualität im Styl beſondern Werth und Reiz haben, und das wird man wahrſcheinlich erſt fühlen, wenn Kritik oder Mode die Regeln eines guten Styls ſo feſtgeſtellt haben, daß man in ganz Deutſchland auf gleiche Weiſe ſchreiben muß.

Was er von ſich und von Tiek ſagt, iſt ſehr intereſſant. Er ſpricht von dieſem mit Bewunderung und Wohlwollen; »aber,« fügt er hinzu: »als die Schlegels ihn mir entgegenſtellen wollten, um mich in der Literatur zu balanciren, brachten ſie ihn in eine ſchiefe Stellung. Ich kann das gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenſo, wenn ich mich mit Shakſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.«

Als ſie eines Abends von Tiefurth nach Hauſe fuhren, ſahen ſie die Sonne bei einer Wendung des Wagens, wie

ſie gerade im Weſten niederſank. Goethe hielt ein mit dem Geſpräch und blieb einige Momente wie in Gedanken verloren, dann ſich ſelbſt aus ſeinem Nachdenken erweckend, ſagte er aus einem alten Dichter die Worte:

»Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.«

Dann ſagte er mit heiterm und belebtem Ausdruck: »Wenn einer fünf und ſiebenzig Jahr alt iſt, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt, mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt von ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſerem irdiſchen Auge unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Weiterhin drückt Eckermann ſein Bedauern aus, daß Goethe ſoviel Zeit als Director vom weimariſchen Theater geopfert und meint, es ſeien dadurch viele Werke für die Welt verloren gegangen. Worauf Goethe erwiedert: »Freilich, ich hätte indeß manches gute Stück ſchreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten nur ſymboliſch angeſehen, und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln.« Unter ſymboliſch verſtehe ich: »jede Handlung muß an ſich bedeutend ſein, und auf noch eine bedeutendere hinzielen.«

Den 13ten März.

Heute war ich müſſig und obgleich ich viel geleſen habe, ſo konnte ich doch nicht viel überſetzen und noch weniger anmerken.

Doch iſt folgende Stelle mir ſehr aufgefallen; das Geſpräch wandte ſich auf deutſche Dichterinnen, und Rehbein, Goethe's Arzt, behauptete, daß das poetiſche Talent der Frauen »eine Art von geiſtigem Geſchlechtstrieb ſei.«

»Hört ihn,« rief Goethe; »hört den Arzt mit ſeinem geiſtigen Geſchlechtstriebe.«

Rehbein erklärte ſich deutlicher, indem er bemerkte, »daß diejenigen Frauen, welche ſich in der Literatur und vorzüglich in der Poeſie ausgezeichnet hätten, beinahe immer diejenigen wären, welche in ihren beſten Neigungen getäuſcht wurden, und in dieſer Richtung ihrer geiſtigen Fähigkeiten eine Art von Troſt geſucht hätten. Wenn die Frauen verheirathet ſind und Kinder haben, die ſie pflegen können, ſo denken ſie nicht daran, Gedichte zu ſchreiben *).«

Dieſes iſt zwar nicht ſehr höflich und fein ausgeſprochen, doch müſſen wir nicht davor zurückſchrecken, da es einige ſehr wichtige Betrachtungen erſchließt. Es iſt gewiß, daß von den Frauen, welche ſich in der Literatur

*) Dies iſt mehr in Deutſchland der Fall als in England, denn ſelbſt in jetziger Zeit bedarf es irgend eines bedeutenden Beweggrundes, um eine deutſche Frau in die öffentliche Bahn der Literatur zu treiben.

ausgezeichnet haben, drei Viertel entweder von der Natur oder vom Schickſale, oder von den geſellſchaftlichen Einrichtungen in eine ſchmerzliche und falſche Stellung verſetzt ſind. Es iſt gewiß, daß in jetziger Zeit, wo die Geſellſchaft alle Tage künſtlicher und zuſammengeſetzter wird und das Heirathen, wie die Männer uns verſichern, alle Tage koſtſpieliger, gewagter und unthunlicher iſt, daß die Frauen Mittel und Wege finden müſſen, um die Leere ihrer Exiſtenz auszufüllen. Die Männer, unſere natürlichen Beſchützer, Geſetzgeber und Herren, verweiſen uns an unſere eigenen Kräfte; die Eigenſchaften, welche ſie vergeblich in uns bewundern, — das Ueberſtrömen, die anſchmiegende Liebe eines warmen Herzens — die Häuslichkeit, der demüthige Wunſch zu gefallen, welcher alle Eitelkeit in Neigung auflöſ't — die zärtliche, zurückbebende Liebe, welche Adam ſo in Eva bewunderte, alle dieſe Eigenſchaften auszubilden und ſie durch künſtliche Mittel zum Stapelplatz des weiblichen Charakters zu machen, heißt das nicht den Geſchmack an Sonnenſchein und an Roſen in Denjenigen ausbilden, welche wir nach der nördlichen Zone ſchicken, um dort zu leben?

Wir haben uns von der Natur entfernt und müſſen — wenn wir es können, dieſe durch eine andere Natur erſetzen. — Uns bleiben Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft. Die Religion, welche früher den unglücklichen Frauen Klöſter erſchloß, vereinigt jetzt ihren ſchönen beruhigenden Einfluß mit den anderen Hülfsquellen, welche

die Vorurtheile der Welt uns gelaſſen haben, ſie lehrt uns, daß wir, indem wir in der Art nützlich ſind, als wir es ſein können und indem wir unſere Fähigkeiten anwenden, wie wir ſie anwenden dürfen, Geſundheit und Freuden finden können, und einen Erſatz für die verlornen und unterdrückten Gefühle und Kräfte, welche unſerem Geſchlecht zwar eigenthümlicher und natürlicher ſind, vielleicht auch vor Gott am wohlgefälligſten. Doch im Vertrauen auf ſeine Gnade, und indem wir uns der Mittel bedienen, die er uns gegeben, müſſen wir leiſten, was wir zu unſerm und zu unſerer Mitſchweſtern Wohl zu leiſten vermögen. Die grauſamen Vorurtheile, welche uns von edleren Tröſtungen und Beſchäftigungen ausgeſchloſſen, haben meiſtens aufgehört, und man wird ſich ihrer bald nur noch als roher Barbarismen vergangener Jahrhunderte erinnern. Wir wollen keine Caricaturen mehr von frömmelnden, karteſpielenden und erbitterten alten Jungfern haben! Wir wollen keine böſen Nachreden, keine Papageien, Katzen, Schooßhunde oder vielleicht noch Schlimmeres mehr, Alles, was bei gemeinen und frivolen Seelen Spott erregt, doch bei den Nachdenkenden tauſend mitleidige und trübe Empfindungen hervorrufen muß! Im Namen der Menſchlichkeit und der Weiblichkeit laßt uns es abſchaffen. Coleridge, welcher die ſchönſten, zarteſten und ehrerbietigſten Worte über Frauen niedergeſchrieben hat, welcher beſſer als irgend ein Mann ſich auf das, was ich die Metaphyſik der Liebe

nenne, verſteht, Coleridge, wie Sie ſich erinnern werden, hat angeführt, daß der Charakter einer Frau darin beſtände, charakterlos zu ſein. »Jeder Mann,« ſagte er, »würde eine Ophelia oder eine Desdemona zur Frau mögen *).« Ja gewiß, dieſer Gedanke iſt ein echt männlicher, und doch, was würde ihr Schickſal ſein? Was würde jetzt das Schickſal eines ſolchen hingebenden, vertrauenden Engels ſein? Leben wir im arkadiſchen Zeitalter? Leben wir unter Paladins und Charles Grandiſons, und iſt Schwäche, Unſchuld und Unwiſſenheit für uns Sauvegarde oder Fallſtrick? Finden wir wirklich unſere Rechnung dabei?

»Schön in unſerer Gebrechlichkeit und liebenswürdig in unſerer Schwäche zu ſein?«

O nein! die Frauen bedürfen in unſerer Zeit des Charakters mehr als irgend etwas. Die Eigenſchaften, welche ſie erfähigen, dem Unglück zu widerſtehen und daſſelbe zu ertragen; ſie bedürfen eines ſich ſelbſt beherrſchenden, gebildeten, thätigen Geiſtes, um ſich zu ſchützen und zu erhalten. Wie viele unglückliche Frauen heirathen nur ihres Unterhalts wegen! Wie viele unglückliche Frauen verkaufen ſich der Unehre für Brot! — und es iſt nur ein geringer Unterſchied zwiſchen Schande und Elend! Wie viele unverheirathete Frauen leben in einer bemitleidungswerthen Abhängigkeit, wenn ſie arm ſind, in einſamen Entbehrungen, ungeliebt und ohne Freunde, wenn reich, in

*) In Deutſchland iſt Gretchen das Ideal der Männer. D. Ueberſ.

zweckloſer bedauernswerther Unbedeutendheit. Wie viele heirathen nur um der Unabhängigkeit willen, welche ihnen außerdem nicht zugeſtanden wird! Doch je mehr Wege ſich uns eröffnen, deſto weniger dürften wir befürchten, irre zu gehen.

Es iſt gewiß in jetzigen Zeiten gefährlich und unchriſtlich, dem alten Grundſatze zu folgen: die Frauen nur zu glücklichen Gattinnen und Müttern zu erziehen, das hieße, allen ihren Fähigkeiten, ihrer Bildung, ihren Lebensanſichten nur eine Richtung geben, als ob für alle Frauen nur eine Beſtimmung feſtgeſetzt ſei, nur eine Hoffnung, nur ein Segen, dieſelbe Hauptempfindung und derſelbe Lebenszweck. Manche behaupten, daß es ſo ſein ſollte; aber ſo viel wir wiſſen, ſo iſt es nicht ſo. Wir wiſſen, daß Tauſende und Hunderte von Frauen nicht glückliche Gattinnen und Mütter ſind, ja nie weder Gattinnen noch Mütter werden. Die Ausbildung der moraliſchen Kraft und der geiſtigen Thätigkeit, ſo wie der geiſtigen Fähigkeiten und Neigungen wird eine Frau nicht abhalten, eine gute und glückliche Gattin und Mutter zu ſein, ſondern vielmehr, ſie wird dieſelbe erfähigen, ſelbſt Zufriedenheit und Unabhängigkeit zu finden, wenn auch Liebe und Glück ihr verſagt ſein ſollten.

Den 14ten März.

Heute ging es beſſer.

Goethe ſpricht mit großer Bewunderung von den Gedichten der Talvi, ſowohl von dem Originale als von den Ueberſetzungen. (Talvi iſt Mademoiſelle Jacob, jetzt Miſtreß Robinſon in Amerika.)

Es findet ſich in verſtreuten Stellen viel über Lord Byron, Goethe ſcheint dieſen ſehr gut verſtanden zu haben — ich meine den Menſchen ſowohl als den Dichter *).

Zu jener Zeit verdrehte Byron alle Köpfe in Deutſchland, und Goethe, welcher durch Byrons Verehrung und Bewunderung geſchmeichelt war, fühlte und erkannte ſeinen Genius an. »Er war,« ſagt Eckermann, »unerſchöpflich, wenn er von Byron ſprach, und ſympathiſirte als Poet, mit der außerordentlichen poetiſchen Kraft, die dieſer entwickelte. Aber als Philoſoph beklagte Goethe den Mißbrauch und die falſche Richtung der Talente, die er ſo hoch ſtellte. Er wirft ihm die verneinende, düſtere Tendenz ſeines Geiſtes vor und ſtellt dieſelbe als Contraſt der geſunden Heiterkeit Shakſpare's entgegen. Als er von Byrons ſeltſamen Verſuchen ſprach, die Geſetze der drei Einheiten im Drama wieder einzuführen, ſagt er ſehr treffend: »hätte er ſich doch auch im Sittlichen ſo zu begrenzen gewußt.«

---

*) Lord Byron iſt nur groß, wenn er dichtet, ſobald er reflectirt, iſt er ein Kind.

An einer andern Stelle ſpricht er von den Dichtern welche ſich beſtrebt haben, Byron nachzuahmen, und welche ſchreiben, als ob ſie Alle krank wären, und die ganze ſchöne Welt nur ein Lazareth. Er ſagt: »es iſt ſolches ein Mißbrauch der Poeſie, die uns in den Kämpfen des Lebens als ein Troſt verliehen war, damit ſie den Menſchen mit der Welt, in welcher er lebt, zufriedener machte und nicht unzufriedener.«

Wie ganz ſtimme ich mit Goethe überein, wenn er in Zorn gegen das Negative und Satiriſche in der Poeſie und Kunſt ausbricht! Er ſagt: »Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen; nenne ich aber das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet; wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun.« Und das iſt gewiß wahr. Er ſagt noch auf einer andern Seite, »daß, wenn er Zweifel und Widerſpruch in ſeiner Seele gefunden habe, ſo hätte er denſelben immer verſchwiegen, und er habe dem Publikum nur immer erſt das feſtgeſtellte Reſultat mitgetheilt, oder was er als ein ſolches erkannte, wenn er dazu gelangt war.« Dieſe Feſtigkeit des Tones, dieſer heitere Blick auf das Univerſum und auf die Menſchheit tritt uns ganz beſonders aus vielen Werken Goethe's entgegen. Er ſagt, daß die Grundlage ſeiner meiſten lyriſchen Gedichte — Wahrheit geweſen ſei, irgend eine wirkliche Begebenheit oder ein wirkliches Gefühl. Und

einige ſeiner ſchönen moraliſchen Gedichte, zum Beiſpiel die, welche er die Gränzen der Menſchheit, und das Göttliche genannt hat, erinnern mich an Wordsworth, ſowohl durch das reine geſunde Gefühl, als durch die glückliche Auswahl und die Schönheit des Ausdruckes, durch welche zu unſerm Herzen geſprochen wird. Er ſagt von Winkelmann: »Man lernt nichts, wenn man ihn lieſt, aber man wird etwas.«

Das Folgende iſt ſehr unterhaltend, und zeugt von einer großartigen Aufrichtigkeit. »Man ſpricht immer von Originalität, allein was will das ſagen; ſo wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unſer Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig.«

Ein Goethe konnte das wohl ſagen!

Er ſpricht mit vieler Liebe von Schiller und mit gerechter Würdigung ſeines Talentes. »Alles in Schiller war großartig, ſeine Haltung, ſeine Geſtalt, aber ſeine Augen waren ſanft, jede ſeiner Bewegungen war würdig und groß, und wie ſein Körper war ſein Talent. Wir lebten in ſolch täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, ſo Einer in dem Andern, daß bei einzelnen Gedanken, welche in unſeren Werken vorkommen,

gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern.«

Dieſe zwei großen Männer, welche während ihres Lebens ſo eng verbunden waren, wurden nach Schillers Tode in eine Art von Rivalität einander gegenübergeſtellt, und noch immer ſtreiten ſich die verſchiedenen literariſchen Parteien über das, worüber kein Streit obwalten ſollte. Coleridge ſagt: »Schiller iſt tauſendmal gemüthlicher als Goethe, und Goethe beherrſcht nicht die Herzen der Menſchen wie Schiller, und wird ſie nie ſo beherrſchen können.« Ich glaube, das iſt wahr. Die Urſache davon iſt, daß Schiller im Allgemeinen die Frauen und jungen Leute für ſich hat, d. h. ſolche, deren Meinungen und Gefühle am lauteſten und enthuſiaſtiſchſten ausgeſprochen werden. Goethe ſagt ſcherzend im Bezug hierauf: »Nun ſtreitet ſich das Publikum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei, Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können.«

Er ſpricht von der neuen Schule der kritiſchen Geſchichtsſchreiber, welche zu beweiſen ſtrebten, daß die ganze alte Geſchichte ein Mährchen ſei.

»Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ ſich dadurch aufregen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik, und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind,

die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit; und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſein, daran zu glauben.«

Ich meine, er hat hier mehr im Scherz geſprochen als mit ernſtem Urtheil, und iſt das nicht ſehr anziehend!

Er fährt weiter fort: »So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich der Zweite mit dem Papſte zu thun hatte, und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer zurückgerufen geweſen, und von ſelbſt zurückgegangen ſein würde. Dadurch iſt nun ein großes vaterländiſches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abſcheulich zu Muthe.«

Späterhin fügt er noch hinzu, »daß in der Poeſie

dieſe Art von ſkeptiſcher Kritik nicht ſo viel Unheil ſtiftete.« Wolf hat den Homer zerſtört, aber dem Gedicht hat er nichts anhaben können, denn die Iliade hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's, die ſich des Morgens in Stücken hauen, und Mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen.«

Man kann gar nicht loskommen — hier muß ich aufhören. Doch nein, dieſe Stelle über Shakſpeare iſt zu ſchön, ich muß ſie noch niederſchreiben.

»Wie unendlich reich und groß iſt Shakſpeare! Da iſt doch kein Motiv des Menſchenlebens, das er nicht dargeſtellt und ausgeſprochen hätte! Und Alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! Man kann über Shakſpeare gar nicht reden, es iſt Alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meiſter an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er iſt kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, ſie war ſeinem großen Geiſte viel zu enge; ja ſelbſt die ganze ſichtbare Welt war ihm zu enge.«

»Er iſt gar zu reich und gewaltig. Eine productive Natur darf nur alle Jahre ein Stück von ihm leſen, wenn ſie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und durch Egmont ihn mir vom Halſe ſchaffte. Wie viel treffliche Deutſche ſind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon? Denn Shakſpeare giebt uns in ſilbernen Schalen goldene Aepfel; wir be

kommen nun wohl durch das Studium ſeiner Stücke die ſilberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun; das iſt das Schlimme.«

Ich mache mein Buch zu, und ſo gute Nacht.

Wo weilt er nun, er, der verſchwand, und doch nicht verloren iſt? — Vielleicht thront er jetzt unter jenen Sternen mit ſeinem Shakſpeare und mit ſeinem Schiller in erhabenem Geſpräch? und Walter Scott ſteht daneben, Liebe und Gedanken ruhen auf ſeiner großen Stirn — was für eine herrliche Partie Quarrée.

Den 15ten März.

Dieſer letzte Paragraph, welchen ich geſtern Abend ſchrieb, erfüllte meinen Kopf ſo mit Gedanken und Phantaſieen und Erinnerungen, daß ich am heutigen kalten Abend nicht in der Stimmung bin, fleißig zu ſein; ſo rücke ich denn meinen Schreibtiſch nahe an das Feuer, und theile meine Langeweile Ihnen mit; und wenn Sie noch zweimal ſo weit wären, und die Langeweile noch einmal ſo groß, ich würde ſie doch vom ganzen Herzen Ihnen mittheilen; wie würden Sie aber damit zufrieden ſein?

Ich war heute ſehr mit häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt, denn wir machen Vorbereitungen, unſere Wohnung zu verlaſſen, um ein neues Haus zu beziehen, das noch nie bewohnt war, und jetzt bin ich allein

in meinem Zimmer. Ich bin ermüdet und trüb geſtimmt.

Woher und was ſind wir denn, daß Dinge, welche wir nicht ſehen, uns mit Dingen beladen können, die nicht ſind. Hätte ich das Herz jenes wunderbaren Vogels aus der perſiſchen Erzählung, welches, wenn es an irgend ein menſchliches Herz gelegt wurde, dieſes Herz zwang, wachend oder ſchlafend durch die Lippen die Wahrheit von ſich zu geben, ſo würde ich zu erfahren ſuchen, in welchem Grad in jedem Buſen der Glaube an das Uebernatürliche beſteht? In vielen Seelen, welche ich kenne, und welche in andern Dingen ſtarke Seelen ſind, lebt dieſer Glaube als eine verborgene Quelle der Qual; in andern, welche nicht ſtärker ſind, lebt er als eine Quelle der Freude und Aufregung. Ich habe Menſchen gekannt, welche den Glauben an Geiſtererſcheinungen ſehr witzig beſpöttelten oder ernſt beſtritten, und während der ganzen Zeit konnte ich in ihren Zügen leſen, daß ſie wenigſtens einmal in ihrem Leben ſich vor ihrem eigenen Schatten gefürchtet hatten. Die conventionelle Feigheit, die Furcht vor dem Ridikul und die Eigenliebe, welche geſcheute Perſonen abhält, die ganze Wahrheit alles deſſen zu enthüllen, was über dieſen Punkt in ihrem Geiſte vorgeht, raubt uns die Mittel, einen intereſſanten Zweig der Pſychologie zu entwickeln und deſſen Quelle nachzuſpüren. Zwiſchen der gemeinen Leichtgläubigkeit, der Uebertreibung und dem

völligen Skepticismus und Materialismus einiger Individuen, welche Philoſophen ſein möchten, liegt ein großer Raum von beſtreitbarem Boden, eine Art von Zwielicht-Region oder limbo, durch welche ich meinen Weg nicht deutlich durchfinden kann. Einer der begabteſten und gebildetſten und zugleich rationellſten und praktiſchſten Charaktere, denen ich je begegnet bin, ſagte mir einſt ganz ernſthaft: »Ich danke Gott, daß ich an keine Unmöglichkeit glaube!«

In wiefern iſt unſer Wahrnehmen auf unſere äußeren Sinne beſchränkt? Kann das irgend Jemand ſagen? — Denn daß unſere Gewahrnehmung nicht ganz und gar auf die Eindrücke, welche die äußeren Sinne aufnehmen, beſchränkt iſt, ſcheint der einzige Satz zu ſein, den man bewieſen hat. Und ſind ſolche fühlbare und ſichtbare Eindrücke die einzigen, die wir aufnehmen können? Wenn Jemand die gewöhnliche und oft wiederholte Frage an mich richtet: »Glauben Sie wirklich an Geiſter?« So antworte ich ſcherzend: »Ich glaube wirklich nicht daran. Ich glaube auch in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht daran, aber ich glaube an die Wirklichkeit derjenigen Dinge, welche man imaginär nennt.«

Während meines Aufenthalts in Weimar wurde eine ſehr hübſche kleine Abendgeſellſchaft für mich bei Frau von Ahlefeld veranſtaltet. Es gab den Abend keine Karten; um einen runden Tiſch ſitzend wurden

wir ſehr geſprächig und vertraulich, und am Ende verfielen wir darauf, uns Geiſtergeſchichten zu erzählen. Es ſcheint, als ſei Deutſchland noch immer wie Irland das Land des Uebernatürlichen, ſo wie das Land des Romantiſchen. Es lag etwas ſehr Erbauliches in dem aufrichtigen Glauben und dem vollkommenen Ernſt einiger der Erzählenden, ſo wie einiger der Zuhörenden, worunter auch ich mich befand.

Der Baron von Sternberg gab uns eine Geſchichte von einer Geiſtererſcheinung im Schloß ſeiner Schweſter in Liefland. Sie war ſehr gut und wurde auch ſehr gut vorgetragen, obgleich in der That es ein Geſpenſt war, welches man am allerwenigſten in einem Schloß in Liefland vermuthet hätte, denn es war der Geiſt Voltaire's.

Dann erzählte uns der Großherzog die Geſchichte einer gewiſſen Fürſtin von Rudolſtadt, deren Portrait in Kochberg hängt, und welche in ihrer Familie für eine Prophetin, Geiſterſeherin und Traumdeuterin galt; auch hatte ſie ſehr wilde und poetiſche und ſelbſt groteske Erſcheinungen und Träume, welche ihr die vergangenen und künftigen Schickſale der Familie enthüllten. Die ganze Geſchichte und die Beſchreibung des Rudolſtädter Schloſſes, des alten Hofes und der drei bejahrten Prinzeſſinnen, welche wie gothiſche Figuren auf einer Gobelintapete ſich ausnahmen, ſo ſtattlich, ſo ſteif und ſo häßlich, und doch ſo mit einer Färbung des Roman-

tiſchen angehaucht; das alles wurde mit ſolch einer Lebendigkeit der Details, ſolch einem maleriſchen Geiſte erzählt, daß es mich über alle Maßen unterhielt und intereſſirte. Ich glaubte, ſie vor mir zu ſehen, und ich glaube, ich ſehe ſie eben jetzt.

In Erwiederung dieſer Erzählung gab ich nach der beſten Autorität, dem Crofton Croker, die Geſchichte des irländiſchen banshee*) und vorzüglich von dem identiſchen banshee, deſſen Beſuche ein Erbſtück meiner Familie ſind, und deſſen ich mich aus peinlichen Gründen erinnere. Mein banshee gefiel allgemein, dem größten Theile der Geſellſchaft war der Gedanke neu, und ich habe ſelbſt die Hoffnung, daß er Sternberg mit einem Pendant zu ſeinem Gedichte vom König O'Donohne begeiſtern wird.

Das Geſpräch lenkte ſich natürlicher Weiſe auf erbliche Geiſtererſcheinungen und geſpenſtiſche Büßungen,

---

*) Banshee iſt ein irländiſcher Geiſt, welcher nur in altirländiſchen Familien erſcheint, in deren Adern weder ſächſiſches, noch engliſches Blut fließt. Dieſes Geſpenſt hat die Geſtalt eines alten Weibes in dunkler Hülle und Kaputze, ſo daß noch Niemand ihr Antlitz ſah; aber ihre Klagen vernimmt man oft. Sie ſtimmt dieſelben an, wenn Tod oder irgend ein Unglück die Familie, welche ſie beſchützt, bedroht.

Nur echt irländiſche Ohren vernehmen die Klage des banshee und echt vaterländiſche Herzen erfüllt dieſelbe mit Schauder.

die Frucht von Verbrechen der Ahnen, auf welchen Aberglauben Grillparzer ſein lyriſches Drama »die Ahnfrau« gegründet hat. Das Schloß der Familie W— in der Nachbarſchaft von Weimar wurde erwähnt, als dieſer Art von Geiſtererſcheinungen ausgeſetzt. Zwei Individuen, welche gegenwärtig waren, hatten dieſes Schloß öfters beſucht, und ſprachen von dem Phantome avec connoissance de fait. Die jetzige Baronin W— welche unter aufgeklärten und geſcheuten Leuten aufgewachſen war, erklärte, ſie ſei ganz ungläubig, und bezog nach ihrer Vermählung das Schloß ihres Gemahls mit der ganzen Sicherheit, welche Vernunft und Philoſophie geben können. »Aber — ſo lautete die Geſchichte — es geſchah, daß bald nach der Geburt ihres älteſten Kindes ſie um Mitternacht erwachte, und ein überirdiſches Weſen erblickte, welches ſich über die Wiege ihres Kindes beugte, wie es ſchien, mehr in Liebe und um es zu ſegnen, als in irgend einer unheiligen Abſicht. Doch von dieſer Zeit an, heißt es, hat ſie nicht mehr gern das Schloß der Ahnen ihres Gemahls bewohnt.

In der Familie des Baron —, deſſen Schloß auch in der Nähe von Weimar liegt, befindet ſich ein goldener Ring mit wunderbarer Kraft, der durch irgend ein übernatürliches Weſen einem der früheren Beſitzer mit der Verſicherung gegeben ward, daß, ſo lange derſelbe in dem Schloß bliebe, das Glück immer die Familie begleiten werde. Jeder Verſuch, welcher ſpäterhin von

ungläubigen Baronen gemacht wurde, um dieſe Sage auf die Probe zu ſtellen, wurde von irgend einem großen Unglück gefolgt, und das letzte Mal von einem zerſtörenden Feuer, welches beinahe das ganze Schloß verwüſtete. Dieſe Geſchichte wurde auch ſehr gut erzählt.

Es ſcheint, als ob in dieſen kleinen deutſchen Staaten immer irgend ein Ahnherr oder Prinz mit einem blaubartigen Ruf gelebt hätte, um den Helden aller grauenhaften Geſchichten abzugeben, und den furchtſamen Kindern als Schreckniß zu dienen. Der Herzog Ernſt Auguſt ſpielt in der Geſchichte von Sachſen Weimar den Tyrannen. Er war nicht allein ein Tyrann, ſondern auch Atheiſt, Alchemiſt und Zauberer und Gott weiß, was alles noch. Nun gab es auch einen wüſten Abenteurer, Namens Laumartin, der ſich in die Gunſt des Herzogs eingeſchlichen und ſein Kammerherr wurde, und ihm bei ſeinen chemiſchen Verſuchen und Zaubereien behülflich war. Es exiſtirt eine Sage, daß einer der Ahnen dieſes fürſtlichen Hauſes vor Jahren den Stein der Weiſen entdeckt habe, und das Recept zu demſelben mit ſich habe begraben laſſen, indem er einen ſchrecklichen Fluch über denjenigen ausgeſprochen, welcher aus Geiz ſeine letzte Ruhe ſtören würde. Der Herzog Ernſt überredete Laumartin, in die Familiengruft hinabzuſteigen und das mächtige Geheimniß aus dem Sarge ſeines Ahnherrn zu holen. Laumartin unternahm das Geſchäft mit heiterer Verwegenheit, und blieb zwei

Stunden in der Gruft. Als er wieder heraufſtieg, war er ganz bleich und ſehr verändert, er nahm feierlichen Abſchied von ſeinen Freunden, wie ein Mann, der zum Tode verdammt iſt. Man lachte ihn natürlicher Weiſe aus; doch am dritten Tage nachher fand man ihn in ſeinem Zimmer auf der Erde liegend, ſein Rapier in der Hand, ſeine Kleider zerriſſen, ſeine Züge verzerrt wie nach einem fürchterlichen Kampfe.

Dieſe Geſchichte, welche ſich ſo oft in verſchiedenen Ländern und Zeitaltern und in verſchiedenen Geſtalten wiederholt hat, erſchien mir ſehr merkwürdig, ſowohl vom philoſophiſchen, als vom hiſtoriſchen Geſichtspunkte aus betrachtet. Der Herzog Ernſt Auguſt lebte in einer Zeit, wo eine wilde abergläubiſche Leichtgläubigkeit, ein Glaube an Zauberei und Alchemie zu gleicher Zeit mit dem kühnſten Skepticismus in religiöſen Angelegenheiten herrſchte; Beides wurde in Deutſchland, Frankreich und England zu gleicher Zeit Mode. Cagliostro und ſeine Nachahmer und Schüler herrſchten über die Gemüther. Erinnern Sie ſich nicht in den Memoiren des Baron von Grimm der Geſchichte eines franzöſiſchen Abenteurers, welcher in den erſten Zirkeln von Paris für ein übernatürliches Weſen gehalten wurde. Man ſagte, er beſäße das Lebenselixir, und der wandernde Jude war dem Anſcheine nach ein Jüngling im Vergleich mit dem ewigen Leben dieſes Menſchen. Im Hauſe des Marſchalls Mirepoix ſaß er einſt am Piano

und ſpielte ein Muſikſtück von ſo erhabener und außerordentlicher Schönheit, daß Alle fragten, ob es ſeine eigene Compoſition ſei, oder wo man die Noten haben könne? Worauf er mit gedankenvollem Blick erwiederte: »Ich hörte es zum letzten Male als Alexander der Große in Babylon einzog.«

An dieſem Abende wurden noch viele andere Geſchichten erzählt, alle von verſchiedenem Intereſſe, aber alle mit einer poetiſchen und charakteriſtiſchen Färbung. Endlich trennte ſich die Geſellſchaft. Ich ging nach Hauſe, und da wir ſehr aufgeregt waren, ſprachen wir noch während einiger Zeit über den Einfluß der Phantaſie und deren verſchiedenen Illuſionen, und über den Aberglauben der verſchiedenen Zeiten und Länder. Die Sache ſelbſt hat immer beſtanden, und es ſcheint, als ob ſie einen Theil der menſchlichen Natur begründete, und ſich nur milderte oder in ſeinen Aeußerungen veränderte, zuweilen durch äußere Einflüſſe, zuweilen durch das eigenthümliche Temperament des Einzelnen. Die Mode, oder in andern Worten die Sympathie und der Nachahmungstrieb, habe eben ſo gut Geiſter erzeugt wie ſie Wahnſinnige und auch zuweilen Selbſtmörder erzeugten.

Endlich boten wir uns gute Nacht. Ich zündete meine Lampe an, welche in einem Leuchter von antiker Form befeſtigt war. Es war derſelbe, der bei Goethe's Taufe gedient hatte, und den ich immer mit großer Ehr-

furcht in die Hand nahm. Um in mein Schlafzimmer zu gelangen, mußte ich vor der Thür des Zimmers vorbeigehen, in welchem Goethe das Leben ausgehaucht hatte. Von dieſem Augenblick an iſt es als Heiligthum betrachtet worden; Alles bleibt darin unberührt und ungeſtört, und der Schlüſſel iſt in Verwahrung des Bibliothekars. Im Vorzimmer ſteht eine große Hausuhr (als ich in Weimar war ſtand ſie wenigſtens da), welche an der Jubelfeier Goethe's ihm geſchenkt wurde; es iſt dieſelbe, welche im Zimmer ſeiner Mutter ſtand und die Stunde ſchlug, in der er geboren ward. Nachdem ſie durch viele Hände gegangen, wurde ſie vom Großherzog von Baden gekauft, und bei dieſer unvergeßlichen Gelegenheit als Geſchenk dem Dichter überſandt. Dieſe Uhr bleibt wie das übrige Geräthe dieſes heiligen Gemachs unberührt, doch in dieſer Nacht, durch irgend einen unerklärlichen Zufall, ſchlug ſie eins — zwei — drei — vier und ſofort bis zwölf. Beim erſten Schlage ſtand ich ſtill — ſelbſt mein Athem ſtand ſtill, und ich horchte. Ich blickte nicht zur Linken, wo die Thür in jene heiligen Räume führte, — die Räume des Todes und der Unſterblichkeit, — ich blickte nicht zur Rechten, wo die dunkle Höhle der Treppe mir entgegen gähnte, ich blickte auch nicht vor mir; aber mein Auge war auf die ſilberne Reliquie, welche ich in der Hand hielt, geheftet, und ſo ſtand ich ſtill. Die innere Bewegung, welche meine Kräfte in dieſem Augenblicke hemmte, war ſehr

weit von Furcht entfernt, und glich ihr nicht einmal, — es war nur ein Ton! Doch es war derſelbe Ton und dieſelbe Stunde, welche dieſe Welt einem der größten und begabteſten Geiſter erſchloß, die Gott in ſeiner hohen Gnade je geſandt, um die Welt zu erleuchten und um die Grenzen der menſchlichen Freude und Vervollkommnung zu erweitern. Es war derſelbe Ton und dieſelbe Stunde, welche ihn ausſandte, ſich mit der großen Seele der Natur zu vereinen:

»A voice in all her music, from the moan
»Of thunder to the song of nights sweet bird;
»To be a presence to be felt and known
»In darkness and in light« *).

Und ſo in der Stille und Einſamkeit der Nacht, als dieſe Töne langſam einer nach dem andern erklangen, ſchienen ſie die ganze Luft um mich her zu erfüllen, um in mein Ohr zu dringen und in meine Fingerſpitzen herabzurieſeln, und ich ſah das Licht zittern, welches ich vor mir hielt. Doch kehrte die Vernunft und die Macht der Bewegung wieder zurück. Im nächſten Augenblick war ich in meiner Stube, und ſaß in Goethe's Armſeſſel mit ruhigem Puls und ruhigem Geiſte und glücklich, wieder Herrin meiner Vernunft zu ſein. Auch hätte ich nicht jenes ſeltſame überwältigende Gefühl entbehren

*) Eine Stimme zu ſein in ihrer Muſik, vom Rollen des Donners bis zum Geſang der Nachtigall, und um im Dunkel und im Licht gefühlt und erkannt zu werden.

mögen, den angenehmen Schauer jenes unvergeßlichen Augenblicks! nicht um die ganze Welt. So kurz und vorübergehend dieſe Empfindungen auch waren, ſo gehören ſie doch von nun an zum Gewebe meines Lebens, und ſollte ich ein Jahrhundert leben, ſo würde ich ſie doch nicht vergeſſen, noch würde ich es wagen, dieſelben zu ſchildern — wenn ich ſie auch mit Worten zu ſchildern vermöchte.

Den 16ten März.

Ich war heute müſſig, und anſtatt regelmäßig in meinem Buche weiter zu leſen, durchblätterte ich es nur und merkte hier und da auf einige Stellen. Ich finde den Verſuch, alles das aufzuzeichnen, was ich aus dieſem herrlichen Buche in meinem Gedächtniß behalten möchte, ganz unmöglich. Ich dachte im Anfang, es ſei ein Werk wie das von Boswell, und nichts iſt weniger zu vergleichen als dieſe beiden. Der Unterſchied zwiſchen Dr. Johnſon und Goethe iſt nicht größer als der zwiſchen Eckermann und Boswell. Boswells Buch iſt herrlich, doch der perſönliche Charakter des Menſchen ſteht immer im Wege, wir ziehen Nutzen aus ſeiner Indiscretion, und die unbedeutenden Details, die er uns ohne Auswahl giebt, erwecken oft unſern Ekel. In ſeinem Buche iſt Johnſon ein großer Koloß, der über dieſe enge Welt hinwegſchreitet, mit einem Leuchtthurme in der

einen Hand, und einem Bündel Pfeile in der andern. Doch in Eckermanns Buche iſt Goethe nichts anders als der olympiſche Jupiter, welcher an ſeiner Tafel ſitzt und Nektar und Ambroſia vertheilt, während er wie ein Kind mit ſeinen eigenen Blitzen ſpielt *). Boswell miſcht ſein eigenes Selbſt überall hinein, durch ſeine Unterwürfigkeit und Eitelkeit verſetzt er ſeinen Patron nicht immer in erhabene Stellungen; und die wohlbekannten Gleichniſſe vom Affen auf dem Rücken eines Bären und dem Bologneſer-Hunde in der Höhle eines Löwen ſcheinen uns kaum zu ſtreng. Wenn ich ein Gleichniß für Eckermann auffinden ſollte, ſo würde ich ſagen, er ſei eine Droſſel, die ſich unter den Flügeln eines großen Adlers birgt, die zuweilen von ihrem großen Herrn und Meiſter zwar in Schatten geſtellt, doch nie eingeſchüchtert wird, und welche die Schreckniſſe ſeines Schnabels und die Blitze ſeiner Augen nicht fürchtet. Immer bleibt Eckermann er ſelbſt, und dieſes Selbſt iſt immer liebenswerth und muß unſere Achtung gewinnen. Seine Einfachheit, ſeine Geradheit, ſeine freundliche Milde, ſeine poetiſchen und künſtleriſchen Gefühle ſind

*) Auf einem Basrelief über dem Eingang von Goethe's Zimmer in ſeinem Hauſe zu Weimar iſt eine traurige Anſpielung zu ſehen: ein leerer Thron des Jupiters mit dem Adler zu den Füßen und die Blitze liegen verlöſcht und unthätig.

immer anziehend, man muß ihn ſeiner ſelbſt wegen lieben, eben ſo als Goethe's wegen.

Demungeachtet würde eine Ueberſetzung von dieſem Buche kaum in England gefallen; es handelt mehr von »Begriffen als von Thatſachen«, und mehr von Gedanken und Plänen als von Anekdoten und Perſönlichkeiten. Man muß ein großes Intereſſe an deutſcher Literatur und Geſellſchaft nehmen, und an allen ſchönen Künſten, um es ganz zu ſchätzen. Es hat einige Aehnlichkeit mit Coleridge's »Tiſchgeſpräch,« welches gewiß wenige Deutſche verſtehen würden, obgleich die Kritik und Urtheile, die es ausſpricht, voll Intereſſe für den engliſchen Leſer ſind. Es iſt aber dramatiſcher und lebendiger in der Manier.

Als ich erſt ſeit Kurzem das Buch beſaß, und mit Entzücken einiger Stellen erwähnte, welche meine Aufmerkſamkeit angezogen hatten, ſchrieb mir eine Freundin, die Goethe ſehr genau und lange gekannt hatte, in ihrem eigenthümlichen Style, ſehr hübſch über den Charakter und den Plan des Buchs.

Eckermanns Buch, ſagte ſie, iſt der reinſte Altar, welcher noch dem Ruhme Goethe's errichtet wurde. In unſerer jetzigen Zeit, wo die Pietät ſo abzunehmen ſcheint, wo ein junger talentvoller Autor die Feder wie eine Art Diſſections-Meſſer ergreift, und da verſtümmelt und forſcht, wo er einſt zitterte und anbetete; wo ſein ernſtes Beſtreben iſt, die ſchwerſte Bürde, welche die Seele

eines Egoiſten drücken kann, abzuſchleudern — die Bürde nämlich der Bewunderung für die Verdienſte eines Anderen, iſt es da nicht erfreulich, auf ein ſolches Buch wie dieſes zu ſtoßen? Und jetzt, wo Alles, was wir leſen, ſo künſtlich, ſo gemacht, ſo impertinent iſt, da freut man ſich einmal ein Buch aufzuſchlagen, wo man auf jeder Seite den Pulsſchlag eines warmen treuen Herzens fühlt? — Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, doch ſcheint es mir, als ob diejenigen, welche nicht bewundern können, auch nicht verdienten bewundert zu werden; wie würdig muß alſo derjenige Mann ſein, welcher ſo ſein ganzes Herz und ſeine ganze Seele in Bewunderung zu den Füßen eines Andern niederlegt. Die Einfachheit ſeiner gänzlichen Selbſtverleugnung giebt dem Ganzen eine gewiſſe Würde. Es iſt hier nichts als Wahrheit und Liebe — denn Goethe liebte Eckermann, und oh! wie ſehr liebte Eckermann Goethe.«

»Ich kann und darf hier kein kritiſches Urtheil haben; ich kann nur ein Zeugniß ablegen für die allgemeine Wahrheit des Ganzen — es kann nichts Wahreres geben. Ich kann nicht wie Sie von einzelnen Stellen entzückt und frappirt ſein; ich war zu lange eine Art von Ober-Schatzmeiſterin, um verwundert und geblendet zu ſein, wenn ich die Kiſten geöffnet ſehe. Ich begrüße die Edelſteine als alte Bekannte.«

Nach dieſem ermuthigenden Zeugniß fahre ich mit meinen Anmerkungen und mit meiner Ueberſetzung fort:

Es ſcheint, als habe Schiller den Plan gehabt ein Theater zu gründen, wo dann und wann Stücke nur von Männern aufgeführt werden ſollten, und Goethe ſcheint dieſe Idee gebilligt zu haben: das thue ich nicht. Die zwei Geſchlechter ſind ſchon genug getrennt durch verſchiedene Pflichten und verſchiedene Studien, was darauf berechnet iſt, ſie auch im Vergnügen zu trennen, kann nicht gut ſein. Ein Theater, ausſchließlich für Männer beſtimmt, würde bald einem Bärengarten gleichen.

In einer Abendgeſellſchaft wurden Göthen einige von ſeinen Liedern, zu denen Eberwein eine ſchöne Muſik componirt hatte, vorgeſungen, was ihm Freude machte. Als Alles vorüber war, ſprach er gegen Eckermann die Bemerkung aus, daß »dieſe Lieder aus dem Divan gar kein Verhältniß mehr zu ihm hätten.« Sowohl was darin orientaliſch, als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben, es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: »um Mitternacht,« hat ſein Verhältniß nicht zu mir verloren, es iſt von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort!«

Mehrere Seiten weiter, unter verſchiedenen andern Dingen, finde ich dieſe Bemerkung über Schiller. »Durch Schillers alte Werke,« ſagt Goethe, »geht die Idee von

Freiheit, und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſo wie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte, und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle.« Und weiterhin ſagt er ſehr ſchön: »Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, das über uns iſt.«

Er ſagt von Lagrange — »Er war ein guter Menſch und deswegen groß. Denn wenn ein guter Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich wirken, ſei es als Künſtler, Naturforſcher, Dichter oder was alles ſonſt.« Dieſes kommt dem, was Weber an Mendelſohn ſchrieb, gleich. Später ſagte er:

»Alles Große und Geſcheite exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und Könige gegen ſich hatten, und die ihre großen Pläne einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſein.«

Ich habe oft gedacht und gefühlt, daß während wir in England eine politiſche Freiheit haben, ſo haben wir doch nichts, was der perſönlichen und individuellen ſocialen Freiheit der Deutſchen, ſelbſt unter dem ſchlimmſten Gouvernement, gleich käme. Deshalb fiel mir die Stelle, welche jetzt kommt, vorzüglich auf. Als Goethe mit gro-

ſem Beifall von Guizot ſpricht, führt er eine ſeiner Bemerkungen an. »Die Germanen brachten uns die Idee der perſönlichen Freiheit, welche dieſem Volke vor Allem eigen iſt, und in den alten Republiken nicht bekannt war.

»Iſt das nicht ſehr artig, und hat er nicht vollkommen Recht? Und iſt nicht dieſe Idee bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? Die Reformation kam aus dieſer Quelle; auch das Buntſcheckige unſerer Literatur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß Jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müſſen, ſo wie die Abſonderung und Verisolirung unſerer Gelehrten, wo Jeder für ſich ſteht und von ſeinem Punkte aus ſein Weſen treibt; Alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten mehr zuſammen und richten ſich nach einander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Uebereinſtimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen; die Deutſchen aber gehen Jeder ſeinem Kopfe nach, Jeder ſucht ſich ſelber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in Jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freiheit, woraus dann, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes.«

Dieſes ſcheint mir ſehr wahr, und muß Jedem auffallen, der in Deutſchland geweſen iſt, und das Intereſſe empfunden hat, welches dieſe Art von Individualität der Geſellſchaft verleiht. Obgleich ich Reiſenden begegnet

bin, welche nicht wenig dadurch außer Faſſung gebracht wurden; denn da ihr eigenes Leben bis jetzt, »comme une goutte d'huile sur une table de marbre« dahinfloß, können ſie nicht die kleinen Ecken begreifen, an welchen ſie ſich ſtoßen. Die Frauen ſcheinen ihnen affectirt, und die Männer wunderlich — gerade weil die erſtern natürlich, und die andern originell ſind, und denjenigen Frauen und Männern gar nicht gleichen, die ſie zurückgelaſſen und deren Geiſter wie ihre Körper nach derſelben Mode gekleidet waren.

In Deutſchland war ich gewohnt, das Werk de l'Allemagne von der Staël auf eine verächtliche Weiſe nennen zu hören, wenn es ja einmal genannt wurde, denn es war entweder vergeſſen oder veraltet. Ihre abgenutzten Kenntniſſe, ihre oberflächliche Kritik ihre franzöſiſchen Vorurtheile, ihre weiblichen Uebereilungen fanden keine Nachſicht. Man denke nur, welcher Wechſel der Meinungen, welche Umwälzung der Kritik in den letzten dreißig Jahren ſtattgefunden haben? Sir James Makintoſh, welcher die ganze Weisheit ſeines Zeitalters beſaß, und in vieler Hinſicht über ſein Zeitalter erhaben war, ſchreibt 1807, nur zwei oder drei Jahre ehe Madame de Staël ihr Werk herausgab, von der deutſchen Literatur und Kritik, wie von einer Art von terra incognita, ſo wie die Schifffahrer des funfzehnten Jahrhunderts vom weſtlichen Continent ſprachen, nur zögernd wagte er Goethe zu nennen, und

ſchien deſſen Anſichten über die Kunſt nicht ganz zu verachten, »er fand dieſelben verſtändlich und ſinnreich.« Er erwähnt der Antipathie, welche in Frankreich und England gegen die deutſche Literatur herrſchte, und ſpricht von ausgezeichneten und modernen Schriftſtellern, welche, wie man vermuthen kann, wahrſcheinlich ihr Zeitalter überleben würden. »Ich rechne ſelbſt Goethe und Schiller unter dieſe Letztern, und da ich weiß, daß nur Wenige in Frankreich und England hierin mit mir übereinſtimmen, ſo flüchte ich mich in den gewöhnlichen Troſt, der denjenigen bleibt, welche etwas Seltſames behaupten, nämlich in die Ueberzeugung, daß meine Meinung dereinſt anerkannt werden wird, wenn ich ſelbſt vergeſſen bin.«

Madame de Staël durchbrach zuerſt das, was Goethe ſelbſt die chineſiſche Mauer des Vorurtheils nannte, und wir können durch dieſelbe hindurchgehen, ohne diejenige mit Füßen zu treten, welche den Muth hatte, uns den Weg zu bahnen.

Die Deutſchen verſtehen uns beſſer, als wir ſie. Es iſt einer der ſchönſten Charakterzüge des Deutſchen, daß, obgleich er ein beſtimmteres Gepräge des Nationalcharakters an ſich trägt, wie wenig andere Völker, er dennoch beſſer als Alle dasjenige verſteht und zu ſchätzen weiß, was in der Nationalität anderer Völker liegt. Die deutſche Sprache fügt ſich mit wunderbarem Reichthum und großer Biegſamkeit der Ueberſetzung einer je-

den andern Sprache, und die ſchönſten Produkte der fremden Literatur werden die Deutſchen aufnehmen, ohne erſt darauf zu beſtehen, daß dieſelben ihren eigenen Regeln der Kritik und des Herkömmlichen angepaßt werden.

Alles, was Goethe über Kunſt und Künſtler ſagt, iſt bewunderungswerth — und ganz ſeiner würdig; er war der größte Kritiker und Kenner ſeines Landes und ſeines Zeitalters; z. B. was er von Claude Lorrain ſagt: »Seine Bilder haben die höchſte Wahrheit, und nicht eine Spur von Wirklichkeit. Er kannte die reale Welt bis ins kleinſte Detail auswendig, und er gebrauchte ſie als Mittel, um die Welt ſeiner ſchönen Seele auszudrücken. Und das iſt eben die wahre Idealität, die ſich vieler Mittel zu bedienen weiß, ſo daß das anſcheinend Wahre eine Täuſchung hervorbringt, als ſei es wirklich.« Er nennt die Architektur »eine erſtarrte Muſik«. So giebt es noch viele Stellen, welche ich nur mit Bedauern unaufgezeichnet ließ.

Doch eins darf ich nicht weglaſſen, denn es gab mir viel zu denken.

Goethe ſcheint eine Darſtellung Chriſti mit ſeinen zwölf Apoſteln zu einförmig, um einen paſſenden Gegenſtand für die Bildhauerkunſt abzugeben. Dieſe Bemerkung mag ſich auf die berühmten Bronzefiguren von Peter Viſcher, auf dem Grabe des heiligen Sebaldus in Nürnberg, beziehen. Mir fiel die Abwechſelung und Verſchiedenheit dieſer Geſtalten auf; doch wenn ich zu-

rück denke, ſo war es mehr die Abwechſelung in der Drapperie und Stellung, die des äußern Charakters, als die des Innern. Es kann der Bildhauerkunſt leicht werden, zwei ſich ſo ganz entgegengeſetzte Charaktere, als der heilige Johannes und der heilige Apoſtel Paulus ſind, darzuſtellen. Wie aber könnten wir den heiligen Andreas und den heiligen Simon von einander unterſcheiden, außer durch die äußeren Attribute, indem wir dem heiligen Paulus die Schlüſſel geben, und dem Bartholomäus ſeine eigene Haut über den Arm hängen, wie das in Mailand der Fall iſt? — Wie kann der heilige Thomas ungläubig ausſehen? So daß im Ganzen doch etwas Uncharakteriſtiſches in jener Gruppe liegen muß.

Goethe ſagt, daß er aus der heiligen Schrift einen Cyclus von zwölf Figuren gewählt habe, welche ſich für die Bildhauerei eigne, und die ganze Geſchichte unſerer Religion vorſtelle.

»Zuerſt Adam, der ſchönſte Mann, ſo vollkommen wie man ſich ihn nur zu denken fähig iſt. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Menſch berufen ſei die Erde zu bauen.«

»Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinſtock, und man kann dieſer Figur etwas von einem indiſchen Bacchus geben.«

»Nächſt dieſem Moſes, als erſter Geſetzgeber.«

»Sodann David, als Krieger und König.«

»Auf dieſem *Jeſaias*, ein Fürſt und Prophet.«

»*Daniel* ſodann, der auf Chriſtus, den *künftigen*, hindeutet.«

»*Chriſtus*.«

»Ihm zunächſt *Johannes*, der den *gegenwärtigen* liebt. Und ſo wäre denn Chriſtus von zwei jugendlichen Figuren eingeſchloſſen, von denen die eine (Daniel) ſanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, die andere (Johannes) leidenſchaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?«

»Der *Hauptmann von Capernaum*, als Repräſentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.«

»Auf dieſen die *Magdalena*, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Beſſerung ſich zuwendenden Menſchheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Chriſtenthums enthalten wäre.«

»Dann mag *Paulus* folgen, welcher die Lehre am kräftigſten verbreitet hat.«

»Auf dieſen Jacobus, der zu den entfernteſten Völkern ging, und die Miſſionaire repräſentirt.«

»*Petrus* machte den Schluß. Der Künſtler mußte ihn in die Nähe der Thür ſtellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forſchend betrachte, ob ſie denn auch werth ſeien, das Heiligthum zu betreten.«

»Was ſagen Sie zu dieſem Cyclus?« — ſetzte Goethe

hinzu. »Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apoſtel, wo einer ausſieht wie der andere. Den Moſes und die Magdalena würde ich ſitzend darſtellen.«

Er erzählt, daß er die Hexenſcene in Fauſt in den borgheſer Gärten in Rom gedichtet habe. Wenn ich je dieſe Gärten wieder beſuche, was für ſeltſame Ideenverknüpfungen werden ſich um jene alten Statuen, Springbrunnen und claſſiſchen Tempel ſchlingen.

Es liegt ſehr viel in ſeiner neuen Farbenlehre, welche ich mit Intereſſe las, doch wage ich nicht darüber zu urtheilen, da ich ſie nicht ganz verſtehe. Dieſe Theorie ſoll, wie es ſcheint, Newtons Theorie des Lichtes und der Farben verdrängen; ich weiß nicht, ob ſie es wirklich vermag. Doch da die Gelehrten in Frankreich ſich damit abgeben, ſo denke ich, werden die engliſchen Philoſophen ſie auch genauer betrachten; indeſſen, wie auch die Streitfrage ſpäter ſich entſcheiden mag, ſo wird man doch immer mit Intereſſe ſich zu Goethe's Anſichten hinwenden, entweder als zu einem merkwürdigen Beweis von Selbſtverblendung, oder als zu einer erhabenen Anticipation der künftigen Glorie.

»1) Auf Alles, was ich als Poet geleiſtet habe,« pflegte er wiederholt zu ſagen, »bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt und lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir ſein. Daß ich aber in meinem Jahrhunderte in der ſchwierigen Wiſſenſchaft der Farbenlehre der Einzige bin, der

das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu Gute, und ich habe daher ein Bewußtſein der Superiorität über Viele.«

Dieſes Wort gleicht dem großen ruhigen Selbſtlob Miltons. Iſt es auch ſo wohl begründet? Das möchte ich wohl beurtheilen können.

Er ſpricht an verſchiedenen Stellen von dem unmerklichen und unſichtbaren Einfluß der äußeren Gegenſtände auf die Ausbildung unſers Charakters. Er ſagt: »ein Mann, der ſein ganzes Leben unter der ſtolzen ernſten Eiche zugebracht hat, wird gewiß ein ganz Anderer ſein, als der, welcher im Schatten von Myrthen und Trauerweiden lebte.«

Dann ſagt er mit vielem Gefühle: »es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, und beſonders nicht, daß er allein arbeite, vielmehr er bedarf der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen ſoll. Auf dieſe Weiſe verdanke ich Schillern den Achilaïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie,« fügte er ſich freundlich an Eckermann wendend hinzu,« können es ſich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil meines Fauſts zu Stande bringe.« Vieles in dem zweiten Theile von Fauſt beſchäftigte Goethe während der letzten Jahre ſeines Lebens, und erſt im zwei und achtzigſten Jahre beendigte er denſelben. Als er dieſes Werk vollendet hatte, ſagte er:

»Jetzt kann ich den Reſt meines Lebens als ein Ge-

ſchenk betrachten, und es iſt einerlei, ob ich noch etwas vollbringe oder nicht.“

Als ob er ſein ganzes früheres Leben nur betrachtet, als ſei es ihm unter der Bedingung verliehen, gewiſſe Dinge auszuführen, zu welchen er ſich berufen fühlte. Er überlebte die Vollendung des Fauſts nur ein Jahr.

Der Inhalt des zweiten Theils des Fauſt hat vielen deutſchen und engliſchen Gelehrten zu rathen gegeben, und in Deutſchland giebt es ſchon viele Abhandlungen und Commentarien über denſelben, wie über die divina comoedia. Ich habe dieſen zweiten Theil nicht geleſen, und wenn ich es auch hätte, ſo würde ich doch kein Urtheil wagen, wo Doctoren verſchiedener Meinungen ſind. Doch erinnere ich mich, daß Herr von Hammer in ſeiner lebhaften und klaren Weiſe eine verſtändliche Analyſe über dieſe wunderbare Production gab, d. h. nach ſeiner eigenen Auslegung. »Ich ſehe es vom Anfang bis zum Ende für eine große Ironie auf die ganze Welt an, wo das Innere nach Außen gedreht wird. Aus dieſem Geſichtspunkte allein verſtehe ich es, aus jedem andern iſt es mir unverſtändlich. Es enthält einige der ſchönſten Stellen, die Goethe geſchrieben hat:

Goethe ſpricht überall von Walter Scott mit dem größten Enthuſiasmus der höchſten Bewunderung, als von dem größten Schriftſteller ſeiner Zeit. Er ſpricht von ihm, als ob er nicht ſeines Gleichen fände und als ob Niemand ihm gleich kommen könnte.

Ich erinnere mich, daß Goethe's Schwiegertochter mir einſt ſcherzend erzählte: »Wenn der Vater einen Roman von Walter Scott in die Hände bekam, ſo konnte man nicht eher ein Wort mit ihm ſprechen, als bis er den dritten Theil beendigt hatte. Er war ſchlimmer als ein Schulmädchen mit ihrem erſten Roman.«

Ich fühle ein ganz beſonderes Vergnügen, indem ich dieſes niederſchreibe, weil ich in vielen engliſchen Zeitungen und Zeitſchriften eine Stelle aus einer Reiſebeſchreibung geleſen habe, welche ausſagt, ich weiß nicht auf was für Autorität, daß Goethe Sir Walter Scott ſehr gering geſchätzt habe. Dieſes iſt ganz falſch; und doch habe ich dieſelbe Stelle kürzlich in einem amerikaniſchen Blatte abgedruckt geſehen, und ſie wurde von da aus in die Zeitungen von Ober- und Unter-Canada aufgenommen. So hat ſich über die ganze leſende Welt der Glaube verbreitet, daß ein großer Genius bei der Beurtheilung eines andern großen Genius entweder ſich ſehr geirrt hat, oder auf eine neidiſche Weiſe ungerecht war; ein Glaube, der eben ſo entehrend für den Genius der menſchlichen Natur iſt, als troſtreich für das gewöhnliche Geſchrei der unwiſſenden Mittelmäßigkeit; „denn die Dummheit weidet ſich am Martyrthum des Ruhms.« Ich hielt in meinen Händen und las mit meinen Augen einen langen Brief von Sir Walter Scott an Goethe, in welchem er einen Bericht über ſeine Familie und ſeine Beſchäftigungen giebt, wie ein

Freund dem Freunde. Er ſpricht in demſelben eine große Achtung aus und zugleich Dankbarkeit für Beweiſe von Güte und Beifall, welche er von Goethe erhalten hat.

»Eine Lüge,« ſagt ein chineſiſches Sprichwort,« hat keine Füße, und kann nicht ſtehen.« Aber ſie hat Flügel und kann weit fliegen. Ich wünſche nur, daß die Wahrheit im Stande ſein möge, ihr zu folgen, und dem Urtheil abzuhelfen, welches vielleicht nur durch einen unbeabſichtigten Irrthum geſchah, — doch darum nicht weniger ein Unheil und eine Ungerechtigkeit iſt.

Die folgende ſchöne und originelle Auslegung von Goethe's Erlkönig findet ſich nicht in Eckermanns Buch, das hat aber nichts zu ſagen, ich gebe es Ihnen in denſelben Worten, in welchen es mir mitgetheilt wurde.

»Goethe's Erlkönig iſt eine moraliſche Allegorie, und umhüllt einen tiefen Sinn, ich weiß zwar nicht gewiß, ob das Gedicht zu einer ſolchen beſtimmt iſt, oder ob Alles, was es andeutet, beabſichtigt war.«

Es giebt Weſen in der Welt, welche mit feineren Sinnen ſehen und fühlen, als diejenigen, welche anderen Sterblichen verliehen ſind. Sie ſehen den geiſtigen Schmerz, das imaginäre Weh, die Gefahren und Schreckniſſe, die ihrer inneren Seele drohen, und diejenigen, welche nicht mit denſelben Augen ſehen, ſprechen ihnen von Vernunft und Philoſophie vor. Das arme furcht-

ſame Kind ruft nach Hülfe, nach Erbarmen; und der Vater Verſtand, der Weltverſtand antwortet:

»Mein Sohn es iſt nur ein Nebelſtreif.«

Oder

»Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau.«

Und gebietet ihm ruhig zu ſein. Endlich findet man das Kind des Gefühls todt in den Armen des Verſtandes, und es ſtarb an Urſachen, die Niemand ahnete, an welche Niemand glaubte. Kommt das nicht ſehr häufig in der Welt vor?«

Was Goethe über die wahre Tendenz des Geiſtes und über den Irrthum, den ſo Viele begehen, indem ſie eine Tendenz für ein Talent halten, ſagt, verdient Aufmerkſamkeit. Denn in dieſen Irrthum verfallen wir ſehr oft, ſowohl in Bezug auf uns ſelbſt als auf Andere. »Man meint immer,« ſagt er lächelnd, »man müſſe alt werden um geſcheit zu ſein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, ſich ſo klug zu erhalten, als man geweſen iſt. In gewiſſen Dingen kann man in ſeinem zwanzigſten Jahre eben ſo gut Recht haben, als in ſeinem ſechszigſten.«

Ueber dieſen Punkt ſagt er noch viel, was ich von ganzem Herzen unterſchreibe.

Ueber die Religion fand ich folgenden ſchönen Vergleich, doch weiß ich nicht, ob derſelbe von Goethe oder von Eckermann iſt. — »Ein großer Kenner begreift ein

Gemälde, er weiß das verſchiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen anzuknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne iſt ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewiſſe einzelne Theile, er fragt nicht, ob ein Geſicht häßlich oder ſchön, ob eine Stelle hell oder dunkel, ſondern er fragt, ob Alles an ſeinem Orte ſtehe und geſetzlich und recht ſei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, ſo werden wir ſehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abſtoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen ſtehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieſer Helm und dieſe Feder ſo gut gemacht ſei.«

Als Goethe über achtzig Jahre alt war, kaufte er den erſten bequemen Stuhl. Seine Gleichgültigkeit, ja ſelbſt ſeine Verachtung für den gewöhnlichſten Comfort und Luxus dieſer Art war ſehr amüſant. Das Geräthe ſeines Studir- und Schlafzimmers (welches noch ganz ſo erhalten iſt, wie er es zurückließ) iſt ganz einfach und ſchlicht. Ein viereckiger Tiſch von gewöhnlichem Holz, ein hölzernes Tintenfaß und ein hoher Stuhl, deſſen bloßer Anblick mir Schmerzen im Rücken verurſachte, waren die einzigen Meubeln. Er pflegte zu ſagen, daß, da er von Jugend auf nicht an Luxus und ſchöne Ge-

räthe gewöhnt ſei, ſo zögen dieſelben ſeine Aufmerkſamkeit von der Arbeit ab. Sein Beſuchzimmer aber war elegant; ich erinnere mich zwei großer Rahmen, in welche er mehrere verſchiedene Handzeichnungen alter Meiſter zu acht oder zehn Stück in jedem zuſammenzureihen pflegte. Wenn dieſe einige Zeit im Zimmer gehangen hatten, vertauſchte er ſie gegen eine andere Auswahl. Dieſes war der Luxus, den er liebte. Die Zuſammenſtellung der Handzeichnungen, welche er zuletzt ausgewählt hatte, ſind noch in derſelben Stube zu ſehen.

Die Anekdote, welche Eckermann vom römiſchen Schuſter erzählt, welcher den antiken Kopf des Cäſars als Klotz, auf dem er ſein Leder ſchlug, benutzte, erinnerte mich, daß der Kopf des Ilioneus zu gleichem Gebrauche von einem Schuſter in Prag benutzt wurde.

Das Sonderbarſte in dem Buche iſt, was Goethe das Dämoniſche nennt. Ich habe, wie ich glaube, eine Art von Ahnung, was er damit meint: nämlich Alles, was eine Macht oder einen Zauber über die Seele ausübt, was in der Natur und im Geiſt unerklärlich iſt, was eine geiſtige Exiſtenz zu haben ſcheint, welche von allen verſtandenen und angenommenen Geſetzen abweicht, was als unwiderſtehlich anerkannt wird, und doch alle Vernunft umſonſt herausfordert, es zu erklären, eine Art von intellectueller Electricität oder Magnetismus, kurz Alles, über was man ſich nicht Rechenſchaft ablegen kann; das ſtellt er in die Rubrik des

Dämoniſchen; in der That eine ſehr poetiſche und bequeme Art, alles das los zu werden, was man nicht begreift. »Es iſt,« ſagt er, »als ob der Vorhang von dem Hintergrund der Exiſtenz hinweggezogen wäre.« Die Muſik in ſich ſelbſt und in ihren Wirkungen auf den Geiſt führt er als ein Beiſpiel des Dämoniſchen an, auch Dichtungen einer höhern Art; — auch in Charakteren findet er das Dämoniſche, z. B. in Shakſpeare, in Napoleon, in Byron, im vorigen Großherzog (ſein Freund Carl Auguſt) und in noch Anderen. Doch iſt es beinahe gefährlich, ſo das Spiel mit Goethe's tiefſten und ungeregeltſten Gedanken durchzuführen, und ich kann demſelben nicht mehr folgen.

Man findet hier und da Stellen in dem Buche, welche klar darthun, daß Goethe ſich nie berufen fühlte, bei den politiſchen und revolutionären Streitigkeiten ſeiner Zeit eine Partei zu ergreifen. Aber weil er ruhig mit thränenloſen Augen am Ufer des Friedens ſtand und den bewegten Strom an ſich vorbeirollen ſah, ſollen wir daraus ſchließen, daß er ſich um deſſen Lauf nicht bekümmert habe. Können wir glauben, daß dieſes große und begabte Weſen, deſſen weites Erkennen eine Welt umfaßte, weder Mitgefühl in den größten Intereſſen der Menſchheit, noch Hoffnungen für deren glänzendſte Beſtimmungen gehabt habe? Es wäre eine Entweihung, das zu glauben.

»Allthough his heart (so near allied to earth)
»Cannot but pity the perplexed state
»Of troublous and distressed mortality
»That thus make way unto the ugly berth
»Of their own sorrows, and do still beget
»Affliction upon imbecility:
»Yet seeing thus the course of things must run,
»He looks there on not strange, but as foredone« *).

Während dieſe Zeilen im Druck waren, bemerkte Thomas Carlyle, mit gleicher Wahrheit und Beredſamkeit, »von einem Geiſt, wie der Goethiſche, zu verlangen, daß er ſich in die politiſchen Bewegungen der Zeit miſche, wäre, als wenn man den Mond vom Firmament des Himmels herabrufen wollte, um als Fackel die Straße zu erleuchten.«

Groß ſind die Männer, welche ihre beſten Fähigkeiten der Sache der Freiheit gewidmet haben und ihr Blut vergoſſen für das Land, das ſie ihr Vaterland nannten, und für die Grundſätze, welche ſie ergriffen hatten; gewiß, ſie verdienten Dank und Ruhm. Doch

---

*) Ueberſetzung.
»Obgleich ſein Herz, der Erde nah verwandt,
Nur Mitleid hat für den verwirrten Zuſtand
Der Menſchheit, welche trauernd und betrübt
Durch jenen finſtern Kreis des eigenen Kummers
Hindurch ſich windet, immer neu erzeugt
Den Kummer und die Dummheit.
Er ſieht jedoch, daß das der Lauf der Dinge,
Und nicht befremdet blickt er drein, doch müde.«

größer noch und würdiger des Dankes und eines innern dauernden Ruhmes ſind die Wenigen, welche nicht für ein Zeitalter, nicht für ein Land lebten, ſondern für alle Jahrhunderte und für das ganze Menſchengeſchlecht; welche nicht lebten, um dieſe oder jene Theorie zu predigen, dieſe oder jene Partei oder Secte zu unterſtützen, dieſe oder jene Wahrheit zu behaupten, ſondern welche lebten, um das geiſtige Wohl des ganzen Menſchengeſchlechts emporzubringen und deſſen Fortſchritte zu befördern — um im Geiſte des Einzelnen das Licht anzuzünden, welches die wahre Freiheit iſt oder zu derſelben führt. Dieſes war das Beiſpiel, welches Chriſtus uns hinterlaſſen hat! — Solch ein Menſch war Shakſpeare, ſolch ein Mann war Goethe!

Den 18ten März.

Ich habe hier das Verzeichniß der Miſſethäter, welche bei den Frühjahr-Aſſiſen verhört wurden; ſo wie auch den Bericht des Bürgermeiſters an die Jury.

Das Verzeichniß für Toronto allein enthält vierundſechszig, nämlich:

Diebſtähle — ſiebenundzwanzig —

Annahme von geſtohlenen Gütern — fünf,

Unter falſchem Vorwande Güter an ſich nehmen — eins,

Einbrüche — ſieben,

Liederliche Häuſer halten — ſechs.

Der Bürgermeiſter klagt in ſeinem Berichte an die Juri über die vermehrte Anzahl der Verbrechen im Umkreiſe der Stadt und über die Zunahme an Armuth, Unglück und Krankheiten, welche die natürliche Folge des Verbrechens ſind, und vorzüglich klagt er über die Zunahme der Straßenbettelei und des Unfugs der Kinder und der Jugend, und er empfiehlt den Bau eines großen Arbeitshauſes.

Ehe wir die Vermehrung der Verbrecherzahl als eine Zunahme des Verbrechens beurtheilen können, müſſen wir erſt einen Blick auf die Zunahme der Bevölkerung werfen, welche ſehr bedeutend iſt. Die ganze Bevölkerung von Ober-Canada hat ſich in Zeit von neun Jahren verdoppelt, da der jährliche Zuwachs auf 18,712 Köpfe geſchätzt wurde *). Die von Toronto hat ſich in fünf Jahren verdoppelt. Die ganze Anzahl der überführten Verbrecher der Stadt Toronto allein von den Frühlings-Aſſiſen 1832 bis zu den Aſſiſen dieſes Jahres (1837) iſt vierhundert und vierundzwanzig Männer und fünf und zwanzig Frauen. Unter den erſten waren zehn des abſichtlichen Mordes und dreiundzwanzig des unbeabſichtigten Todtſchlages und anderer gewaltſamer Verbrechen überführt worden, und unter den Frauen

*) Im Jahre 1837 betrug die ganze Population von Ober-Canada 375,000.

waren zwei wegen Mord, die übrigen alle wurden wegen Diebſtahl und kleiner Vergehungen geſtraft.

Dieſes ſind ſehr unvollkommene Angaben und verhelfen uns zu keinem Reſultate. Auch gelingt es mir nicht, die Abſchrift des jährlichen Verzeichniſſes in den verſchiedenen Diſtricten zu erhalten, um dieſelben mit der jährlichen Vermehrung der Bevölkerung zu vergleichen; die Angeſtellten ſind alle ſo beſchäftigt und wiſſen nichts, was außer ihrem eigenen Fache liegt. Sie können gar nicht begreifen, wie ſchwierig es iſt, irgend etwas hier richtig und genau zu erfahren, ſelbſt von denen, welche gefällig ſind und die gütigſten Abſichten haben. Arbeit iſt aber hier das Princip der Exiſtenz, es ſcheint, als habe Niemand hier Zeit, ſich für irgend etwas zu intereſſiren, was nicht ſein eigenes Geſchäft iſt.

Den 28ſten März.

Ungefähr vor einer Woche haben wir ein neues Haus bezogen, und ich war ſeitdem zu ſehr beſchäftigt, um in meinen Studien weiter fortfahren zu können; die häuslichen Angelegenheiten nahmen mich ganz in Anſpruch. Unſer jetziges Haus war noch nicht bewohnt, es iſt auch noch nicht ganz vollendet, doch wird es ohne Zweifel ſehr hübſch und angenehm ſein, wenn das Wetter nicht mehr ſo kalt und troſtlos iſt. Wir ſind von einem ziemlich großen Garten umgeben, oder vielmehr

mit einem Raum, der einſt ein Garten ſein wird; jetzt iſt derſelbe eine öde Schneewüſte. Wir ſind ſo ganz von Schmutz und Eis blockirt, daß man nicht ohne große Schwierigkeiten, ja ſelbſt nicht ohne Gefahr zur Hausthür gelangen kann. Bretter, welche man von einem Schneehaufen zum andern legt, bilden den einzigen Zugang zum Hauſe. Die Lage muß aber im Sommer reizend ſein, obgleich ſie jetzt ſo öde iſt; denn wir umfaſſen auf einen Blick den Eingang in die Bai, die Königswerft, den Leuchtthurm, und über alles dieſes hinaus die ganze Fläche des Ontario-Sees bis zum Ufer des Niagara, welcher bei einem beſondern Zuſtand der Atmoſphäre ſichtbar wird, obgleich er beinahe dreißig Meilen entfernt iſt. Man ſagt, daß von dieſem Punkte aus und an hellen Sommermorgen man die Wolken des Sprühregens, welche von den Waſſerfällen aufſteigen, ſehen könnte. Noch deutet nichts die Annäherung des Frühlings an, und ich finde es ſchwieriger als je, mich warm zu halten. Weder in, noch außer mir gleicht irgend etwas der Heimath. Wie viel liegt nicht in dieſem kleinen Wort! Möge es Gott gefallen, mir Alles zu erhalten, was ich liebe! Aber Trennung — wie viel liegt nicht auch in dieſem Worte! Trennung iſt der Tod des Herzens und das Dunkel der Seele, ſie iſt die ewig erwachende und ewig ſterbende Hoffnung, die ewig verlangende und nie erreichende Sehnſucht; ſie iſt Furcht und Zweifel, Schmerz und Trauer — ein Zuſtand, in

welchem das Gegenwärtige vom Vergangenen verſchlungen und das Künftige noch vor ſeinem Erſcheinen zum Vergangenen wird.

Es ſind nun ſieben Wochen verfloſſen ſeit dem Datum des letzten Briefes aus meiner fernen Heimath. Der Erzbiſchof erzählte mir, um mich zu tröſten, daß zu der Zeit, als er in dieſes Land kam, um ſich hier niederzulaſſen, im ganzen Jahre nur eine einzige Poſt von England hier eintraf, und dieſe wurde aus Scherz die Expreſſe genannt. Jetzt haben wir aber beinahe jeden Tag eine Poſt, entweder über Halifax oder über New-York.

Den 29ſten März.

Für diejenigen, welche nur mit den Augen ſehen, iſt das Ferne immer undeutlich und klein, denn es wird immer weniger, je mehr es zurückweicht, bis es ganz verſchwunden iſt. Für die Imagination aber, deren Wahrnehmung von der der Sinne ganz verſchieden iſt, wird das Ferne groß und bedeutend, die Größe nimmt mit der Weite der Entfernung zu.

Ich unterhielt mich dieſen Morgen mit einem ſehr hübſchen Buche — »The Doctor.« — Wie reizend iſt es überall, wo] man es anfſchlägt, — voll Witz und Ge-

lehrſamkeit! wie reich an Gedanken, Gefühl und Humor! Es enthält aber Behauptungen, Meinungen und Vorausſetzungen, an welche ich nicht leicht glaube.

Southey's Geiſt muß ich bewundern. Er ſteht auf einer ſehr großen Höhe, ja, auf dem höchſten Punkte der Gelehrſamkeit. Er beherrſcht rings umher einen weiten unbegränzten Ueberblick über Alles, was der menſchliche Geiſt und die menſchlichen Fähigkeiten bis jetzt vollbracht haben und noch vollbringen werden. Doch durch die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeines Geiſtes ſieht er eigenſinnig nur den eigenen Weg entlang, nämlich nur rückwärts auf das, was geſchehen iſt, und wenn er ja einmal in die Zukunft ſieht, ſo blickt er nur auf Seitenwegen hinein.

Wenn ich mir eine Gabe von Gott erbitten könnte, wie Salomo, ſo würde ich mir deſſen Irrthümer zu Nutzen machen. Ich würde nicht um ein weiſes, verſtändiges Herz bitten, denn was half dem Salomo ſeine Weisheit und ſein Verſtand? Sie brachten ihn zu dem Schluß, daß unter der Sonne Alles Eitelkeit ſei und Täuſchung für den Geiſt, und daß die Vermehrung der Kenntniſſe auch eine Vermehrung des Schmerzes mit ſich führe, und ſo endigte er in Epicurismus, Verzweiflung und Götzendienſt. O, welch ein lahmer, ſchwacher Schluß! Nein, ich würde, wenn ich dürfte, um ein einfältiges Herz bitten, das weder ſich ſelbſt, noch Andere täuſchen könnte, das die Wahrheit

ſucht um der Wahrheit willen, und wenn es die Wahrheit gefunden hat, auch Güte und Glück finden kann, welches nothwendiger Weiſe der Wahrheit folgen muß, um die harmoniſche Beſaitung der Seele zu vervollſtändigen.

Wir ſind ſo an die künſtliche Atmoſphäre um uns herum gewöhnt, daß wir zuweilen die Kraft verlieren, das Falſche vom Wahren zu erkennen, bis wir den angebornen Inſtinct aufrufen, um da zu unterſcheiden, wo unſere verdorbene Vernunſt es nicht vermag. Man ſagt: »die Königin von Sheba habe dem Salomo zwei Blumenkränze überreicht und ihn gebeten, zu ſagen, welches der natürliche ſei und welches der künſtliche. Die Weisheit dieſes Weiſeſten der Menſchen konnte ihn nicht erfähigen, dieſes nur mit dem Auge zu entſcheiden, ſo ſchön hatte die Kunſt die Natur nachgeahmt, bis er eine Biene in der Nähe ſah und dieſelbe zur Hülfe rief. Das kleine Thier löſ'te alle Zweifel, indem es in die wirklichen Blumen hineinkroch und die falſchen vermied.

Wir haben einen eben ſo richtigen Inſtinct, wie die Bienen, um das Böſe von uns zu weiſen und das Gute zu wählen, wenn wir denſelben nur nicht durch Unſinn erſticken wollten

Wie wahr iſt, was Southey ſagt! d. h. (ich meine, der Doctor) »Die meiſten unangenehmen Verhältniſſe, in denen wir uns befinden, bereiten wir uns ſelbſt, und dann erziehen wir uns noch für dieſe Verhältniſſe durch einen »»Degradations-Prozeß,«« deſſen Wirkung die Meiſten nur in der untern Klaſſe wahrnehmen, ohne ſich bewußt zu ſein, daß ſie ſelbſt in gleichem Grade demſelben unterworfen ſind, obgleich er bei ihnen auf eine andere Art entwickelt wird.«

Alle diejenigen Uebel, welche mit unſerm ſterblichen Zuſtande verknüpft ſind, als der unvermeidliche Tod — die Trennung von denen, die wir lieben — das Alter mit ſeinen Entbehrungen — deſſen Schwäche, Hülfloſigkeit — alle Leiden, welche im Laufe der Natur begründet ſind, ſollten ſchon an und für ſich genügen, um die Seele rein und den nachdenkenden Geiſt demüthig vor Gott zu erhalten. Was ich aber immer mißbilligen werde, iſt, wenn die Menſchen Reſignation in die ſelbſtgeſchaffenen und ſocialen Uebel predigen und ſo ihre eigene Natur durch einen »Degradations-Prozeß« denjenigen Umſtänden anpaſſen, oder es verſuchen, ſich ihnen anzupaſſen, welchen ſie widerſtehen ſollten, denen ſie auch im Innern widerſtehen und ſo einen beſtändigen, ermüdenden und ohnmächtigen Kampf zwiſchen dem innern und äußern Leben aufrecht erhalten. Wie oft leſe ich das in den Zügen derer, denen ich in der Geſellſchaft begegne. Sie wiſſen ſelbſt nicht, woher die-

ſes ewige Uebelbehagen, dieſer ſchneidende Mißklang in ihrem Innern kommt. Es iſt aber das vergebene Ringen der Seele, welche Gott nach ſeinem eigenen Bilde geſchaffen hat, ihre hohe unſterbliche Natur einer Geſellſchaft anzupaſſen, welche die Menſchen nach ihren eigenen Vorſchriften gebildet haben. Es iſt ein vergebenes Ringen, welches nur dem Scheine nach gelingt, nie in der Wirklichkeit; ſo gehen wir durch die Welt als Masken unſers eigenen Selbſtes, und bedauern uns gegenſeitig. Wenn wir einmal der Wahrheit begegnen, ſo ſind wir eben ſo erſtaunt, als ich es einſt im Carneval war, als unter der Menge phantaſtiſcher, lebloſer und gemalter Geſichter ich Einigen begegnete, welche die Masken abgenommen und auf den Hut geſteckt hatten und mich mit wirklich menſchlichem Lächeln anblickten.

Der Gebrauch iſt nur ein Angeſicht oder vielmehr nur eine Maske, ſo wie die Meinung nur eine Stimme iſt, oder noch weniger — das Echo einer Stimme.

Die Aurora borealis tritt beinahe alle Nächte ein, heute war ſie aber prächtiger als je. Aus dem Norden hervorſtrahlend, ſich nach Oſten und Weſten hin verbreitend in Geſtalt eines Fächers, die untere Spitze hell und weiß, dann gelb, Ambra, Orange und ſo bis zu

den äußeren Enden nach und nach in ein glühendes Roth ausgehend, welches jedoch zart iſt wie das Innere einer unaufgeblühten Roſe. Sie veränderte Farbe und Form in jedem Augenblicke aufflackernd und ſich bewegend wie eine Fahne im Abendwinde, und durch ihren Schleier, der ſo durchſichtig wie das Licht ſelbſt iſt, blickten die Sterne in ihrem ruhigen Glanze. Und indem ich dieſe anſchaute, gedachte ich eines Charakters, den wir Beide kennen und in welchem die geiſtigen Gaben ſo hell und glänzend wie jene ſchönen Sterne durch einen Schleier von Leidenſchaften hindurch ſcheinen. Es iſt anbetungswürdig ſchön! Ich ſtand an meinem Fenſter, die Veränderungen beobachtend, bis es nicht mehr Nacht war, ſondern Morgen.

Den 1ſten April.

So wäre denn wieder ein Monat vorüber; der Schnee beginnt zu ſchwinden, und mit demſelben die Schaaren von Schneevögeln, und das Eis bricht am Eingang der Bai, und ein oder zwei beladene Schiffe haben ſich ſchon bis zur Königswerft gewagt. Der Wind weht hart und trocken über den ſchmelzenden Schnee, und früher oder ſpäter wird der Frühling kommen, und meine Gefangenſchaft in dieſem langen Winter wird zu Ende gehen. Ja! ich bin in den letzten Jahren verzogen worden; ich habe nur von den höch-

ſten Fähigkeiten meines Seins gelebt und für dieſelben. Ich habe von Bewunderung, Hoffnung und Liebe gelebt, »bis ich Abneigung und Verachtung nur dem Namen nach kannte.« Jetzt iſt es anders — und wie ſchwer kann ich das ertragen!

Dieſes iſt die ſchlechteſte Jahreszeit in Canada. Die Wege thauen auf und ſind beinahe nicht zu paſſiren. Das Land iſt überſchwemmt, und in niederen Gegenden herrſcht viel Krankheit und vorzüglich das kalte Fieber. Wir haben noch immer ſechszehn Quadratmeilen Eis in der Bai.

Der Markt in Toronto iſt jetzt nicht gut verſehen, und iſt auch von uns ziemlich weit entfernt. Die höhere Klaſſe der Bewohner beziehen ihre Vorräthe von den eigenen Gütern und Pächtern, oder von Perſonen, die ſie kennen. Mit einiger Vorſorge, Ordnung und Einrichtung kommen wir ſehr gut durch; doch hatten wir im Anfange viel Unannehmlichkeiten zu ertragen. Noch immer werden große Proviſionen von eingeſalzenem Fleiſch in das Land hereingebracht für die Erhaltung der Soldaten und der abgelegenen Anſiedler, und zu gewiſſen Zeiten, jetzt zum Beiſpiel, iſt es ſchwer, irgend etwas anderes aufzutreiben.

Unſer Tiſch iſt jedoch gut verſehen. Das Rindfleiſch iſt gut, aber etwas mager; Hammelfleiſch iſt ſchlecht, ſelten und theurer, als Rindfleiſch. Schweine ſind vortrefflich und zart, da dieſelben meiſtentheils mit indi-

ſchem Korne gemäſtet werden. Fiſche giebt es von verſchiedener Art und ſehr gut, ſelbſt während des ganzen Winters werden ſie in Eislöchern gefangen und von den Indianern hereingebracht, Wildpret und wildes Geflügel kann man immer haben. Die Wachteln, die man in ungeheurer Menge in der Nähe von Toronto fängt, bieten eine leckere Speiſe. Ich lebte von dieſen, wenn ich nichts anderes genießen konnte. Was man hier Rebhühner nennt, iſt eine kleine Art von Faſanen, und auch ſehr gut; jetzt verſpricht man uns Schnepfen und Bekaſſinen in Menge. Die wilde Gans iſt auch eine gute Speiſe, wenn ſie wohl zubereitet iſt, und das alte Sprüchwort, »daß der Himmel Speiſe ſchickt«, trifft hier ein. Diejenigen, welche Meiereien in der Nähe der Stadt haben, oder einen eigenen Landſitz, ziehen ſelbſt Geflügel und Gemüſe für ihren Tiſch. Bis jetzt habe ich aber noch keine anderen Gemüſe geſehen, als Kartoffeln, denn ſelbſt in der beſſern Jahreszeit ſind ſie nicht leicht auf dem Markte zu haben. Mit jedem Jahre wird jedoch in dem Maaße, als Toronto an Bevölkerung zunimmt, dieſen kleinen Uebelſtänden abgeholfen werden.

Der Mangel an guten Dienſtboten iſt ein viel größerer Uebelſtand. Ich könnte Sie mit einem Berichte beluſtigen über alle die kleinen Unannehmlichkeiten, welche wir aus dieſem Grunde ertragen müſſen, und was für ſonderbare Perſonen ſich anbieten und welcher Lohn gefordert wird. Beinahe alle Dienſtboten ſind von

den niederen Klaſſen irländiſcher Emigranten, im Allgemeinen zwar ehrlich, gutmüthig und willig, aber da ſie nie irgend etwas anderes als Schmutz, Armuth und das gedankenloſe Elend ihrer Heimath geſehen haben, ſo ſind ſie nicht ſehr zu empfehlen, um ihnen die Reinlichkeit und die Behaglichkeit eines Haushaltes anzuvertrauen. Demungeachtet verwundern wir uns und klagen wir über ihre Mängel, als ob ſie etwas dafür könnten. Wir geben unſern männlichen Bedienten acht Dollars monatlich, der Köchin ſechs Dollars, dem Hausmädchen vier; doch dieſer Lohn iſt ſehr gering, und guten Dienſtboten giebt man viel mehr; dieſe können hier beinahe jeden Lohn verlangen, da alle Arbeit ſo hoch im Preiſe ſteht.

Ein Fuhrwerk von irgend einer Art gehört hier zu den Merkwürdigkeiten des Lebens, doch ein leichter engliſcher Wagen würde in dieſer Gegend ganz unnütz ſein.

Es giebt jetzt jedoch einen ſehr guten Wagner hier, welcher einige ſehr hübſche Fuhrwerke geliefert hat — ſowohl Schlitten als Barutſchen — in der Bauart, die für die Landſtraßen der Gegend berechnet iſt.

Es giebt auch ſehr gute Kaufläden in der Stadt und einer namentlich, die Apotheke, wäre würdig in Regentſtreet zu ſtehen. Die Einfuhren von Porzellan, Glas, Eiſenwaare und Kleidungsſtücke kommen im Frühling und Herbſt an, und das iſt auch die Zeit, wo man ſeine Einkäufe macht. Alle dieſe Artikel ſind theurer als in England, und in Allem, was Geſchmack und Mode-

ſache iſt, hat man wenig Auswahl. Noch vor zwei Jahren kauften wir unſere Bücher in demſeben Laden, wo wir Schuhe, Gartengeräthe, Zucker und eingeſalzenes Schweinefleiſch kauften. Jetzt haben wir zwei gute Buchläden und in einem derſelben eine Bibliothek von zwei bis dreihundert Bänden gewöhnlicher Romane. So wie man nach etwas Beſſerem fragen ſollte, ſo wird auch Beſſeres angeſchafft werden; doch wie geſagt, wir müſſen Zeit haben. Der Erzbiſchoff und der erſte Richter haben ſehr hübſche Bibliotheken, doch vergehen gewöhnlich zwei Jahre, ehe ein neues Buch von Wichtigkeit hieher kommt. Der amerikaniſche Nachdruck unſerer engliſchen Zeitſchriften und Journale und die Albion-Zeitung ſcheint unſeren literariſchen Bedürfniſſen reichlich zu genügen.

Was die Zeitungen betrifft, ſo iſt mein Tiſch mit denſelben angefüllt. Bei dem Mangel oder der Seltenheit der Bücher ſind ſie das Hauptmittel, Kenntniſſe und Mittheilung in Canada zu verbreiten. Es giebt hier kein Stempelgeſetz, keine Abgaben auf das Papier, und ich habe oft gedacht, daß die große Anzahl von Lokal-Zeitungen, welche nicht weiter als in ihrer kleinen Stadt und in deren Bezirke zirkuliren, oft Unheil ſtiften müßten, wegen des gemeinen beſchränkten Tones, der in vielen herrſcht. Im Ganzen ſtiften ſie aber doch mehr Gutes. Paragraphen, welche aus engliſchen oder amerikaniſchen Blättern abgedruckt ſind, über Gegenſtände des allgemeinen Intereſſes, Auszüge aus Büchern und

Zeitſchriften werden von einer Zeitung in die andere abgeſchrieben, bis ſie durch das ganze Land gedrungen ſind. Freilich könnten auf dieſelbe Weiſe viele niedrige, gemeine aufrühreriſche Partheiſtimmungen in Umlauf gebracht werden; doch möchte ich im Ganzen nicht die Anzahl der zirkulirenden Zeitungen verringert wiſſen. In Ober-Canada werden deren ungefähr vierzig publicirt, von dieſen ſind drei religiöſen Inhalts; — »der chriſtliche Wächter«, »der Wesleyiſche Advocat« und »die Kirche«. Eine deutſche Zeitung kommt in Berlin heraus, im Gore-Diſtrict für die deutſchen Anſiedler. »Der Correſpondent und Advocat« iſt das haupt-radicale Blatt; der »Patriot von Toronto«, das hauptconſervative Blatt. Die Zeitungen von Unter-Canada und den vereinigten Staaten zirkuliren auch in großer Menge, und da ſie Poſtgeld zahlen müſſen, ſo verurſachen ſie eine große Vermehrung der Einnahme des Poſtamtes. In einigen dieſer Provinzialblätter habe ich Artikel geleſen, welche mit bedeutendem Talent geſchrieben waren; unter andern eine Folgenreihe von Briefen mit Evans unterzeichnet, über die paſſende Erziehung für diejenigen, die ſich dem Ackerbau widmen. Dieſe Briefe waren an die Canadier gerichtet, und mit viel geſunder Vernunft und Wohlwollen geſchrieben. Sie ſind von einer Zeitung in die andere abgedruckt worden und haben weit zirkulirt; — gewiß werden ſie Gutes ſtiften. Im letzten Jahre war

die Anzahl der Zeitungen, welche durch das Poſtamt gingen und Poſtgeld zahlten:

an Provinzial-Zeitungen 178,065.

Zeitungen aus den vereinigten Staaten und aus fremden Ländern 149,502.

Rechnet man da noch die 100,000 Zeitungen ſowohl geſtempelt, als poſtfrei hinzu, ſo erhalten wir 427,567 Zeitungen, welche jährlich unter eine Bevölkerung von 370,000 Menſchen zirkuliren, von denen vielleicht nur Einer unter Funfzigen leſen kann. Die ganze Einnahme des Poſtamtes iſt 21,000 Pfd. Strl. jährlich. Sehr betrübend iſt es, die lange Liſte der unabgeholten Briefe zu ſehen, welche auf dem Poſtamte liegen, ſo wie in den canadiſchen und amerikaniſchen Journalen die Anzeigen von Gatten, Verwandten und Freunden zu leſen, welche verloren oder vom Wege abgekommen ſind.

Es iſt hier ein Saal in der City von Toronto für Handelsneuigkeiten, und dieſes iſt auch der einzige Verſammlungsplatz, wo man ſich amuſirt, außer den gemeinen Trinkhäuſern und Schenken. Man hat einen Verſuch gemacht, ein Inſtitut für Mechaniker zu gründen und einen literariſchen Club; bis jetzt erregen dieſelben aber wenig Intereſſe und werden ſchlecht unterſtützt.

Wenn das Intereſſe für Literatur und Wiſſenſchaft ſchon gering iſt, ſo iſt das für Muſik noch geringer.

Dank ſei es den Bemühungen eines ſehr geſchickten Muſikers hier, daß einige Stimmen ſo weit abgerichtet ſind, daß die Pſalmen und Geſänge in der Kirche ziemlich gut durchgeführt werden; doch dieſer Mann erhält hier ſo wenig Aufmunterung, daß er jetzt Vorbereitungen macht, um in die vereinigten Staaten zu ziehen. Der Erzbiſchoff ſammelt Subſcriptionen, um eine Orgel zu bezahlen, welche tauſend Pfd. Strl. koſtet. Wenn das Geld zur Errichtung einer Singſchule verwendet würde, ſo würde dadurch mehr Gutes geſtiftet. —

Das Innere der Episcopal-Kirche hier iſt ſehr elegant, mit Ausnahme eines ungeheuren Fenſters von gemaltem Glas, welches 500 Pfd. Strl koſtet, und von ſchlechtem überladenen Geſchmack iſt.

Außer der Episcopal-Kirche haben die Presbyterianer, die Methediſten, die Römiſch-Katholiſchen, und die Wiedertäufer jedes einen Ort für ihren Gottesdienſt. Es giebt noch eine amerikaniſche Kirche für die Neger.

Das Hospital, ein großes Gebäude von Backſtein, iſt zu klein für die zunehmende Größe der Stadt. Die öffentliche Schule, welche das Collegium von Ober-Canada genannt iſt, bildet eine Zuſammenſtellung von häßlichen Backſteingebäuden, und obgleich das dortige Syſtem der Erziehung beſchränkt iſt, ſo iſt es doch ein Anfang, und wird gewiß Gutes hervorbringen.

Der Arzt, den ich Ihnen genannt habe, hegt den Plan, ein Haus zu gründen zur Aufnahme von armen

eingewanderten Frauen; ein Haus, wo ſie, ohne von Mildthätigkeit zu leben, Wohnung und Unterkommen finden für ſo geringe Koſten als möglich, und auf eine anſtändige Weiſe ſo untergebracht ſind, bis ſie eine Beſchäftigung gefunden haben. Sie können ſich denken, welches tiefe Intereſſe ich an dieſem Plan nehme.

Hier haben Sie das Reſultat eines Spazierganges, den ich dieſen Morgen mit einem ſehr unterrichteten Begleiter machte.

Ich fürchte, dieſe unbedeutenden Anmerkungen werden Sie nicht ſehr intereſſiren. Für mich ſind keine Facta bloß als Facta intereſſant, es ſei denn, daß ſie zu irgend einer Wahrheit führen. Ich muß ſie erſt zuſammenſtellen, und in dieſer Zuſammenſtellung ein Reſultat erhalten, ſonſt erwecken die Facta weder meine Neugierde, noch meine Aufmerkſamkeit.

Den 15ten April.

Das Eis in der Bai von Toronto iſt während der vier Wintermonate vier bis fünf Fuß dick geweſen. Seit einigen Tagen hat es nach allen Richtungen hin gekracht mit wunderbaren Tönen, und in der vorigen Nacht während eines heftigen Oſtwindes iſt es zerbrochen, abgelöſ't und auf einmal aus der Bai getrieben worden. »Es bewegt ſich alles auf einmal, wenn es ſich bewegt.« Als ich das letzte Mal über die Bai fuhr,

ſchien mir das Eis unter mir ſo feſt und dauerhaft, wie der Grund der Erde, und in Zeit von zwölf Stunden war es verſchwunden.

Heute lief das letzte Dampfboot in dieſem Jahre in unſerer Bai ein. Man rief mich an das Fenſter, um es zu ſehen, wie es mit Flaggen und Dampfwolken einher flog und unter dem Freudenjubel des Volkes in die Bai majeſtätiſch eintrat. Ich nahm Theil an der allgemeinen Freude, denn ich begreife ganz und gar die Bewegung und das Treiben, welches die Eröffnung der Schiffarth in die erſtarrte Stadt bringen muß.

Wenn man in den früheren Zeiten fremde Länder bereiſ'te, ſo pflegte man mit der ehrlichen Abſicht zu reiſen, wirklich etwas Neues zu erfahren und zu ſehen. Wenn jetzt ein Reiſender in ein neues Land kommt, ſo geſchieht das immer mit einer Menge vorgefaßter Meinungen über daſſelbe, denen er Alles anpaßt, was er ſieht, und auf welche er Alles bezieht, was er hört, und dieſes iſt, wie ich vermuthe, die Urſache, warum die alten Reiſebeſchreibungen immer die ſicherſten Führer ſind, während die neueren ſich vielleicht recht gut leſen laſſen,

doch die unzuverläſſigſten Führer abgeben, die man haben kann.

Ich fühle immer die Neigung, dem Urtheile derjenigen zu mißtrauen, welche ich mit einem Gegenſtande, mit einer Idee und einem Zwecke beſchäftigt ſehe, und welche Alles dann auf dieſen Gegenſtand beziehen, bis derſelbe zu einem unangenehmen und unbequemen Umfange anwächſt, und ſie verhindert, das wahre relative Verhältniß und den Werth anderer Dinge anzuerkennen. Doch daher kommt es, daß die einfachen Wahrheiten ausgebreitet und vervollkommnet werden. Doch möchte ich wieder bezweifeln, ob es einzelne und getrennte Wahrheiten giebt, und ob es möglich iſt, auf engen Pfaden zu der Wahrheit zu gelangen. — Oder iſt die Wahrheit wie der Himmel »ein Palaſt mit vielen Thüren«, welchen wir auf verſchiedenen Wegen erreichen, und Jeder hält den ſeinigen für den richtigen. Und nicht eher, als bis wir im Heiligthume ſelbſt angelangt ſind, bemerken wir, daß wir uns im Mittelpunkte befinden, in welchem tauſend verſchiedene Wege zuſammenlaufen, die von jedem Punkte des Umkreiſes ausgehen, von jeder Region des Gedankens.

Im Pitti-Palaſt zu Florenz ſteht eine Bildſäule allein in ihrer nackten Schönheit, in der Mitte eines großen Saales mit vielen Wänden, welche mit Spiegel

ausgelegt ſind, in denen die Statue ſich von allen Seiten abſpiegelt und in jedem Glaſe verſchieden erſcheint, doch immer wahr, ſo lange der Spiegel hell und klar iſt — und ſo iſt es mit der Wahrheit. Wir Alle ſehen darnach, doch jede Seele faßt ſie in einem andern Winkel der Umſtände auf, — und ſo lange wir nicht von allen irdiſchen Banden befreit ſind; ſo daß wir in demſelben Augenblicke die ganze Statue ſehen können, in ihrer reinen, unveränderlichen Einheit, und alle die vielen immerwechſelnden Abſpiegelungen um ſie herum, wie können wir es da wagen, zu unterſcheiden, welches das falſche und welches das wahre Bild iſt.

Nach Analogien zu ſchließen iſt oft gefährlich; doch durch eine fantaſtiſche Analogie etwas deutlich zu machen, iſt zuweilen ein Mittel, wodurch wir einen Gedanken in das Verſtändniß unſerer Nebenmenſchen hineinleuchten können.

Den 24ſten April.

Als der König von Preußen Othello hatte aufführen ſehen, verbot er, daß die Desdemona künftighin ermordet würde, und dem zu Folge wurde die Cataſtrophe geändert »auf Befehl Sr. Majeſtät.« Dieſer vortreffliche Monarch, deſſen Ideen über Kunſt mitunter ſonderbar ſind, beſtand darauf, daß in der Oper Undine Huldibrand nicht ſterben ſollte, wie es in der Geſchichte

der Fall iſt, ſondern ein Waſſergeiſt werden müſſe, damit Alles glücklich ende. Doch will ich Ihnen rathen, nicht darüber zu lachen, ſo lange wir erlauben, daß man dem Shakſpeare neue Cataſtrophen anſchließet.

Es war derſelbe Hoffmann, welcher wegen ſeiner Teufelsgeſchichten ſo berühmt war, und in Deutſchland eben ſo berühmt als Muſiker, der die Oper Undine componirte. Man hat mich verſichert, daß die Muſik ſehr ſchön geweſen ſei, und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Nach den erſten Vorſtellungen brannte das Opernhaus ab, und mit dieſem die Partitur der Undine. Hoffmann hatte zufällig noch eine Partitur in ſeinem Pulte; doch im Uebermaaße ſeines Zorns und ſeiner Verzweiflung warf er dieſelbe auch ins Feuer, und ſo exiſtirt keine Note von dieſer ſchönen Muſik mehr.

Vor einigen Tagen las ich Hoffmanns Analyſe des Don Juan. Es iſt gewiß eine der wildeſten, und dennoch eine der ſchönſten Kritiken, die man je geleſen, die Kritik eines begeiſterten Dichters und Muſikers! Mir iſt es immer, als wären in dieſer Oper die Worte und die Muſik wie Körper und Seele zuſammen, und gewiß müſſen wir auch den Charakter und die Bedeutung des Ganzen durch die Muſik beurtheilen, nicht durch die Worte. Hoffmann betrachtet den Don Juan als eine Art von Fauſt, und behauptet, Donna Anna habe ihn geliebt; die Muſik, die ihr in den Mund gelegt iſt, drückt auch gewiß eine Tiefe der Leidenſchaft aus, und

eine Tiefe der Verzweiflung, die größer iſt, als die Worte es andeuten und auch verſchiedener Art. Der Text ſpricht, wie der Anſtand es einer Frau gebietet, und die Muſik athmet die Stimme der Natur und enthüllt den Kampf der Seelenſtürme.

Als ich dieſen Winter in New=York war, lernte ich einen ſchönen, alten Italiener kennen, mit lang herabwallendem weißem Haar, und mit einer ſehr ehrfurchtgebietenden und markirten Phyſiognomie; es war Lorenzo da Porta, derjenige, der zuerſt Mozart dem Kaiſer Joſeph vorſtellte, und der für ihn den Text zum Don Juan, Figaro und Cosi fan tutti ſchrieb, wir haben keine ſolche Libretti jetzt.

Der deutſche Text zur Zauberflöte war von Schichenada, ein Buffo=Schauſpieler und Sänger, welcher bei Joſeph II. im Dienſte ſtand; er war ſelbſt das Original zum Papageno. Einige glauben, daß er die Abſicht gehabt habe, in dieſer Oper die Myſterien der Freimaurerei zu dramatiſiren, und Andere bemühen ſich, einen allegoriſchen Sinn darin aufzufinden, möchte ich glauben, daß der Text gar keinen Sinn hat, während wir der ſchönen Muſik tauſend Deutungen geben können, tauſend Elfenträume der Poeſie. Schichenada ſtand ſehr in Joſephs Gunſt und war ihm ſehr ergeben; nach dem Tode des Kaiſers wurde er wahnſinnig und brachte den übrigen Theil ſeines Lebens in einem Armſtuhl zu, mit einem großen Betttuch, das über ihn gedeckt war und

weigerte ſich, mit ſeiner Familie zu ſprechen. Wenn irgend Jemand ihn beſuchte, pflegte er das Betttuch von ſeinem Haupte wegzuziehen und mit ſtierem Blick zu fragen: »Haſt Du Joſeph gekannt?« Und wenn die Antwort *Ja* war, ſo ließ er ſich vielleicht herab, einige Worte mit dem Beſuchenden zu ſprechen, doch immer über denſelben Gegenſtand, über ſeinen Kaiſer und Gönner; war aber die Antwort *Nein*, ſo zog er ſein Betttuch wie ein Leichentuch um ſich herum, verbarg ſein Antlitz und verſank wieder in den Armſtuhl in hartnäckiges Schweigen. So ſtarb er.

Den 29ſten April.

Heute war die ganze Woche hindurch das Wetter ſehr kalt, die Luft war mit einem Nebel erfüllt, der dem Rauch gleich kam, der Wind wehte plötzlich ſo heiß wie aus der Oeffnung eines Schmelzofens, und während einiger Stunden litt ich ſehr an Beklemmungen und konnte kaum athmen. Es war ſchlimmer als der Sirocco in Italien. Ich konnte die Urſache dieſes Phänomens nicht erfahren, der Wind wehte vom See her.

Den 1ſten Mai.

Sehr kaltes Wetter, ein ſtrenger Froſt, ein ſcharfer tobender Wind und ein ſehr bewegter See. Ich war

zu krank, um irgend etwas Anderes zu thun als zu leſen. Mich unterhielten Rückerts Gedichte, ſie hinterließen meiner Imagination den Eindruck, den der Duft eines Treibhausbouquets oder das Funkeln von Juwelen meinen Sinnen hinterlaſſen würde. Er kann als Liebes- und lyriſcher Dichter mit Moore verglichen werden — man findet in ihm dieſelbe blumenreiche Ausſchmückung von Witz und Phantaſie, daſſelbe Glück in der Wahl des Ausdrucks, dieſelbe edelſteinartige Politur, den Glanz und die epigrammartigen Wendungen in ſeinen ſchönen, kleinen, lyriſchen Gedichten. Ich glaube, es könnte keinen größern Contraſt geben, als der zwiſchen ihm und Heine iſt. Dieſer Contraſt iſt größer als der zwiſchen Moore und Burns, jedoch dieſelbe Art von Verſchiedenheit.

Lenau iſt auch ſehr ausgezeichnet und wie reizend ſchreibt er; doch ſo groß auch ſein Ruhm in Deutſchland iſt, ſo glaube ich doch nicht, daß derſelbe bis jetzt England erreicht hat. Er iſt der größte Poet von Schäfergedichten in Deutſchland, ich meine nicht Schäfergedichte im altmodiſchen Sinne des Worts, denn er führt nicht den Schäferſtab und pfeift kein Lied an »Amarillis in den Schatten,« auch geht er nicht mit Faunen und Dryaden um oder andern ſolchen Geſchöpfen. Er iſt der Hoheprieſter der Natur, ihr Druide und der Ausleger ihrer ſchönſten Orakelſprüche. Es iſt nicht der Dichter, der die Natur beſchreibt oder erklärt — nein, es iſt die Natur, die mit

ihrer tiefen, geheimnißvollen Stimme, die Leidenſchaften und Schmerzen der Menſchheit ſchildert. Sein Styl iſt ſchwer zu verſtehen, doch ausdrucksvoll und ſchön. Mit einem jener zuſammengeſetzten Worte, wozu die deutſche Sprache ſich wie die griechiſche fügt, kann Lenau plötzlich ein ganzes Bild vor unſerer Seele aufſtellen, wie eine ganze Landſchaft dem Blick durch einen einzigen Blitzſtrahl enthüllt wird. Einige ſeiner Gedichte, in welchen er den gewöhnlichſten Stoff unſerer täglichen Exiſtenz abhandelt und dieſen nur als ein Vehikel benutzt, um die höchſten und tiefſten Gedanken und Gefühle auszuſprechen, gleichen in der Art und Weiſe denen von Wordsworth. Eines der ſchönſten von dieſen iſt der Poſtillon.« Lenau hat kürzlich ein dramatiſches Gedicht »Fauſt« geſchrieben, deſſen Plan und Abſicht ich nicht wohl verſtehen kann, noch ſchwerer als den Goethiſchen Fauſt. Für's Erſte habe ich es in Verzweiflung bei Seite gelegt.

Das Genie von Franz Grillparzer ſchien mir mehr lyriſch zu ſein als dramatiſch. In ſeinen ſchönen Tragödien ſind Charaktere und Gefühle immer kunſtvoller entwickelt, als Situationen und Handlungen.

Die Charaktere der Sappho und der Medea in ſeinem ſchönſten Drama ſind großartige Schöpfungen. Man findet, wie ich glaube, kein Drama in der jetzigen Zeit, das mit ſoviel Kraft aufgefaßt und zugleich in je-

dem Theile ſo gleich durchgeführt wäre, und mit ſo glücklicher poetiſchen Farbenpracht herausgehoben. Lord Byrons »Sardanapalus« würde vielleicht einen richtigern Begriff geben von der Art, wie Grillparzer einen dramatiſchen Gegenſtand behandelt, als irgend eine andere Erſcheinung in der engliſchen Literatur, mit welcher ich es vergleichen könnte.

Sappho iſt der Typus einer Frau von Geiſt. Sie tritt auf, gekrönt mit dem olympiſchen Lorbeer, vom Ruf der glückwünſchenden Menge umtönt, und ſchaudert, daß dieſe ihr Weihrauch bringt und nicht Glück — Beifall, nicht Mitgefühl, Ruhm und nicht Liebe. Sie möchte gern ihre Jugend wieder beginnen, die goldenen Träume ihres Kinderlebens, ehe ſie die Tiefe des Kummers und der Leidenſchaft ergründete, ehe Erfahrung den Schatten über ihr Herz gelegt hat, in der Liebe des jugendlichen, unerfahrenen, heiteren Phaon. Und es iſt ſehr gut ausgedacht, daß, während wir die tiefſte Bewunderung, das größte Mitleid für die betrogene Sappho fühlen, die wie eine Pythia wüthet, wir nicht umhin können, für den Knaben Phaon zu empfinden, der die Liebe ſeiner ſchönen, ſtolzen Sappho aufgiebt — eine Liebe, die als eine Gnade verliehen wurde — um der ſchönen, lieblichen Sclavin Melitta willen. Seine erſte Liebe iſt die Frau, der er huldigt und die zweite, die Frau, die er ſchätzt; nichts kann natürlicher ſein, es iſt der gewöhnliche Lauf der Dinge.

Gelehrte und Nichtgelehrte ſtimmen in der Bewunderung für Grillparzers Versbildung in Sappho's berühmter Ode überein.

»Golden thronende Aphrodite«

Es klingt für mein ungelehrtes Ohr wunderbar, groß und griechiſch, muſikreich und claſſiſch, und wenn die Schröder dieſe Strophen auf der Bühne ſpricht, kann man das eigene Herz in der Todtenſtille rings umher ſchlagen hören.

Die deutſchen Kritiker halten die Medea für weniger gut als Sappho, ſowohl als Styl, als auch als Kunſtwerk betrachtet. Das kann ich nicht wohl beurtheilen, ich werde aber nie den Eindruck vergeſſen, den ſie mir machte, als ich ſie zum Erſtenmale las — ich erinnere mich dieſes Augenblickes, als einer Eva in meinen poetiſchen Reminiscenzen. Durch die bloße Auffaſſung des Charakters wird uns klar, daß Medea ihre Kinder morden mußte. In den anderen Trauerſpielen über denſelben Gegenſtand wiſſen wir, daß der Mord geſchieht. Doch Grillparzer führt uns zu der ſchrecklichen Kataſtrophe durch eine ſolche Kette von Motiven und Gefühlen, daß, wenn ſie herankommt, ſie uns als etwas Unvermeidliches erſcheint.

Medea iſt der Typus einer leidenſchaftlichen Frau. Im Kontraſt zu den eleganten, unterwürfigen griechiſchen Frauen iſt ſie wie eine Wilde; in dem einen Augenblick ganz Ergebenheit und Gehorſam und im nächſten eine

nicht zu zähmende Tigerin, erſt durch die männliche Tapferkeit Jaſons unterwürfig gemacht, und dann empört über ſeine maraliſche Feigheit. Grillparzer hat wohl weislich das Mannweib und die Zauberin, die uns zuwider iſt, ſo viel als möglich aus dem Geſicht gelaſſen, während die menſchliche Natur unter menſchlichen Einwirkungen und menſchlich handelnd und fühlend, immer vor uns ſteht. Es liegt eine furchtbare Wahrheit und Natur in dieſem Bilde, welches vollkommen durchgeführt iſt. Wenn man daſſelbe neben der Medea des Euripides ſtellt, ſo hat man den Vergleich zwiſchen den Darſtellungen durch Malerei und durch Bildhauerkunſt.

Das Sujet der Medea iſt von einem ſeltſamen Zauber umgeben, gleich dem der ſchrecklichen Meduſa, welche man anſchauen mußte, obgleich ſie den Anſchauenden zu Stein verwandelte. Dieſes Sujet iſt auf alle mögliche Weiſe ſchon behandelt worden, ich weiß nicht, in wie vielen Tragödien und Opern in älterer und neuerer Zeit. Ich erinnere mich, eine Vorſtellung ſonderbarer Art von Madame Schröder geſehen zu haben; es war ein Monolog in Proſa mit Symphonien in Muſik, welche von Georg Benda 1755 componirt wurde. Nach zwei oder drei ausgeſprochenen Sentenzen kamen einige Muſikaccorde, welche die Schauſpielerin mit paſſenden Pantominen begleitete. Der Text in Proſa (von Gotter) ſchien mir eine Reihe von Beſchwörungen, Ausrufungen, Verwünſchungen zu ſein, ohne irgend eine poetiſche Färbung,

und die Muſik unterbrach mehr den Strom der Leidenſchaft, als daß ſie demſelben nachgeholfen hätte. Demungeachtet war es eine ſehr auffallende Probeleiſtung von dem eigenthümlichen Talente der Schröder, ihre ſchönen claſſiſchen Stellungen hätten für einen Künſtler ein Studium abgeben können, und es gab Momente von Pathos und unendlicher Erhabenheit, welche mich tief ergriffen. Die Wildheit drückte ſie beſſer aus, als die ſanfteren Gefühle der Frau, und ihre Beſchwörungen an Hekate erinnerten mich einen Augenblick an Miſtreß Siddons Stimme und Ausdruck, wenn ſie die Hexenſcene in Macbeth vorlas. Doch war ſie nicht ſo ſchön, wie die Paſta in derſelben Rolle. — Lady Macbeth von der Schröder ſchien mir unleidlich.

Den 19ten Mai.

Nach einigen Tagen ſehr ernſten Unwohlſeins, Fieber u. ſ. w. bin ich wieder im Stande, auf zu ſein.

Ich ſaß am Fenſter und zeichnete oder vielmehr ich zeichnete nicht, ſondern hatte den Bleiſtift in der Hand — der ſchöne Ontario-See! Mein See! — denn ich fange an, ihn zu lieben und als den meinigen zu betrachten! — er wechſelt jeden Augenblick ſeine Farbe, Purpurne und grüne Schatten fluthen darüber hin, jetzt ſind ſie dunkel, dann hell und jetzt bleich, wie ein ſterbender Delphin, oder um ein genaueres, wenn auch nicht

ſo poetiſches Gleichniß zu gebrauchen, ſo iſt er geſprenkelt und ſchillernd wie der Rücken einer Makrele und dann und wann ein Strahl ſilbernen Lichtes, der die grünen Schatten theilt. Herrliche eilende Wolken rollten rings um den Horizont auf und die kleinen anmuthigen Shooners, ſich in ſchönen Stellungen an einander reihend und alle Veränderungen von Licht und Schatten annehmend, kamen grüßend in die Bai hineingetanzt. Ein Zug wilder Gänſe ſchwamm auf dem See, ſie tauchten unter und jagten ſich ſcherzend, und ſchöne, kleine mir unbekannte Vögel, in prächtigem Geſieder von Karmoiſin und ſchwarz, flatterten im Garten umher; Alles war draußen Leben und Licht und Schönheit; es war das Auferſtehungsfeſt der Natur! Wie ſchön war dieſes! Wie willkommen meinen Sinnen und meinem Herzen iſt dieſer Frühling, der endlich erſcheint, nachdem ich ihn ſo lange erſehnt, ſo lange erwartet habe.

Den 30ſten Mai.

Geſtern Abend war ein Ball im Gouvernementshaus, zu welchem Manche funfzig Meilen weit herkamen, Manche auch hundert und zweihundert engliſche Meilen, was hier nicht viel iſt. Es waren ſehr hübſche Mädchen dabei und man tanzte ſehr gut. Doch hatten wir alle Urſache, den Verluſt der Muſik des 66ſten Regiments zu beklagen, welche uns zu meinem Kummer vor einigen Wochen verlaſſen hat.

Es ſteht ſehr zu hoffen, daß alle die Gouverneurs, die man in Zukunft hierher ſendet, verheirathet ſein möchten und ihre Frauen mit ſich bringen, denn die Gegenwart eines weiblichen Weſens an der Spitze unſeres kleinen Provinzial-Hofes iſt, vorzüglich, wenn ſie geſcheut und klug und gebildet iſt, in der hieſigen Geſellſchaft viel nöthiger, als Sie es ſich denken können.

Erindale.

Dieſes iſt ein ſehr hübſcher Ort mit einem ſehr hübſchen Namen. Eine gütige Einladung zog mich dahin, um Luftveränderung zu ſuchen, ſo wie auch Veränderung des Orts und jede andere Veränderung, deren ich ſo ſehr bedurfte.

Das britanniſche Dampfboot, welches täglich zwiſchen Toronto und Hamilton hin und her fährt, brachte uns in ein und einer halben Stunde bis an die Mündung des Fluſſes Credit. Auf Befehl des Herrn M... erwartete uns beim Gaſthof am Ufer des Sees eine Karriole auf Federn ruhend, das gewöhnliche Fuhrwerk in dieſer Gegend, um uns durch die Wälder bis zu ſeinem Hauſe zu fahren, und der Herr des Gaſthofes, ein anſtändiger, achtungswerther Mann, fuhr dieſen Wagen ſelbſt. Er hatte England als Kind vor dreißig Jahren verlaſſen, mit Vater und Mutter und ſieben Geſchwiſtern, und vor achtzehn Jahren war er aus den vereinigten Staaten nach Canada gekommen, auf Veranlaſſung

eines Verwandten, um ſich im Buſch, ſo nennt man gewöhnlich das ungelichtete Land, niederzulaſſen. Zu jener Zeit beſaßen ſie nichts als Hände und Geſundheit. Die Familie, welche nun auf fünf heruntergekommen iſt, befindet ſich wohl. Er ſelbſt beſitzt als Eigenthum einen Meierhof von hundert und funfzig Acres; ſein Bruder hat viel mehr, ſeine Schweſtern ſind alle verſorgt. »Ein Jeder, der Geſundheit und ein Paar Hände hat, könnte in dieſem Lande ſich wohl befinden, wenn nur das Trinken nicht wäre; das richtet viele Hundert zu Grunde.«

Man bildet einen Hafen an der Mündung des Fluſſes, indem man den Kanal weiter und tiefer gräbt; da aber wegen der jetzigen verworrenen Verhältniſſe es an Geld fehlt, ſo rückt die Arbeit nicht vorwärts. Es iſt hier ein hübſcher kleiner Gaſthof mit einigen Blockhäuſern, die Lage iſt tief und ſumpfig, und ich ſollte meinen, daß ſie ungeſund wäre. Doch hat man mir verſichert, daß, obgleich das kalte Fieber im Frühjahr hier herrſche, daſſelbe doch alle Jahr abgenommen habe in dem Maaße, als das Lichten und Anbauen der Ländereien vorſchreitet.

Der Fluß Credit führt dieſen Namen, weil in alten Zeiten (d. h. vor vierzig bis funfzig Jahren) die Pelzhändler an deſſen Ufern mit den Indianern zuſammen kamen, und ihnen auf Credit die Waaren auslieferten, für welche ſie im folgenden Jahre den Werth oder vielmehr den zehnfachen Werth an Fellen erhielten. In ei-

nem Lande, wo es kein Geſetz für Schuldner und Gläubiger giebt, wo man weder Pfand noch Stempel noch Buch und Rechnung noch Gerichtsdiener hat, keine Möglichkeit einen widerſpenſtigen oder betrügeriſchen Schuldner zu ſtrafen, oder auch nur deſſen habhaft zu werden, ſondern wo man im Gegentheil noch ſehr Gefahr läuft, daß der beſagte Schuldner mit dem Tomahawk ſeinen Gläubiger erſchlägt, könnte dieſes etwas gewagt ſcheinen. Doch iſt mir von denen, welche lange ſowohl in Ober- als in Unter-Canada den Handel getrieben haben, verſichert worden, daß es etwas Unerhörtes ſei, daß ein Indier ſein Wort bräche; und wenn derſelbe durch irgend einen unvorhergeſehenen perſönlichen Unfall abgehalten ſein ſollte, die ausgemachte Zahl von Biberfellen zu bringen, ſo meinen ſeine Verwandten und Freunde, daß ihre Ehre dadurch betheiligt ſei, und ſorgen dafür, daß die Zahl voll werde.

Der Pelzhandel hat ſchon lange an dieſen Ufern aufgehört, ſeitdem dieſelben einſt der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwiſchen den Huronen und Miſſaſſaquas waren. Die letzteren waren zuletzt beinah ganz und gar ausgerottet; einige wenige, elende und entartete Ueberbleibſel dieſes Stammes pflegten noch um ihre alten Wohnungen und die Begräbnißplätze ihrer Väter, welche auf einem hohen Hügel am weſtlichen Ufer des Fluſſes und nahe bei dem See gelegen ſind, umherzuſchleichen. Dieſe wurden von den methodiſtiſchen Miſ-

ſionairen in ein Dorf verſammelt, zwei Meilen weiter hin, wo man einen Verſuch gemacht hat, um ſie zu civiliſiren und zu bekehren. Das Gouvernement hat auch eine bedeutende Summe zu dieſem wohlthätigen Zwecke verwilligt, und man hat ungefähr funfzig Blockhäuſer für die Indianer erbaut, jedes durch Scheidewände getheilt, damit es zwei oder noch mehrere Familien aufnehmen kann. Es befindet ſich auch eine Kapelle und eine Schule in dieſem Dorfe. Peter Jones, auch Kahkewaznonaby genannt, ein Halb-Indianer, iſt der zweite Anführer und Religionslehrer. Er war vor einigen Jahren in England, um dort Beiſteuern einzuſammeln für ſein armes Volk, und heirathete dort eine junge enthuſiaſtiſche Engländerin, welche ein kleines Vermögen beſaß. Sie hat ſeit kurzem das Dorf verlaſſen, um nach England zurückzukehren. Außerdem wohnt noch ein echter Methodiſten-Prediger hier, der kein Wort von der Sprache der Eingebornen verſteht und mit ihnen nur durch die Dollmetſcher verkehren kann. Er klagte über die Sterblichkeit unter den Kindern, und über die jährliche Abnahme der Einwohner dieſer Niederlaſſung. Der größte Theil von denjenigen, welche übrig bleiben, ſind Halb-Blut, und unter dieſen ſieht man einige ſehr kräftige junge Frauen und Kinder. Doch machte mir das ganze Anſehen des Ortes und deſſen Bewohner einen traurigen Eindruck. Die Indianer, welche ich umherſchleichen ſah, und die Squaws, welche in ſchmutzige

wollene Decken gehüllt waren, mit dem langen ſchwarzen, über Geſicht und Augen herabhängenden Haar, flößten mir das tiefſte Mitleid ein. Als der Stamm zuerſt vereinigt wurde, beſtand er aus ſiebenhundert Männern, Frauen und Kindern; jetzt ſind es deren ungefähr zweihundert und zwanzig. Der Miſſionär und ſeine Frau ſahen niedergeſchlagen aus, ſie erzählten mir, daß die Conferenz ihnen nie geſtatte, in irgend einer Gemeine lange genug zu bleiben, um die Menſchen kennen zu lernen, und um perſönliches Intereſſe an ihrem Wohl zu nehmen. Im allgemeinen iſt ihr Aufenthalt in irgend einer Niederlaſſung oder einem Diſtrikte auf zwei oder drei Jahre feſtgeſetzt, dann werden ſie hinweggerufen, und ein anderer kommt an ihre Stelle. Von den Einwohnern haben nur einige wenige das Land, das ihnen zugetheilt war, angebaut, und dieſe leben in einer Art von Wohlhabenheit; drei oder vier Frauen (Halb-Blut) zeichnen ſich durch die Reinlichkeit ihrer Häuſer aus, und durch ihr gutes Betragen, und einige Kinder ſind ſehr geſcheut, und können ſowohl ihre eigene Sprache als auch engliſch leſen. Dieſes ſind aber Ausnahmen; und Schmutz, Trägheit und Trunk ſind allgemein herrſchende Uebel. Die Auszehrung iſt die vorherrſchende Krankheit, und hat unzählige dieſer unglücklichen Völker hinweggerafft *).

---

*) Alle die Bemerkungen, welche ich hier zuſammengeſtellt

Nachdem wir das indianiſche Dorf paſſirt hatten, vertieften wir uns wieder in das Innere der Wälder, auf einem Wege oder Pfade, welcher dann und wann Abgründe und Untiefen von Schmutz bot, in denen man bis zur Achſe verſank, und ich begann ſehr deutlich die Vortheile eines canadiſchen Fuhrwerks zu fühlen. Auf jeder Seite dieſes Wald-Pfades ſtrebte das Auge vergebens, das Labyrinth von Laubwerk und Blumen von allen Farben zu durchbringen, wo das Leben in Myriaden von Geſtalten, in der Luft und auf der Erde umher kroch, ſummte und rauſchte, während der Morgenthau noch unter den dunklen Schatten erglänzte.

Nachdem wir fünf bis ſechs Meilen gefahren waren, verließen wir dieſe Wälder, und kamen in Springfield an, einem kleinen Dorfe, welches wir im tiefſten Winter paſſirt hatten. Wie ganz anders war jetzt deſſen Anſehn! — Von der Landſtraße ab führte uns ein ſchöner Pfad längs der hohen Ufer des Credit hin, nach Erindale, denn ſo hatte Herr M... in zärtlicher Erinnerung an ſein Vaterland dieſen ſeinen romantiſchen Wohnort genannt.

Herr M... iſt der Geiſtliche und Magiſtrat dieſes Diſtrikts, und außerdem noch ein großer Landwirth

---

habe, ſind das Reſultat von drei Beſuchen im Dorfe Credit, ſo wie auch noch anderweitiger Erkundigungen, die ich eingezogen.

und Gutsbeſitzer. Seine Frau, welche aus einem edlen hiſtoriſchen Geſchlechte abſtammt, vereinte mit der Freundlichkeit und Offenheit ihres Charakters mehr Höflichkeit und Formen als ich erwartet hatte. Mein Empfang war ſehr herzlich, obgleich das ganze Haus in ungewohnter Bewegung war, denn es war der vierte Juni und Paradetag, wo die ganze Miliz des Diſtricts herausgebracht wurde, und zwei junge Männer der Familie gürteten die Säbel um, und legten noch andern militäriſchen Staat an, ſie ſetzten Helme auf, während die Schweſtern mit ſchweſterlichem Stolze bei dieſer Toilette behülflich waren, die Schärpen umbanden, und die Epaulets ordneten, und als ſie Beide eintraten, der Eine in dem hübſchen grünen Coſtüme eines Schützens und der Andere mit der Stickerei eines Lancier-Capitains, war es mir, als habe ich wenig ſo hübſche junge Leute geſehen. Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, fuhren wir nach dem Schauplatz der Handlung.

Auf einer abhängigen Wieſenfläche in der Nähe des Fluſſes, welcher weiter unten durch die grüne Ebene hindurch rauſchte und funkelte, wurden die buntſcheckigen Truppen, ungefähr drei bis vierhundert Mann, aufgeſtellt, doch nein, nicht aufgeſtellt, ſondern auf eine viel maleriſche Weiſe hier und dorthin zerſtreut. Einige wenige Blockhäuſer und Sägemühlen am Ufer des Fluſſes und eine kleine hölzerne Kirche auf der Höhe gegenüber, bildeten die Hauptpunkte der Scene. Der unbegrenzte

Wald breitete ſich um uns aus. Einige wenige Männer, welche gut beritten waren und als Lanciers in Uniformen gekleidet, die jedoch keine Uniformen waren, manövrirten auf dem grünen Raſen hin und her, zur großen Gefahr der Zuſchauer, denn ſie und ihre Pferde waren gleich wild, munter, muthig und undisciplinirt. Doch dieſe Cavallerie war Vollkommenheit im Vergleich zu der Infanterie. Hier war gar nicht einmal der Verſuch gemacht worden, eine Uebereinſtimmung in Kleidung, Haltung und Bewegung hervorzubringen, nur Wenige hatten Röcke, Andere Jacken, die größte Anzahl hatte weder Röcke noch Jacken, ſie erſchienen in Hemdärmeln, in weißen oder bunten, in reinen oder ſchmutzigen, es war eine erbauliche Abwechſelung! Einige trugen Hüte, Andere Mützen, Andere ihr eigenes zottiges Haar. Mehrere hatten Feuergewehre, Andere alte Schwerter, welche an Riemen hingen, oder in ihren Gürtel geſteckt waren. Doch die größte Anzahl ſchulterte Stöcke und Regenſchirme. Madame M... erzählte uns, daß ſie auf einer der früheren Paraden gehört habe, wie das Commandowort alſo wäre gegeben worden: »Die Herren mit den Regenſchirmen nehmen das Terrain zur Rechten, und die Herren mit den Spazierſtöcken das Terrain zur Linken.« Nun rannten ſie, einer hinter den andern, ſtießen ſich mit Elbogen, und traten ſich auf die Füße, liefen, hüpften, ſtolperten; und wenn der commandirende Offizier einen Augenblick den Rücken wendete, ſetzten ſie

ſich gelaſſen am Ufer nieder, um auszuruhen. Es war unmöglich nicht zu lachen, und die ganze Kraft der Geſichtsmuskeln mußte aufgeboten werden. Carl M . . . wurde ganz heiſer, indem er Befehle ausrief, die Niemand befolgte, außer vielleicht zwei oder drei Mann in der Fronte. Und James manövrirte mit ſeinen Reitern, ſie ſchwenkten die Lanzen, galopirten und curbettirten zur allgemeinen Bewunderung. James iſt Magazinverwalter und Poſtmeiſter des Dorfes, und als wir nach dem Schauſpiel in ſein Waarenlager traten, um uns auszuruhen, war ich nicht wenig beluſtigt, als ich unſern Lancier-Capitain hereintreten, ſeinen Helm abnehmen, und über den Zahltiſch hinwegſpringen ſah, um einem Kunden für einen Pfennig Taback, und einem andern eine Elle gewürfelte Leinwand zu verabreichen. Willy, der jüngſte Bruder, ein ſchöner junger Mann, welcher unſer Cavalier auf dem Felde geweſen war, ſtand ihm bei, und halb im Scherz und halb im Ernſte verlangte ich einige von ſeinen Waaren zu kaufen, welche Willy lachend und munter mit der größten Einfachheit und ohne die geringſte Verlegenheit mir zumaß. Wir kehrten zurück, um ein einfaches und treffliches Mittagsmahl einzunehmen. Alles auf dem Tiſche, der Wein ausgenommen, war der Ertrag ihrer eigenen Wirthſchaft. Unſer Wein, Waſſer und die Butter waren in Eis geſetzt, und alles war das Beſte in ſeiner Art.

Der Paradetag endigte mit Trunk und Lärmen, wo-

bei, wie ich ſpäter erfuhr, der Obriſt ſchwer verletzt wurde, und mehrere ernſtliche und unglückliche Fälle vorkamen; das Ganze wurde aber ſo leicht genommen, ſo ganz wie eine Sache, die ſich in dieſer halbciviliſirten Vereinigung von ſelbſt verſteht, daß ich auch bald nicht mehr der Sache gedachte.

Am nächſten Morgen ſah ich zu meinem Fenſter heraus, auf eine, obgleich wilde, doch ruhige und liebliche Landſchaft. Das Haus iſt am Rande eines ſteilen Ufers erbaut, das vielleicht hundert Fuß hoch und ſchroff in den reißenden Fluß herabgeht *). Die Ufer der beiden Seiten ſind mit herabhängenden Birken, Tamarisken, Sumach und Ahorngeſträuchen bekleidet, welche in dem reichen Schmuck des erwachenden Jahres ſtehen. Weiter hinaus liegt, wie gewöhnlich, der dunkele Tannenwald, und nahe an dem Hauſe ſieht man verſchiedene Gruppen hoher Tannen, das eingeborene Rieſengeſchlecht des Bodens. Weiterhin waren die Strecken, die gelichtet wurden. Der Himmel war ohne Wolken und die Hitze ſehr groß. Ich fand das Frühſtück auf der

---

*) In dieſem Fluß haben die jungen Leute der Familie in einer Nacht zweihundert Salmen mit dem Speer erlegt. Der Salmenfang in Amerika iſt ganz wie der, welcher in Guy-Mannering ſo lebhaft beſchrieben iſt. Der Fiſch, den man ſo fängt, iſt eher eine große Art von Forelle, als ein eigentlicher Salm. Der Fiſchfang ſoll ſehr intereſſant ſein.

Verandah, trefflicher Thee und Kaffee, guter Rahm, ſehr gute heiße Kuchen, friſche Eier, kurz das Banquet eines Königs! Die jungen Männer waren mit den Arbeitern ſchon ſeit Sonnenaufgang ausgeweſen, und die jüngeren Damen des Hauſes waren mit häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt. Wir Anderen ſaßen den ganzen Morgen in der Verandah, und zwiſchen Zeichnen und Leſen erzählten mir mein gütiger Wirth und deſſen Frau von ihrer vor zehn Jahren ſtattgefundenen Einwanderung in dieſes Land.

Herr M... war ein proteſtantiſcher Prediger von guter Familie, und hatte eine bedeutende Pfründe in Irland. Die Gegend, in welcher er lebte, war ſo unruhig, daß er nicht allein unfähig war, ſeine Zehnten einzuſammeln, ſondern daß während einiger Jahre weder ſein noch ſeiner Angehörigen Leben in Sicherheit war. Sie gingen nie unbewaffnet aus, und pflegten ſich nie den Abend niederzulegen, ohne ihr Haus wie eine Feſtung zu verbarricadiren. Die Geſundheit ſeiner Frau begann unter der beſtändigen Angſt zu leiden, bis endlich, nach einem harten Kampf mit alten Gefühlen und Gewohnheiten, er den Entſchluß faßte, ſeine irländiſchen Beſitzungen in baares Geld umzuwandeln, und mit vier ſchönen Söhnen von ſieben bis ſiebenzehn Jahren und einer kleinen Tochter nach Canada auszuwandern. Sie ſehen daraus, daß Canada nicht nur ein Aſyl für diejenigen geworden iſt, welche keine Zehnten bezahlen kön-

nen, ſondern auch für die, welche dieſelben nicht einzutreiben vermögen.

Bald nach ſeiner Ankunft kaufte er achthundert Acres Land längs den Ufern des Credit. Mit Hülfe ſeiner Söhne und einiger Arbeiter hatte er bald ein Stück Boden gelichtet, um ein Haus zu bauen; er errichtete daſſelbe an einer ſehr ſchönen Stelle, die jedoch damals eine vollkommene Wildniß war, und ſowohl Zeichnung als Ausführung des Baues ſind ſehr geſchmackvoll, obgleich Niemand ihnen dabei half. Als ſie nun Wohnung und Obdach hatten, fuhren ſie in ihrer mühſeligen Arbeit weiter fort. Sie gaben zu, daß die Arbeit ſehr mühſelig geweſen ſei, aber ſie blieb auch nicht unbelohnt, und ſie beſitzen nun hundertundfunfzig Acres Land, welches gelichtet und bebaut iſt; ferner beſitzen ſie eine ſchöne Scheuer, welche ſechszig Fuß lang und vierzig breit iſt, und welche die Söhne ganz allein erbaut haben; eine Zimmermannswerkſtatt und eine Drechſelbank, auf welcher der alte Herr und einer der Söhne ſehr geſchickt ſind. Auch eine Schmiede beſitzen ſie, mehrere große Nebengebäude und einen wohl eingerichteten Meierhof.

Das Wohnhaus iſt ſehr comfortable meublirt, da viele der eleganten Geräthſchaften vom Vater und Sohne gedrechſelt und ausgeſchnitten wurden. Dieſe jungen Leute, welche in Irland die Anfangsgründe einer claſſiſchen Erziehung erhalten hatten, beſaßen alle Talent für das

Mechaniſche, und liefern hier, wo ihre Kräfte erweckt, und ihre phyſiſchen und moraliſchen Anlagen in Thätigkeit geſetzt wurden, einen auffallenden Beweis, wie viel durch Thätigkeit und Ausdauer vollbracht werden kann; ſie ſind ihre eigenen Maurer, Schmiede, Zimmerleute, Ackerbauer und Gärtner; ſie ſind außerdem kühne und geſchickte Jäger. Sie wiſſen ſich in allen Fällen ſchnell zu helfen, ſind klug, heiter und mit inniger Liebe einander zugethan; ſie verehren ihre liebliche Schweſter von ganzem Herzen, welche unter dieſen vier großen männlichen Brüdern aufgewachſen iſt, wie eine ſchöne Tezalia unter ſchützenden und ſie überragenden Tannen. Ich muß auch noch hinzufügen, daß einer der jungen Leute etwas von der Feldſcheerkunſt verſteht, und im Fall der Noth zu Ader laſſen kann, oder ein gebrochenes Glied einrichten; während ein anderer ſo viel von den Geſetzen kennt, daß er einen Contract aufſetzen, und die Streitigkeiten und kleinen Verlegenheiten der ärmeren Nachbarn ſchlichten kann, ohne zu einem Advocaten Zuflucht nehmen zu müſſen.

Die ganze Familie ſcheint viel Sinn für die ſchöne Natur und viel Geſchmack an Naturgeſchichte zu haben. Sie kennen die Gewohnheiten und die Schlupfwinkel der wilden Thiere, welche in ihren Waldbezirken hauſen. Sie haben Mineralien- und Inſectenſammlungen angelegt, und kennen jedes Gras und jede Blume, »welche den Silberthau einſaugt.« Alle Bewohner dieſer Be-

ſitzung, nicht allein die kräftige Magd, welche ich mit einem kleinen Ferkel in den Armen umherlaufen ſah, und der kleine ſchwarze Junge Alick; — aber auch die Thiere des Meierhofes, — die alte Lieblingsſtute, — das Geflügel, welches um den wohlwollenden alten Herrn ſich verſammelt, und welches der allgemeine Verzug der Familie iſt, — ſelbſt Hunde und Katzen, — alle ſcheinen mir die glücklichſten und beneidenswertheſten ihrer Art zu ſein.

Es athmet rings umher eine Atmoſphäre von Güte und Freude, welche mir bis ins tiefſte Herz hineindringt. Ich erinnere mich nicht, ſo ruhig und ganz glücklich geweſen zu ſein, ſo ganz mit dieſen guten Leuten empfindend, ſo leichten Herzens, und ſo geneigt, die Welt mit ihren Sorgen und Eitelkeiten auszuſchließen, und die Zeit über mich hingleiten zu laſſen wie im goldenen Zeitalter.

Am Abend war es ſchwül, der Himmel war herrlich umwölkt, und die Wolkenſchaar rollte einher, wie es mir ſchien, mit den Wipfeln der Fichten verwoben. Wir gingen in der Verandah auf und ab, indem wir dem melancholiſchen Zirpen des Heimchen lauſchten, und die Bewegungen einiger ſchönen grauen, ganz harmloſen Schlangen beobachteten, welche hinter einander längs der Gartengänge einhergleiteten; nach und nach ſenkte ſich tiefe Stille und dichte Dunkelheit um uns nieder; dann brach das Gewitter los in ſeiner ganzen Macht. Die

Blitze hüllten den ganzen Horizont wie in Flammentücher ein, der Donner rollte über dem Walde, und noch weilten wir; wir weilten bis der Tumult der Elemente vorüber war, und der Regen in Strömen herabrauſchte. Dann gingen wir in das Haus und hatten etwas Muſik. Carl und Willy hatten gute Stimmen und viel natürlichen Geſchmack; und wir ſangen Duetten und Trios bis zum Abendeſſen. Da verſammelten wir uns wieder um einen heitern Tiſch, wo viel gelacht wurde, und ganz von Herzen gelacht, und wo man manchen Scherz mit irländiſcher Galanterie und Humor würzte; dann ſandte der alte Herr, nachdem er bei ſeinem mäßigen Becher Whisky-Punſch etwas geplaudert hatte, uns mit ſeinem Segen zu Bette.

Herr M... erzählte mir, daß während den erſten ſieben oder acht Jahren ſie Alle zuſammen auf ſeinem Meierhofe gelebt und zuſammen gearbeitet hätten. Doch in der letzten Zeit habe er ſich überlegt, daß, obgleich die Fortſchritte des Gutes reichlichen Unterhalt böten, ſo würfe daſſelbe doch nicht die Mittel ab, ſeinen Söhnen eine Unabhängigkeit zu ſichern, ſo daß ſie heirathen und ſich in der Welt niederlaſſen könnten. Er hat alſo zwei ſeiner Söhne als Magazinen-Verwalter untergebracht, den einen in Springfield, den andern in Streetsville, welche beide Orte nicht weit von ſeiner eigenen Woh-

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

nung entfernt ſind; und ſie haben ſchon durch ihre Fähigkeiten, durch ihre Thätigkeit und durch ihr populäres Weſen es weiter gebracht, als er ſelbſt gehofft hatte.

Ich konnte bemerken, daß einige Vorurtheile und Gefühle ſowohl bei ihm, als bei ſeiner Frau hatten überwunden werden müſſen, um dieſen Schritt zu thun. Der Familienſtolz eines wohlgebornen irländiſchen Gentleman, und die Antipathie gegen alle Handelsgeſchäfte, welche unter einer gewiſſen Claſſe im alten Lande vorherrſchend iſt, — dieſe mußten überwunden werden, ehe er ſich mit der Idee ausſöhnen konnte, daß ſeine Söhne Spezereien in Canada verkauften; doch wurden ſie überwunden. Ein kleiner Ueberreſt des alten Adam gab ihm die Nothwendigkeit ein, mir eine Entſchuldigung, — oder vielmehr eine Erklärung dieſer Zuſtände zu geben. Er wußte nicht, wie viel Beifall ich in dem Augenblicke zollte, — nicht den thörichten Nationalvorurtheilen unſers Vaterlandes, — ſondern dem ehrlichen und edlen Geiſt und der geſunden Vernunft, durch welche er dieſelben überwunden, und für die künftige Unabhängigkeit ſeiner Kinder geſorgt hatte. Ich erkundigte mich nach der Größe ſeiner Gemeine und nach den Sitten und dem Zuſtande ſeiner Beichtkinder.

Er ſagte, daß auf zwei Seiten der ſeiner Pflege befohlene Diſtrikt als unbegrenzt betrachtet werden könnte, denn es war in der That keine Grenzlinie zwiſchen ſeinem Kirchſpiel und dem Nordpol. Er wurde oft ſech-

zehn bis dreißig Meilen weit geholt, um eine Ehe zu ſchließen oder ein Begräbniß zu feiern, oder ein Kind zu taufen, oder eine Predigt zu halten, wenn irgendwo eine kleine fromme Vereinigung zuſammengebracht werden konnte. Doch erſchwerte ihm in der letzten Zeit ſein zunehmendes Alter dieſe Geſchäfte. Die Kirche ſeiner Gemeinde iſt in Springfield. Als er im Anfang die Pfründe bezog, welche ihm bei ſeiner Ankunft in dieſes Land zugewieſen wurde, betrug der Gehalt, denn es giebt hier keine Zehnten, zweihundert Pfund Sterling jährlich. Spätere Maaßregeln, durch Herrn Hume eingeführt, haben dieſe zu hundert Pfund Sterling reducirt. Er ſprach davon ohne Bitterkeit, was ihn ſelbſt betraf, denn er war alt und hatte andere Mittel zu leben, doch betrachtete er es als eine große Ungerechtigkeit, ſowohl gegen ihn als gegen ſeinen Nachfolger. »Denn,« ſagte er, »es iſt klar, daß kein Menſch ſich den Geſchäften eines ausgedehnten Diſtrikts unterziehen kann, ohne ein gutes Pferd zu haben und einen Jungen, um daſſelbe zu verſorgen. In dieſem Lande aber, wo die Löhnungen ſo bedeutend ſind, kann man nie für weniger als hundert Pfund Sterling Pferd und Diener halten und dabei ſelbſt einen ganzen Rock tragen. Deshalb kann kein Menſch, der nicht anderweitige Hülfsquellen hat, hierher kommen. Und wer über ſolche gebieten kann und eine gute Erziehung bekommen hat, der wird nicht hierher kommen. Ich ſage nichts von der Beſchwerlichkeit der

Geſchäfte und der großen Verantwortlichkeit, welche mit dieſem Berufe verbunden ſind; beſchwerlich dürfen ſie ſein, — aber hungern darf er nicht dabei, und verhungern muß er, wenn er nicht neben ſeinen geiſtlichen Pflichten noch eine Pachtung annimmt oder einen Magazinhandel. Ein Geiſtlicher würde aber in ſolchen Verhältniſſen kaum die Achtung ſeiner Beichtkinder ſich erhalten können. Was meinen Sie dazu, Madame?«

Als mir die Frage geſtellt wurde, konnte ich nur wie er denken: es kommt mir vor, als müſſe in dem Gange dieſes canadiſchen Kirchenſyſtems etwas nicht ganz richtig ſein, vom Anfang bis zum Ende.

Was die Sitten der Bevölkerung in ſeiner Umgegend betrifft, ſo ſprach er mir von zwei Dingen, welche vor Allem beklagenswerth wären; der vorherrſchende Trunk und das frühe Auflöſen der elterlichen und Familienbande. Das Erſte kommt vom allzuwohlfeilen Preiſe des Whisky, und das letztere vom zu hohem Preiſe der Arbeit, wodurch die Gewinnluſt die Jugend beiderlei Geſchlechter, bald aus der Heimath führt, weil ſie ſobald als möglich für ſich ſelbſt ſorgen wollen. Dieſe letztere Thatſache und deren Folgen fiel ihm um ſo peinlicher auf, da dieſelbe ſo auffallend mit der großen Familienanhänglichkeit und der Achtung für elterliche Gewalt contraſtirte, an welche er mitten im Elend und Ruin des armen Irlands gewohnt war. Im Allgemeinen ſtellte er die Sitten der Frauen viel höher als die der

Männer, da ihre Gewohnheiten immer mäßig blieben, trotz des ſchrecklichen Beiſpiels und der Verſuchung, welche ſie umgeben. Er kannte nur zwei Frauen, welche ſich dem Trunke ergeben hatten, und in beiden Fällen war die Urſache dieſelbe, eine unglückliche Häuslichkeit und ein böſer Mann.

Er theilte mir noch viele andere Umſtände und Anecdoten mit, doch da dieſe perſönlich ſind und er mir ſeine Erlaubniß nicht ganz beſtimmt gegeben hat, ſo zeichne ich dieſelben nicht hier auf.

Im Ganzen werde ich die wenigen Tage nie vergeſſen, welche ich mit dieſer trefflichen Familie verlebte, wir ſagten uns Lebewohl, nicht ohne manche freundliche Bitte von ihrer Seite und manches Verſprechen von der meinigen, ſie wieder zu beſuchen. Carl M... fuhr mich nach dem Credit, wo wir das Dampfboot trafen und ich kehrte nach Toronto zurück, das Herz voll freundlicher Eindrücke, die Phantaſie voll ſchöner Bilder und mein Schooß voll Blumen, welche Carl längs des Waldrandes für mich geſammelt hat. Blumen, welche wir mit Sorgfalt in unſern Gärten und Treibhäuſern pflanzen und pflegen, welche an Farbenſchmelz ſehr ſchön waren und deren Namen, Geſtalt und Nutzen ich nicht kannte. Unglücklicher Weiſe verſtehe ich mich nicht auf Botanik und will alſo nicht weiter in die Einzelnheiten eingehen; doch eine Pflanze fiel mir ganz beſonders auf, welche überall zu tauſenden wuchs. Der Stiel war ungefähr

zwei Fuß hoch, am obern Ende befanden ſich zwei große, fächerartige Blätter, deſſen eines ſtets größer als das andere war; zwiſchen dieſen zwei Blättern entſproßte eine einzige Blume, in Größe und Geſtalt einer großen, wilden Roſe ähnlich, das Blumenblatt war weiß mit blaſſem Roſa angehaucht. Nach der Blume folgt eine ovale Frucht, welche genoſſen wird und eingemacht ſehr ſchmackhaft iſt." Man nennt ſie Maiäpfel.

Ende des erſten Theils.

große,
das
roßte
oßen,
mit
eine
ſehr